3 3433 00330393 4

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Reise um die Welt

in den Jahren 1844—1847.

Von

Carl Grafen von Görtz.

3

Dritter Band.

Reise in China, Java, Indien und Heimkehr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1854.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Hongkong — Canton.

Wir sind nach einer siebzigtägigen Reise über den stillen Ocean am 30. März 1846 an den äußersten Inseln welche die Südküste von China umkränzen, angelangt, und der Lootse ist bereit uns in den Hafen von Hongkong zu bringen. Diese Scene war für mich in jeder Weise die Eröffnung der chinesischen Wunderwelt: das scharf gebaute Lootsenboot mit seinen seltsamen Segeln von Matten kam pfeilschnell auf uns zu, in einem Nu war es durch eine kräftige Bewegung des ungeheuern Steuerruders gewendet, die Segel niedergelassen, und im Augenblick darauf war auch schon die halbe Mannschaft wie Katzen an unserm Tauwerke heraufgeklettert und an Bord; gerade so mögen die chinesischen Piraten, die Schrecken dieser Küstengewässer, ihre Opfer überfallen. Nun gab es eine jener Handelsscenen die ich später als etwas sehr Alltägliches kennen lernte: der Lootse

erinnert. Nun betritt man die Hauptstraße der Stadt Victoria, und das ganze chinesische Leben breitet sich vor dem erstaunten Fremdling aus: ein gewaltiges Gedränge von Arbeitern, Bettlern, Lastträgern, Barbieren, hin und wieder europäische Gesichter, die martialischen Sepoys der englisch-ostindischen Armee und andere beturbante und malerische Figuren des Orients. Der chinesische Coolie oder Arbeiter ist halbnackt, ein unmäßig großer Strohhut schützt ihn gegen die Sonne; an einem langen Bambusstock trägt er seine Last gleichmäßig vertheilt an beiden Enden. Der Wohlhabendere trägt Schuhe und Strümpfe, einen langen Rock und das wohlbekannte schwarze Mützchen mit rothem Knopf; der Fächer in seiner Hand ist in fortwährender Bewegung, und der Zopf, den der Arme bei der Arbeit aufbindet, hängt lang und stolz herab. Eine andere Merkwürdigkeit sind die Barbiere, welche auf offener Straße ihren Kunden Bart und Haupthaar scheeren, eine wichtige Zunft in China. Weiber sieht man nur sehr wenige in den Straßen, und diese nur aus den niedrigsten oder verdächtigen Klassen; da gewahrt man denn gleich eine der tausend Anomalien des wunderlichen Landes, daß die Männer Zöpfe tragen und die Weiber Hosen. Ist gleich der Ankömmling von diesem bunten Gemisch fremdartiger Gestalten wahrhaft geblendet, so darf er doch hier so wenig als in irgend einem Hafenplatz

ein unverfälschtes Bild des Volkslebens suchen, und so gehen auch wir an Manchem was der Beschreibung höchst würdig scheint, vorerst vorüber.

Victoria zerfällt wesentlich in den europäischen und chinesischen Stadttheil; der erstere ist mit merkwürdiger Schnelle an dem öden Ufer emporgewachsen, und eine Menge sehr großer und stattlicher, wenn auch eben nicht geschmackvoller Gebäude, theils massiv, theils aus Backstein, bekunden den Reichthum und den Unternehmungsgeist der hier ansässigen Europäer. Ob alle diese schönen Häuser sich mit Thee, Seide und Opium bezahlt machen werden, ist eine Frage die der Fremde zunächst aufwirft, und die die Sachverständigen mit „schwerlich" beantworten; natürlich hat die Erleichterung und Ausdehnung des Handels seit dem großen Kriege den Vortheil der wenigen großen Firmen geschmälert, welche früher denselben fast wie ein Monopol ausbeuten durften, aber gerade diese großen Häuser waren um so eher im Stande aus dem erworbenen Reichthum die kostbaren Wohnungen in Hongkong aufzubauen und sich einen Wohnsitz zu sichern, der zwar an sich öde und unleidlich, doch ein Paradies im Vergleich mit der Existenz der Europäer in Canton genannt werden kann. Der chinesische Theil, an einer Bergschlucht sich heraufthürmend, so steil daß in der Straße Treppenstufen angebracht sind, ist eng, schmutzig und eben durch und durch nationell; es war mir

nur eine kurze Wanderung durch diesen Ameisenhaufen vergönnt, den ich indeß, Dank der vortrefflichen Polizei von Hongkong, mit völliger Ruhe und Sicherheit durchkroch, so schlimmes Gesindel auch hier haust. Die Stadt Victoria allein zählte Ende 1845 nach fünfjährigem Bestehen der Colonie 43 Regierungsgebäude, 5 Kirchen, eine katholische Kapelle, eine Moschee, und an 200 theils vollendete, theils im Bau begriffene europäische Wohnhäuser und sonstige Gebäude, außerdem 741 chinesische Häuser;* die ganze Insel, kaum drei Stunden lang, und schmal und ausgebuchtet, enthielt 1874 Gebäude, mit einer chinesischen Bevölkerung von 13,380 Seelen, von denen allein in den Booten an 4000 leben; nach andern Notizen wäre jedoch die Seelenzahl 25,000 gewesen, worunter $^1/_5$ Chinesen, während vor der englischen Besitznahme nur etwa 4000 dort in verschiedenen Dörfern, hauptsächlich Fischer, lebten. Im Jahr 1845 zählte man über 20 Dörfer, und der Zudrang nach einem Ort wo so viel Geld zu verdienen ist, muß nothwendiger Weise in steter Zunahme begriffen sein, so lange auf der kleinen Insel noch irgend Raum ist. Daß die Mehrzahl unter diesen chinesischen Anhängseln der Colonie der wahre Abschaum der Bevölkerung ist, kann nicht Wunder nehmen, um so

* Siehe Märzheft des Chinese Repository von 1846, einer von Missionären herausgegebenen Monatschrift, welche die Hauptquelle für die Kunde des modernen China bildet.

weniger wenn man weiß, wie wenig der ächte Chinese den Verkehr mit den Europäern ehrenvoll findet, und mit was für Gesindel dieselben sogar in Canton verkehren müssen; so erfordert denn die Ueberwachung dieser Einwohnerschaft die selbst den rechtlichen Eingebornen abschreckt sich in Hongkong niederzulassen, scharfe Maaßregeln, und kluger Weise lehnen sich die Verordnungen der englischen Polizei so nahe als möglich an die in China landesüblichen Strafarten an; komisch nimmt es sich aber doch in den Colonialzeitungen aus, wenn auf Befehl der englischen Gerichte Einem „sein Haus niedergerissen wird." Uebrigens klagt man auch über europäisches Gesindel, und die böse Nachbarschaft der australischen Strafcolonien hat sich schon bemerklich gemacht. Vielen Unfug richten auch die Matrosen an, welche sich in diesem Hafen eben so zügellos geberden wie in allen Häfen der Welt, und in Hongkong besonders der Versuchung nicht widerstehen, harmlose Chinesen am Zopf zu rupfen und ähnliche handgreifliche Späße mit ihnen zu treiben.

Als ich am Abend an Bord zurückkehrte, um zum Letztenmal in meinem engen Bettchen zu schlafen, nahm sich die an den Anhöhen hinauf gelegene Stadt in der nächtlichen Beleuchtung gar hübsch aus. Eine Junke in unserer Nähe war zur Abfahrt bereit, und ein betäubender Lärm von Gongs und Becken ließ sich von

dort vernehmen, während zugleich einiges Feuerwerk abgebrannt wurde. „Tschin tschin Jos" war die lakonische Antwort auf meine verwunderte Frage, deren völlige Erklärung wie die von so Manchem was ich an jenem ersten Tage gesehen, dem längeren Aufenthalt vorbehalten blieb.

Das Dampfschiff Corsair bot eine erwünschte Gelegenheit nach dem ersehnten Canton schon am nächsten Tage zu gelangen, und zugleich die Fahrt ohne Sorge vor der Ungunst des Windes und vor den Piraten schnell und sicher zurückzulegen; es war ein hübsches Schiff, mit malayischen Lascars bemannt, die der Capitain ihrer unaussprechlichen Namen halber numerirt hatte und bei ihren Nummern aufrief. Die Entfernung beträgt etwa 100 englische Meilen, erst durch die Inseln der weiten Flußmündung, dann zwischen den sich mehr verengenden Ufern des Chu-kiang oder Perlflusses. Leider hatten wir abscheuliches Wetter, Regen und Sturm, und verloren fast ganz die hübsche Ansicht der zum Theil sehr bergigen Ufer; doch klärte es sich bei der Bocca Tigris, der eigentlichen Mündung des Flusses etwas auf und wir thaten einen Blick auf die Tigerinsel, angeblich einem ruhenden Tiger ähnlich, und auf die riesenhaften Befestigungswerke, welche theils schon älter, theils erst nach der harten Lehre errichtet worden sind, welche das Reich der Mitte von den ausländischen Barbaren

empfangen. Sie sind wohl ausgerüstet und bemannt, wie die Salutschüsse bethätigten welche jedes Fort beim Vorüberfahren an uns richtete, im ernsteren Gebrauch aber haben diese formidabel aussehenden Festungswerke nie einem Feinde ein Haar gekrümmt; mehr als einmal haben englische Kriegsschiffe die Durchfahrt durch diese Enge erzwungen, welche europäische Kriegskunst gegen jeden Feind aufs Leichteste würde vertheidigen können. Der Anblick dieser Scenerie brachte natürlich eine Menge lächerlicher Anekdoten auf Kosten der armen Chinesen zu Tage, und jeder von der Gesellschaft wußte zu diesem unerschöpflichen Kapitel das Seine beizutragen, wiewohl auch nicht gerade alles wahr sein mag was jetzt den Besiegten angehängt wird, denn es ist bekannt daß sie sich bei vielen Gelegenheiten brav gewehrt haben; ihre Waffen sind jedoch so erbärmlich, daß schon darin ein unendlicher Nachtheil lag, von den Lächerlichkeiten nicht zu reden die allen ihren Organisationen ankleben. So erzählte man, wie sie einmal ein Fort bei Nacht in größter Heimlichkeit zu evacuiren vorhatten, aber da jeder Soldat seine Laterne führte und das Licht auszulöschen nicht für gut fand, zeigte sich den Blicken der verwunderten Engländer bald eine feurige Schlangenlinie an dem Bergabhang, durch die bunten Laternen der abziehenden Feinde gebildet, und Jene sollen über diese Naivetät sich so belustigt haben, daß sie es nicht übers

Herz bringen konnten, den armen Fliehenden die Schüsse nachzusenden welche sie so ängstlich zu vermeiden bestrebt waren. Die englischen Matrosen pflegten ihre besondere Freude daran zu haben ein halb Dutzend Chinesen in der Schlacht einzufangen, ihnen die Zöpfe in einander zu flechten und sie so wie einen menschlichen Rattenkönig wieder frei zu lassen, da denn die Angst für ihr Leben und die nicht geringe Sorge für die Integrität ihrer Zöpfe zu den komischsten Scenen Anlaß gab. Sie pflegten im Einzelkampf mit tanzenden Geberden, in jeder Hand ein kurzes Schwert, auf den Feind einzudringen und ihn mit großer Gewandtheit bald von dieser Seite bald von jener zu bedrohen, und ein englischer Officier erzählte mir wie er sich genöthigt gesehen habe einen solchen Gegner, obgleich er ihm eher lächerlich erschien, niederzuschießen, weil er habe befürchten müssen bei diesen Gaukeleien doch zuletzt in einem Augenblick der Unaufmerksamkeit den Kürzeren zu ziehen. Ich besitze die Ausrüstungsgegenstände eines chinesischen Soldaten: Bogen und Pfeile sind vorzüglich, die Schwerter, zwei in Einer Scheide, von schlechtem Eisen, und das Gewehr eine ganz erbärmliche Luntenflinte, mit plumpem schwerem Lauf und einem langen Draht statt des Ladstockes; man sagt sie wagten nicht das Gewehr an den Backen zu bringen, und ich gestehe daß ich meinem Ordonnanzstück ein solches Zutrauen ebenfalls nicht schenken möchte,

dasselbe auch nie abgefeuert habe, um nicht vielleicht bei der ersten Probe meine Sammlung eines werthvollen Stückes zu berauben. Dazu kommt der Schild von spanischem Rohr, der mit der abscheulichen Fratze eines Tigerkopfes dem Feinde Schrecken einflößen soll, und die Montur mit dem Worte „Muth" auf der Brust und — auf dem Rücken, Alles wie es scheint mehr darauf berechnet den Gegner durch solche Schrecknisse vom Kampfe abzuhalten, als in diesem selbst gefährlichen Widerstand zu leisten.

Ein weiteres Beispiel verzweiflungsvoller Anstrengung den furchtbaren Engländern einen stärkeren Widerstand zu bieten, gewähren die Kriegsschiffe europäischer Art, welche als Bestandtheil einer chinesischen Kriegsflotte mitten zwischen den bunt bemalten Junken mit ihren großen Glotzaugen und Mattensegeln dort in einer Bai lagen; nur die im Tauwerk wunderlich aufgehängte gelbe kaiserliche Flagge und andre bunte Wimpel an Stellen wo sie auf ein europäisches Schiff nicht gehören, verrathen den Zusammenhang der Sache; zwei dieser Schiffe sind angekaufte schlechte und ausgediente Fahrzeuge,* das dritte, eine ansehnliche Fregatte hatte ein Eingeborner der lange bei einem europäischen Schiffbaumeister gedient, erbaut; das Ding sah ganz gut aus, war aber nie zur See gewesen und sie konnten es wohl auch in

* Difficile est satyram non scribere!

europäischer Weise nicht regieren. So haben denn die Chinesen durch den furchtbaren Stoß den ihr alter Glaube an die eigne Ueberlegenheit und Unfehlbarkeit erlitten, wenigstens in diesem Einen Punkt sich die unschätzbare Lehre zu Gemüth gezogen, von ihren verachteten Feinden zu lernen, und diese Weisheit ist mehr werth als ein Dutzend Fregatten; die technische Fertigkeit ihre mangelhaften Kriegsgeräthe den unsrigen mit Erfolg nachzubilden wird ihnen nicht fehlen, wenn solch ein vernünftiger Entschluß erst einmal durch die dicke Kruste der Nationaleitelkeit nachhaltig durchgedrungen ist; einstweilen sah man den drei Schiffen an der Bocca Tigris an, daß ihr Entstehen zunächst dem panischen Schrecken jener Jahre zu verdanken war, ja wer weiß ob sie nicht nach ihrer Art das Volk glauben machen das seien eroberte Schiffe der Barbaren.

Innerhalb des eigentlichen Flusses beleben sich nun die Ufer immer mehr, und der Blick wird besonders durch die Pagoden gefesselt, deren höchste, die Second Bar Pagoda genannt, weil dort eine Barre im Flußbett ist, sich auf einem Hügel des rechten Ufers stolz erhebt. Jedes Kind hat in seinem Bilderbuch den Porzellanthurm von Nanking kennen gelernt, und die thurmartigen vielstöckigen Gebäude dieser Art bezeichnet man im fernen Orient mit dem Namen Pagode;* sie sind

* Denselben Namen gibt man den thurmartigen heiligen Gebäuden

theils gottesdienstlichen, theils monumentalen Charakters. Aber mit welchen Augen betrachtet der Europäer einen solchen Gegenstand, der seine Phantasie schon in frühester Kindheit beschäftigt hat ohne die Hoffnung seines Gleichen je zu erblicken! In solchen Augenblicken wird das nil admirari zur schweren Aufgabe, und man fühlt sich von der Gegenwart wahrhaft berauscht. Leider verdarb mir das häßliche Wetter die Freude, und als wir uns der Insel Whampoa, dem Ankerplatz der europäischen Schiffe näherten, kam wieder ein heftiges Gewitter über uns, unter welchem wir gegen 7 Uhr Abends in Canton einzogen. Betrogen um den charakteristischen Anblick des Flusses und durchnäßt richtete ich meinen Weg nach den europäischen Factoreien, und empfing im Hause der Herren Nye, Parkin u. Co., an welche ich von Lima aus empfohlen war, die liebenswürdigste und ausgedehnteste Gastfreundschaft.

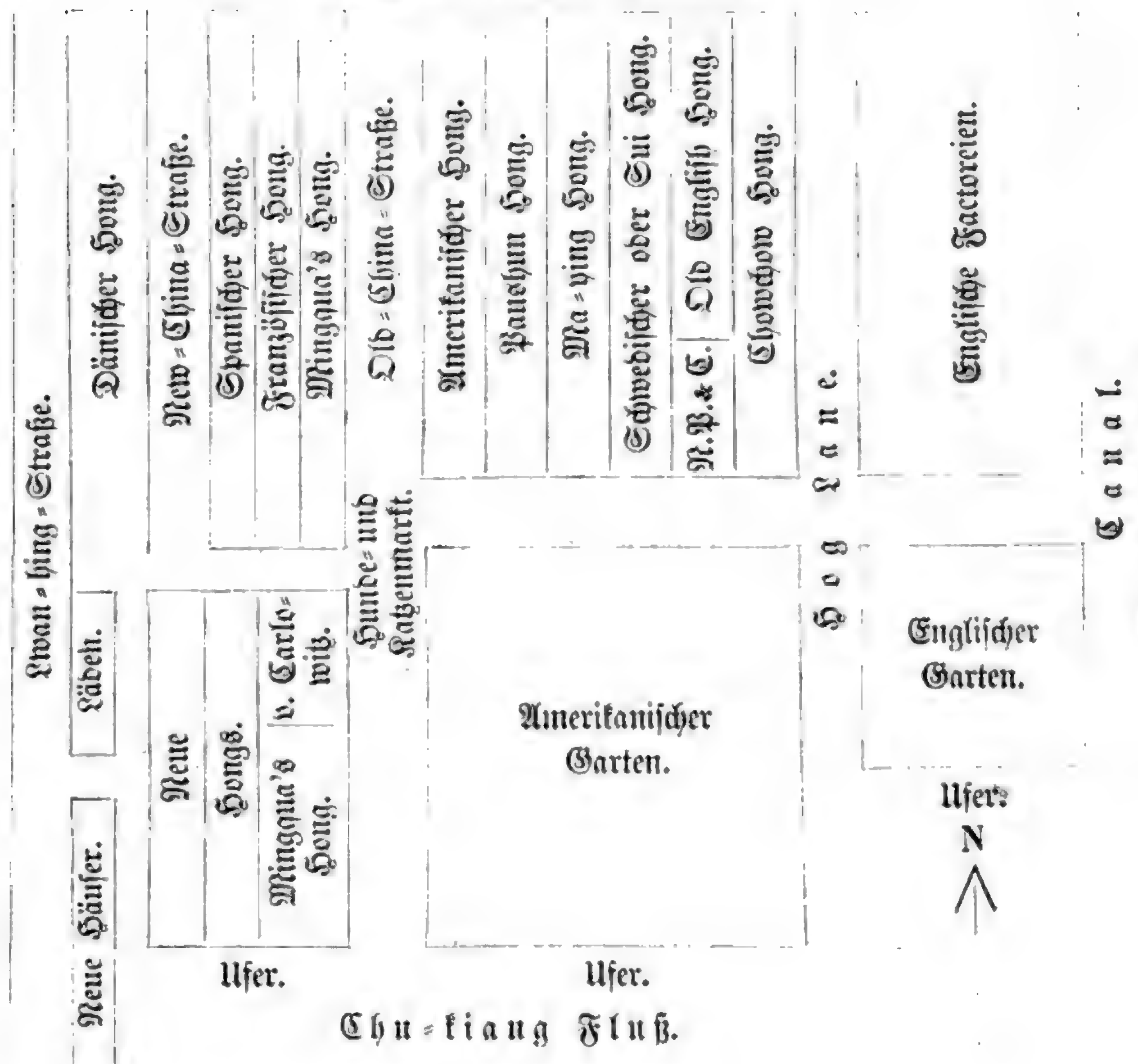
So war denn auch dieser äußerste Winkel in welchem sich europäischer Handelsgeist angesiedelt hat, glücklich erreicht, jene Factoreien in der Mitte einer feindseligen und hochmüthigen Bevölkerung, die dem Fremdling diesen engen Zufluchtsort wie ein Almosen verächtlich hingeworfen hat, die Scene von tausend Erniedrigungen und Mißhandlungen, aber auch der Ausgangspunkt

der Hindus, aber nicht den Tempeln der Chinesen, oder gar ihren Götzenbildern.

einer Bewegung europäischer Kultur gegen das alte wunderliche Reich der Mitte, welche in der Wichtigkeit ihrer Folgen alles in Schatten stellen wird was seit Jahrhunderten auf dem Felde der allgemeinen Völkergeschichte geschehen ist. Doch wie sehr wir auch von unserer siegreichen Ueberlegenheit überzeugt sein mögen, so ist doch die Zeit noch nicht gekommen wo der Chinese den Fremden der seine Küsten betritt als den Höheren demuthsvoll begrüßt, und daß wir vorläufig noch die am äußersten Ende des Reichs großmüthig geduldeten Barbaren waren, davon traten mir manche Belege entgegen, gerade am meisten in der Art des neuen Wohnorts, den ich mit dem Häuflein Europäern in Canton zu theilen gekommen war.

Der Raum welcher den Factoreien außerhalb der Mauern Canton's gegönnt ist, erstreckt sich dem Fluß entlang etwa 500 Schritt, mit einer Tiefe von 400, und ist an drei Seiten von den dicht bevölkerten Vorstädten eingeengt; die übliche Bauart ist den chinesischen Kaufmannshäusern entlehnt, dergestalt daß Häusercomplexe von ganz schmaler Fronte nach dem Fluß zu, in die ganze Tiefe des Raums gebaut sind, ein Gang, theils überwölbt, theils durch Höfe führend, verbindet sämmtliche Theile des langen Gebäudes, und macht es möglich dasselbe in mehrere, fünf bis sechs getrennte Wohnhäuser zu theilen, von denen jedoch nur die

vordersten Luft und Licht genießen. Früher waren es dreizehn Factoreien oder **Hongs** neben einander, die bis zum Flusse liefen, seit einigen großen Bränden im Jahre 1842 und 43 aber hat man einige Abwechslung und mehr frische freie Luft in die Anlage gebracht, und das Ganze gestaltet sich nunmehr so, wie es durch den nachstehenden Plan deutlich ersichtlich:



Von Osten beginnt die Reihe mit den englischen Factoreien, die man zu meiner Zeit eben wieder aufzubauen beschäftigt war, und zwar nicht in der alten Art sondern in europäischen Straßen; davor ist ein hübscher mit schattenden Bäumen bepflanzter Spaziergang; nun folgt ein enges Gäßchen Hog Lane das wir getreulich mit Saugäßchen übersetzen dürfen, denn der Schmutz und das Gedränge der Chinesen die hier freien Durchgang nach dem Flusse hatten, war unleidlich.* Jenseit dieses Gäßchens präsentiren sich nun sechs stattliche Häuser, jedes fünf bis sechs Fenster breit, die Vorderseiten von eben so vielen Hongs, und vor diesen ist ein Platz von kaum 200 Schritt umzäunt und mit Spazierwegen angelegt, dessen Mitte der stolze, 110 Fuß hohe Flaggenstock des amerikanischen Consulats ziert; dieser sogenannte American Garden, eng beschränkt wie er ist, bildet denn den einzigen Spaziergang und Erholungsort einer Bevölkerung von ein paar hundert Europäern. Wenn man dem Fluß mit seinen Fahrzeugen den Rücken zukehrt und jene Häuserreihe mit dem Vordergrund der Gartenanlagen und der europäischen Figuren ins Auge faßt, so kann man sich wohl auf einen Augenblick in der europäischen Welt träumen, aber dies ist auch die einzige Umgebung die eine solche Illusion zuläßt; die

* Im Jahr 1847 wurde auf energiiches Begehren die Gasse vermauert.

Häuser sind in europäischer Weise hell angestrichen und mit grünen Läden versehen, und der chinesische Geschmack ist hier dem theuern Miethzins den die fremden Kaufherren bezahlen geopfert worden: letztere können kein Grundeigenthum besitzen und man setzt ihnen diese Gebäude hin, oft so leicht gebaut daß sie alsbald wieder einstürzen, wie dies während meiner Anwesenheit einmal der Fall war. Am Ende der Hongs die auf den amerikanischen Garten stoßen, hat sich wieder eine chinesische Straße, die berühmte Old China Street eingedrängt, wo Alles was der Europäer von den Wundern des Landes begehrt, käuflich ist; weiterhin folgen noch einige Hongs von geringerem Ansehen die bis an den Fluß hinabreichen, so daß der Garten auch von dieser Seite von europäischen Gebäuden umgeben ist; eine dritte chinesische Straße New China Street, ebenfalls ein Bazaar, liegt nahe dem Ende; mitten aus dem Gewirr dumpfer und enger Gänge dieser letzten Hongs sah man die französische Tricolore wehen, wenig begünstigt neben der stolzen amerikanischen Flagge; in Mingqua's neuem Hong nach dem Platz zu wohnte Herr von Carlowitz, jetzt preußischer Consul, und ich selbst als Gast der Herren Nye, Parkin u. Co. in dem vordersten Theil des Old English Hong, zum guten Glück wenigstens mit frischer Luft und freier Aussicht. Es ist noch zu erwähnen daß die nationellen Benennungen der Hongs

nur noch zum Theil praktischen Sinn haben, und keinen Falls mit dem Namen einen besonderen politischen Charakter verbinden; da jedoch die Nationen sehr zusammenhalten, so ziehen auch die Landsleute gern in denselben Hong. Man nahm über dreihundert Fremde in den Factoreien an, darunter eine große Anzahl Parsis oder Feueranbeter. Da nun noch die zahlreiche Dienerschaft und die in den chinesischen Straßen Ansäßigen dazu kamen, so war man recht sehr eng zusammengepfercht, von dem lästigen Andrang des Volkes, herumziehender Krämer, Barbiere und Anderer gar nicht zu reden, die jeden Tag allen noch übrigen Raum überflutheten.

Mit unbeschreiblicher Neugier drängt nun der neue Ankömmling nach allen Orten die ihm zugänglich sind, und gelangt schon am Ende des amerikanischen Gartens an ein Thor, welches sich auf den Hunde- und Katzenmarkt öffnet; sie gehören in dem übervölkerten Lande, wo größere Thiere verhältnißmäßig seltener aufgezogen werden, zu den beliebtesten Braten, und besonders scheinen die Katzen geschätzt zu sein; ein Chinese der ein Mieskätzchen das er kaufen will prüft, ob es auch fein fett sei, gäbe ein gar hübsches Genrebild. Von Hunden*

* Die Hunde die ich in China sah waren alle hellbraun, von höchst unedler Race, eine Art Spitze, ausgezeichnet durch die schwärzliche Färbung des Rachens. Nackte Hunde, die man chinesische nennt, sah ich dort nie.

war namentlich an jungen Vorrath, daneben sind Schlangen, Frösche und anderes Gewürm beliebt und werden feilgeboten, Ratten sind säuberlich abgehäutet und ausgeweidet, jede an einem Krummholz wie bei uns die Schweine befestigt, zu Dutzenden aufgehängt. Der Europäer, zumal wenn er etwa bei einem Chinesen zu Mittag essen soll, geht mit Abscheu vorüber. Ein ganz anderer Geselle als jene elende marktverkaufte Waare war der prächtige große Neufundländer unseres Hauses, der uns oft in den Straßen begleitete; häufig blieben die Leute stehen mit dem Ausruf: „Hai-yah, fan-kwei cow!" Hai-yah ist ein sehr üblicher Ausdruck des Erstaunens, fan-kwei fremder Teufel, und cow Hund; die armen Chinesen können es gar nicht begreifen, wie Jemand nur zum Vergnügen ein so großes und gefräßiges Thier halten mag; darum fragten sie auch öfters wie die Schildbürger bei ihrem berühmten Maushund: „Was frisset er?" und bei unserer stereotypen Antwort: „Täglich einen Centner Reis," traten sie respektvoll auf die Seite vor dem Ungethüm, als hätten sie die Antwort „Vieh und Leut" vernommen, welche die guten Schildbürger so in Schrecken setzte. Auch die Besitzer portativer Garküchen und die Verkäufer von Kuchen und Süßigkeiten haben dort ihre Tische aufgeschlagen, von lüsternen Zuschauern, namentlich Kindern umringt; eine Art Hazardspiel ist mit diesem Krame verbunden, und manch kleiner

Junge vielleicht von 4—6 Jahren tritt mit seinem Cash, einer Scheidemünze deren 1200 auf den Dollar gehen, heran und setzt auf rouge et noir, gern mit der Chance zufrieden entweder nichts oder ein größeres Stück zu erhalten. Dort sah ich auch abgerichtete Canarienvögel, wie sie bei uns gezeigt werden. Auch die wandernden Barbiere fehlen hier so wenig als an irgend einem besuchten Ort: an einem Bambus tragen sie im Gleichgewicht ihr Kohlenbecken mit warmem Wasser und das Kästchen mit ihrem Geräth; das letztere dient zum Sitz für den Kunden, der sich unter freiem Himmel den Bart und die Stirnhaare scheeren läßt, nur der kleine Schopf aus dem die langen Zopfhaare entspringen bleibt unberührt; unrasirtes Haar ist das Zeichen der tiefsten Armuth und Verwilderung, oder tiefer Trauer, und ich hätte wohl bei Kaiser Taou-kwang's Tod im Lande sein mögen, als nach der Trauerordnung ganz China mit ungeschornem Haar und „verwilderten Augenbraunen" einherging. Andere herumziehende Gewerbe machen sich neben den Barbieren geltend, so die Nägelschneider und Hühneraugenvertilger, die mit einem kleinen Fußbänkchen, an dem eine Anzahl Cash lose angereiht sind, rasselnd durch die Straßen ziehen. Oefters sah ich Jäger mit Entenflinten, wohl 9 Fuß lang, die sie zu zweien mit dem daran gehängten Federwild auf den Schultern trugen; so ziehen sie auch auf die Jagd, indem der

eigentliche Schütze auf die Schulter des Vordermannes auflegt.

Wir schlagen nun den Weg ein, dem tausend europäische Ankömmlinge vor uns gefolgt sind, indem wir uns von dem Katzenmarkt gleich rechts nach Old China Street wenden. In dieser nach chinesischen Begriffen sehr, d. i. 12—14 Fuß breiten Straße ist Alles aufgespeichert was der Europäer von seltenen und kostspieligen Spielereien daheim bewundert und ersehnt hat; Laden an Laden harrt hier des europäischen Käufers, eine Reihe schmaler Häuschen alle nach demselben Modell und mit kleinen hölzernen Gallerien versehen. Völlig denselben Charakter trägt auch die etwas weiter gelegene New China Street. Keine prangenden Waaren als Aushängeschilder locken den Kunden an, und dem Chinesen fehlt überhaupt die Gabe seine Schätze mit europäischer Gewandtheit auszubieten; man tritt indeß in den Laden ungescheut ein, und hat nicht zu befürchten daß man, wie mir wohl in den entfernteren Stadttheilen begegnet ist, mit mürrischer Geberde weggewiesen wird. Der Neuling muß meist schweres Lehrgeld zahlen, indem ihm unfehlbar der doppelte Preis abgefordert wird, und er mag sich glücklich preisen wenn er wenigstens solide Waare erhält, nicht etwa Schachfiguren von künstlichem Reisbrei, die nahezu wie Elfenbein aussehen, aber bei der Berührung mit der Feuchtigkeit kläglich zerschmelzen.

Wer vermöchte den prächtigen Elfenbeinschnitzereien, den schweren Seidendamasten, den zierlichen Lackwaaren, dem Porzellan, das sich bald durch durchsichtige Feinheit bald durch die nie gesehene Größe der Stücke auszeichnet, zu widerstehen, zumal die unendliche Billigkeit aller Gegenstände zwischen Wunsch und Besitz nur eine schwache Grenze zieht. In einem andern Laden finden wir einen Verkäufer, der Alles was zum Hausrath gehört oder sonst die Landessitte illustrirt, beizuschaffen weiß: in der Meinung der Chinesen ein verächtlicher Mensch, da es für unehrlich gilt nationelle Dinge an die Fremden zu verhandeln; uns ist er desto bequemer, und wir locken ihm alle möglichen Nationalheiligthümer ab; aber erst nach mehrmaligem Besuche fassen wir den Entschluß, dem Mann den entehrenden Antrag zu machen uns seinen Gott zu verkaufen, der uns von Anfang sehr in die Augen gestochen: auf den Rath eines erfahreneren Freundes wagen wir schüchtern die Bitte, und er nimmt lachend das Heiligthum vom Nagel um es zum Uebrigen zu packen. Auch kostbare gestickte Mandarinenanzüge sind käuflich, und man läßt getrost den Knopf des ersten Ranges, des chinesischen „Wirklichen Geheimen Raths" auf dem Hütchen befestigen, da es doch in Einem hingeht; der Seidenhändler, ein ehemaliger Bedienter im Nye'schen Hause und darum vorurtheilsfrei, war willig diesen Anzug zu beschaffen, aber so oft ich die Arbeit

zu besichtigen kam, schloß er sorgfältig das ganze Haus, aus Furcht vor den Mandarinen und vor der üblen Nachrede der Nachbarn. Wir besuchen auch noch einen Laden mit Gongs* und finden eine reiche Auswahl dieser Lärminstrumente, deren chemische Zusammensetzung zwar leicht erkennbar ist, die aber so künstlich getrieben sind, daß europäische Kunst nicht im Stande ist ein zersprungenes Instrument durch Umgießen oder Umarbeiten wieder tönend zu machen.

Besonders lockend sind die Malereien der Chinesen, und unter diesen die Bilder auf Reispapier (Bast des Papiermaulbeerbaums, nach Andern Mark einer Sumpfpflanze) die verbreitetsten und schönsten; mit derselben Geduld mit der der chinesische Arbeiter jene künstlichen Kugeln aus Elfenbein eine in der andern ausschneidet, sitzt er über seinem Bilde und trägt auf den zarten Stoff des Reispapiers die Farben mit ängstlicher Genauigkeit und Treue auf; fein ausgemalte Schmetterlinge, Vögel, Blumen gedeihen in unerreichbarer Vollkommenheit, auch Trachten und Aufzüge, die verschiedenen Schiffe und Aehnliches nehmen sich gut aus, weniger die Landschaften. Bei den menschlichen Figuren ist der Ausdruck oft bewunderungswerth; ich besitze unter Anderem eine Reihe von Darstellungen, das menschliche Leben von der Geburt durch die Schule und die Staats-

* Gong ist ein javanisches Wort, auf chinesisch shoe-lo.

examina hindurch zur Würde des Mandarinen, und bis zum Tod und schließlich zur Vertheilung der Erbschaft; noch ausdrucksvoller ein anderes Heft, das ganz analog dem Hogarth'schen Rake's progress das Leben des Opiumrauchers auf zwölf Blättern darstellt: ein reicher junger Mann, vielleicht der Erbe aus jenem ersten Heft, erscheint auf dem ersten Blatt wie er Opium einkauft, das auf dem zweiten zum Gebrauch eingesotten wird, während im Hintergrund ein Diener die volle Geldkiste öffnet um die Kosten des fröhlichen Lebens zu bestreiten, das nun angeht. Drittes Blatt: der Held in Gesellschaft von losen Weibern, Opium rauchend und jubilirend; viertes Blatt: ein abschreckendes Bild des Katzenjammers, wie er aschgrau auf dem Ruhebett liegt, daneben als bezeichnende Staffage die leere Geldkiste, in welche die rechtmäßige Gattin einen traurigen Blick wirft. Nun wird ihm seine Habe verkauft, und auf Numero sechs sitzt unser Held zerlumpt in einer armseligen Wohnung, aber von Neuem mit der Bereitung von Opium beschäftigt, während der Rauchapparat im Hintergrund nicht fehlt. Im nächsten Blatt geht die Frau weinend von Haus um Arbeit zu suchen, ein Schicksal zu dem sie mit ihren elegant und vornehm verstümmelten Füßchen nicht erzogen scheint; weiter sehen wir sie und das Kind spulen, während der elende Mann da sitzt und es sich von dem sauern Verdienst der

Seinen wohl schmecken läßt. Hier riß dem alten Maler, der mir sein Meisterstück Blatt für Blatt erklärte, die Geduld und er rief unwillig aus: das sei doch die größte Niederträchtigkeit, wenn ein Mann, statt selbst zu arbeiten, sich von seiner Frau ernähren lasse. Und — er fängt wieder an zu rauchen; Kleidung und Hausrath sind wieder besser geworden, ein Beweis der Betriebsamkeit der armen Frau, die den Mann so eben bei seinem alten Laster überrascht; der schmerzliche Vorwurf in ihrem Gesichte und die kraftlose Selbstverachtung in dem seinigen sind meisterhaft ausgedrückt. Unfähig ihre Vorwürfe anzuhören wirft er auf dem folgenden Bild den ganzen Opiumkram der Frau vor die Füße; das Kind steht davor, und diesmal müssen wir dessen Geberde bewundern, die Entsetzen über die Versunkenheit des Vaters ausdrückt. Nun naht die Tragödie ihrem Ende: auf dem vorletzten Blatt ist er Knecht in einer Opiumbude geworden, und kann sich kaum noch den Genuß gönnen an dem Opium sehnsüchtig zu riechen, auf das einer der Gäste schon ungeduldig harrt; „too muchie poor, gar zu arm" sagte mitleidig der alte Maler, dessen Unwille bei solchem Elend sich zu erweichen schien. Zwölftes Blatt, die Nemesis: dem alten Sünder wird von der Polizei die Opiumpfeife confiscirt, und zur entehrenden Strafe der Zopf, die Nationalkokarde der Chinesen abgeschnitten. Das Ganze wäre wohl werth copirt und veröffentlicht zu werden, wenn man hoffen

könnte den vortrefflichen Ausdruck der Gesichter wiedergegeben zu sehen; ein Fehler ist daß alle die schönen Figuren auf gut chinesisch in der Luft stehen; bei einem andern Hefte erklärte ich dem Maler den Uebelstand, und da pinselte er mir einen Fußboden ohne Perspective, wie eine Wand hinter die Figuren, den Hintergrund obendrein viel dunkler als das Uebrige.

In ihrer Art eben so bemerkenswerth sind die Pinselzeichnungen in Tusche, so fein wie mit der Feder ausgeführt und voller Kraft und Ausdruck in den Umrissen; alle Handwerke sind so zu haben, Soldaten, Mandarinen, Helden und Götter, Strafen der weltlichen Justiz und gräßliche buddhistische Höllenstrafen; unter letzteren erwähne ich als sehr merkwürdig eine Darstellung, wie ein Verdammter der eben in einer Reisstampfe zermalmt werden soll, den flehenden Blick nach Oben richtet, wo die Königin des Himmels erscheint und aus einem Kruge einen Wasserstrom ausgießt, dessen Ende in eine Lotosblume ausläuft und sich zwischen den Flehenden und die Stampfe legt; der Teufel an dem Marterinstrument hält inne, indem er nach der gnadenreichen Göttin deutet.

Auf den Tapeten der Wohnungen, auf welche ich später zurückkomme, zeigt sich die Fähigkeit der chinesischen Maler sich von der gewöhnlichen Steifheit zu entfernen, und leicht und frei hingeworfene Aquarelle zu liefern,

die an Farbe und Formen vor der Kritik bestehen können. Ihre Gelehrigkeit haben sie in der Annahme der Oelmalerei und der richtigen Perspektive bewiesen, und sie verkaufen recht hübsche Ansichten von Canton, auch ein Portrait Kiying's, des berühmten Vicekönigs; in meiner Sammlung befindet sich die Copie einer Mädchengestalt in Oelfarben nach einem englischen Stahlstich, in der die Wenigsten den chinesischen Künstler erkennen, obwohl sie freilich nicht tadelfrei ist.

Alle Händler die viel mit Europäern verkehren sprachen ein Kauderwelsch von Englisch, das sich förmlich zu feststehenden Sprachformen herangebildet hat, dergestalt daß man mehrere Tage braucht es zu lernen; ich gebe einige Proben davon, da sie zugleich die geläufigsten Begriffe des Lebens und Verkehrs darstellen. Pigeon vor Allem ist ein wahres Universalwort, verdorben aus business, es heißt „Ding" im Allgemeinen, das lateinische res. Alles ist pigeon: Jos pigeon ist Alles was auf Religion Bezug hat, Tempel, Götzen, heilige Schriften, Processionen, Gemälde aus der alten mythischen Geschichte, und da alles mögliche Jos ist, so ist auch alles mögliche Jos pigeon; hat man doch sogar Josschweine. Rice pigeon ist ein Gemälde auf Reispapier, so tea pigeon, opium pigeon; foolo pigeon ist Unsinn. Number one ist ein sehr beliebter Ausdruck, number one good, handsome, dear u. s. w. Lächerlich

sind die Verdrehungen englischer Wörter, aus der Unfähigkeit der Chinesen hervorgehend sie auszusprechen; alle harten einsylbigen Wörter erhalten einen Anhang, much — muchie, old — ulo, catch — catchie; aus have und give wird unbarmherzig hab und gib, aus think tink oder tinkie. »Supposie you tink Europe man number one stupid?« fragte ein Bekannter zornig einen Chinesen der ihn betrügen wollte. Solche emphatische Ausdrücke entsprechen der Armuth dieser Sprache, welche ohne Auswahl sich nur in den Extremen bewegt: Alles ist number one oder too muchie. Andere Ausdrücke wie no sabe, ich weiß nicht, masqui, meinetwegen, stammen aus dem Portugiesischen. So gestaltet sich denn zum Beispiel die folgende Conversation, wenn man in einen Laden tritt: Good morning — Tschin tschin — How are you — Tank you, too muchie happy to see you — Supposie you hab got dat handsome Jos pigeon, wantie see — My hab got — No occasion showie bad one, me wantie buy number one good. — Er breitet seine Waare aus und fordert eight Dollars — Supposie you squeezie too muchie, me no wantie buy; man geht zum Schein zur Thür; squeezie ist der klassische Ausdruck für die Erpressungen der Mandarinen und so für alle Ueberforderungen. — Gib seben Dollar hab (half), no squeezie — Fibe dollar — Hai-yah, how can? ruft er entsetzt über das niedrige Gebot; man geht

abermals zur Thür, aber nun will er nicht, man bietet fibe dollar hab, und er schlägt ein: masqui! — Well, supposie can makie packie — Can; beiläufig gesagt eine große Annehmlichkeit, daß Alles was man kauft vortrefflich gepackt wird, und zwar umsonst; als ich meine Kisten, fünfzig an der Zahl in Deutschland wiederfand, war nicht nur das Allerwenigste zerbrochen, sondern es fehlte auch kein Stück: die solideren Kaufleute setzen sich der Gefahr nicht aus ihre Kunden durch solche handgreifliche Unredlichkeit zu verlieren, und die weniger sicheren hatten wir durch die Drohung »squeezie too muchie« abgeschreckt.

Nun hat der Verkäufer auf seinem Rechenbret, das unsern Zählmaschinen beim Billard gleicht und in dessen Handhabung er eben so geschickt ist als ungeschickt im Kopfrechnen, die Summe gezogen, dann reicht er nach vollendetem Geschäft ein Stück Papier und den Tuschpinsel hin, und man kritzelt eine Anweisung auf den Kassier mit dem ungewohnten Instrument: Send to missie Nye Hong, catchie dollar. — Dieses catchie dollar ist wahrhaft das „Sesam öffne dich“ von Canton, und man könnte wohl Todte damit erwecken. Nun heißt es wieder: tschin-tschin von beiden Seiten, und man empfiehlt sich. Tschin-tschin ist der allgemeine, jedoch mehr jenem Kauderwelsch als der reinen Landessprache angehörige Ausdruck für Verehrung, Höflichkeit und

Gruß; man tschin-tschint Jos, seine Eltern und deren Gräber, den Mandarin, seine Freunde; man tschin-tschint sie indem man sie besucht, sie beschenkt und bei ihrem Leichenbegängnisse weint, und so ist zwischen tschin-tschin und tschin-tschin das Leben des Chinesen wirklich ein verschollener Traum.

Hat man jene zwei Hauptstraßen des Kleinhandels mit Europa welche noch im Bereich der Factoreien liegen, hinter sich, so muß man sich in das Gewirre der eigentlichen Vorstadt vertiefen; dort sind noch einige Straßen von hübscherem Aussehen, namentlich Curiosity Street, wo die feineren, dem Landesgeschmack entsprechenden Kunstwerke feilgehalten werden, künstliches Schnitzwerk von Holz, Elfenbein und Bambuswurzel, geschnittene Steine, Weihkessel und Figuren aus Bronze, altes und seltsam geformtes Porzellan, Schränkchen und Schachteln von zierlich geschnittener Siegelerde, japanische Lackwaaren, die eben so sehr vorzüglicher als die chinesischen als selbst dort theuer sind, und Anderes; hier concurrirt die Liebhaberei der Chinesen mit der Begehrlichkeit der Fremden, und abschreckend hohe Preise werden an die unscheinbarsten Dinge geknüpft, weil dieselben »too muchie curio« ein Objekt der Kunstnarrheit sind; letztere ist in China völlig so groß wie bei uns, und Alter und Seltenheit erhöhen den wahren Werth ins Endlose. So anziehend gerade diese Leute sind, so vermeidet doch Jeder

dessen Aufenthalt von einiger Dauer ist im Laufe des Jahrs dort zu kaufen; nur wenn Neujahr herankommt, wo jeder solide Geschäftsmann mit größter Gewissenhaftigkeit reine Rechnung zu machen bestrebt ist, kann man dort wohlfeile Einkäufe machen. Auffallend ist in diesen kostbaren Läden wie in den Häusern der Mangel an Luxusgegenständen von edlem Metall oder Juwelen: man sagt daß selbst die Reichsten einen Prunk vermeiden der die Habsucht der Mandarinen reizen könnte.

Noch mancherlei Läden sind zu durchstreifen, und besonders das Quartier der Schreiner beachtenswerth, wo aus einer einheimischen Art des Palisanderholzes schöne und billige Gegenstände verfertigt werden, und wo sich die geschätzten Kisten aus Campherholz finden; überhaupt nehmen die verschiedenen Handwerker meist eine Straße für sich ein: Droguisten, Mützenmacher, Glas- und Laternenmacher, eben so wie jene Curiositätenkrämer; für die Kunden eine sehr bequeme Einrichtung, weniger vielleicht für die Verkäufer denen die Concurrenten so im Nacken sitzen. Man geht ungehindert durch eine große Zahl von Straßen und wird wenig angefochten, so lange man in der Region bleibt wo die ausländischen Barbaren keine zu seltene Erscheinung sind; ohnehin geht Alles emsig seinen Geschäften nach, und drängt sich verträglich und geräuschlos durch die engen, meist nur 6 oder 7 Fuß breiten Straßen;

Wagen und Pferde sind durch diese Bauart ausgeschlossen, und der Fußgänger ist nur durch die Lastträger bedroht, welche lange Bambusstangen mit der Last an beiden Enden auf der Schulter balancirend das eine Ende der Stange nach vorn gerichtet tragen, und dem Auge gefährlich werden könnten, wenn sie nicht durch unablässiges halblautes »ho, ho« die Vorübergehenden warnten; nicht selten begegnet man geschlossenen Sänften, unsern Portechaisen auf ein Haar gleich, in denen Frauen sich tragen lassen, zuweilen auch eben einer solchen Sänfte in der ein Mandarin in aller Aufgeblasenheit thront; mit der Gewichtigkeit des Mannes wächst die Zahl der Träger und des Gefolges, deren einige seine Würden auf rothen Tafeln mit goldenen Charakteren verzeichnet voraustragen; selten fehlen in dem Aufzuge die Polizeidiener und Henker, und für einen so großen Herrn ist freilich die Straße oft zu schmal. Die Vorstadt umgibt das Innere am Flusse hin und an der Westseite, und man kann in der Regel ohne Gefahr und Unannehmlichkeit um die Stadt herum gehen, ein mehrstündiger Spaziergang, wo man unter Anderm an dem Schauplatz täglicher Hinrichtungen vorüber kommt; zu meiner Zeit herrschte indeß einige Spannung mit den Eingebornen, und die Consuln wünschten daß solche Wanderungen unterblieben. Ich machte einmal eine Expedition bis ans Hauptthor, kehrte aber weislich

um, nachdem ich einen flüchtigen Blick hineingeworfen, denn der unbotmäßige Pöbel von Canton wehrte noch immer den vertragsmäßig zugestandenen Eintritt in die eigentliche Stadt, und es ist bei Conflikten wenig Ehre zu holen und — viele Schläge, wie sie manchem unternehmenden Fremden unrühmlicher Weise zu Theil geworden. Jeder Streit zieht sofort einen ungeheuren Menschenschwarm herbei, der Waffen darf man sich nicht bedienen, da selbst die durch Nothwehr gerechtfertigte Tödtung eines Einzelnen sicheres Verderben bringen würde, und man empfiehlt die Vermeidung von unnöthigen Auftritten, die der Ruhe aller Europäer in Canton gefährlich werden könnten. Uebrigens findet man die Trauben sauer, und sagt es sei nichts Neues in der Stadt zu sehen, ein Urtheil das allerdings auch die bestätigen welche durch Gunst oder Zufall hineingekommen. Eine hübsche Pagode sah man vom Dach unseres Hauses. Wie schon bemerkt findet man auf seinen gewöhnlichen Wegen geringe Anfechtung, höchstens daß man von einem Gassenjungen als fan-kwei, ausländischer Teufel, begrüßt wird, wo ein finsterer Blick und der drohende Zuruf: „du Junge!" auf deutsch nämlich, Wunder wirken; Andere erwiedern schlechtweg mit han-kwei, chinesischer Teufel, und Manche machen sich den Spaß sich ein unverstandenes Schimpfwort von einem Linguisten lehren zu lassen; an dem starren Entsetzen des Angeredeten

läßt sich dann errathen, daß man ihm irgend eine ungeheure Grobheit an den Kopf geworfen hat. Als sehr neugierig und lästig erweisen sich die Leute vom Lande die täglich in die große Stadt kommen, und es nie verfehlen die Hauptmerkwürdigkeit, die Factoreien und ihre Bewohner in Augenschein zu nehmen; jeden Tag standen sie, manchmal an die hundert, und gafften an unsern Fenstern hinauf, wo dann regelmäßig unser Neufundländer Parade machen, am Fenster hinauf springen und sie anbellen mußte; dieser unschuldige Spaß wird die Begriffe mancher Einfalt vom Lande kläglich verwirrt haben. Wenn man in der Straße stehen bleibt, wie es im Gespräch so oft vorkommt, sieht man sich sofort von einem Dutzend Gaffer umringt, eine Belästigung die anfangs sehr fühlbar wird, bis man sich bald auch an diese Wunderlichkeit gewöhnt.

Die Uebervölkerung bedingt jene Enge der Straßen, und bei dem Mangel an Raum baut der Chinese auf seinem Dach noch allerlei Gerüste auf, die zu häuslichen Zwecken dienen; auch leichte Thürmchen von Gerüst erheben sich von Strecke zu Strecke über den Straßen, in denen ein von den Anwohnern besoldeter Feuerwächter die Nacht zubringt; die enge und dabei leichte Bauart von Holz und Bambus macht die Feuersgefahr zu einer der größten Plagen Canton's, welche auch die Factoreien in erster Linie mit bedroht. Im Innern der Vorstädte

muß man übrigens jenen an Zierrathen reichen bizarren Baustil nicht suchen, den wir als den chinesischen kennen; es herrscht große Einfachheit und Einförmigkeit, und besonders die Läden gleichen sich Alle: ein einfaches Schild in der von oben nach unten reichenden Schrift hängt an der Seite, den Eingang begrenzen ohne Ausnahme zwei kleine Altäre auf denen wohlriechende Kerzen verbrannt werden, und im Innern nimmt Jos eine hervorragende Stelle ein, so daß das Vorhandensein einer Hauskapelle in jedem Laden den Neuling leicht zu einer hohen Vorstellung von der Frömmigkeit des Landes verleiten könnte.

Umgekehrt wie es theokratische Staaten gegeben hat, in denen die religiöse Vorschrift der Staatsordnung als Grund dient, wie noch heute für die Mahommedaner der Koran zugleich das oberste Gesetzbuch ist, so ist in dem rein büreaukratischen China auch die Religion eine durch Rescript verordnete Staatseinrichtung, und man könnte dem herrschenden System des Confucius, da es keine Offenbarung als die in der Natur und dem Menschengeist kennt, selbst den Namen einer Religion abstreiten. Die philosophische Idee eines höchsten Wesens ist demselben nicht fremd, aber eben so wie dem „Himmel“ erweisen sie der Erde und den Gestirnen, dem Wasser und allen großen Naturkräften, nicht minder den mythischen Heldenkönigen und verklärten hervorragenden

Menschen, selbst den eigenen Ahnen Anbetung und Opfer. Die Tiefe der Sittensprüche des Confucius und seiner Schüler ist bekannt, aber man braucht fürwahr nicht nach China zu gehen um zu lernen, wie wenig solche Moralsysteme dem armen Sterblichen Halt und Trost im Leben bieten. So ist denn auch der Glaube des Chinesen kalt und todt, und nur im gemeinen Mann schafft sich das innerste Bedürfniß eine Befriedigung im förmlichen Götzendienst, zu dem die große Zahl geheiligter Personen reichlichen Anlaß gibt. Sehr ausgebreitet ist neben der Staatsreligion der Buddhismus, mehr unter dem niedern Volk; im Buddha oder Fo findet der Glaube an eine Menschwerdung der Gottheit dunkeln Widerhall, während zugleich ein Wust von abgeschmackten Legenden, auch der Glaube an die Seelenwanderung hinzutritt; diese Religion, welche mit Ausnahme des braminischen Indiens aus dem sie hervorgegangen, aber als ketzerisch vertrieben ist, fast das ganze mittlere und südliche Asien beherrscht, ist in China tief gesunken und in den Händen eines armseligen, trägen und unwissenden Priesterstandes aufbewahrt, während der Kultus der Staatsreligion mit der ganzen Regierungsordnung Eins ist, und alle religiöse Handlungen eben so pünktlich beobachtet werden als nur irgend ein politischer Akt; so begeben sich z. B. alle die in Amt und Würden stehen zu bestimmten Zeiten in die verschiedenen Tempel, und

besondere Priester gibt es nicht, sondern der allgewaltige Mandarin ist auch Priester.

Man weiß daß der Buddhismus in China sehr accomodant gegen die Satzungen und Heiligthümer der Andern ist, und der Kultus der zwei Religionen mag bei dem ungebildeten Haufen je nach Ort und Umständen sehr in einander laufen; der Theil der chinesischen Bevölkerung aber mit welchem ich zu schaffen gehabt, und dessen Wohnungen und oben erwähnte Hausaltäre ich kennen gelernt, scheint wesentlich der Confuciuslehre zu huldigen; als Götze hängt da meist ein alter Heldenkönig mit grimmiger Fratze, oder nur ein Schriftzug, oft völlig unleserlich selbst für den Kenner der Sprache. Je älter und confuser die Schriftzüge desto werthvoller und wirksamer sind sie, und als ich einmal dergleichen kaufen wollte, brachte man mir eine kostbare Rolle, ganz zerlappt, aber uralt und von einem heiligen Mann geschrieben; ich bekannte meine Unwürdigkeit und kaufte die Dinger nachher um den zehnten Theil des Preises der mir damals abgefordert wurde. Im gewöhnlichen Leben kümmern sie sich nicht viel um das Heiligthum, doch werden von jeder Mahlzeit einige Reiskörner und der unerläßliche Thee zum Opfer hingesetzt. Unser unseliger Neufundländer gerieth einst in einem Laden über Jos's Essen, beschnupperte es und warf die Gefäße um: ich gerieth in peinliche Verlegenheit, aber die Chinesen

brachen in lautes und unehrerbietiges Gelächter aus. Desto eifriger sind sie ihre Götter um Glück und irdische Güter anzugehen, und Geld ist die große Gabe um die sie flehen; catchie too muchie money war die saubere Inschrift auf dem Götzenaltar den jener profane Unterhändler mir so ungescheut verkaufte. Wenn ein großes Geschäft im Gang ist, sind sie sehr eifrig im tschin-tschin Jos, da aber diese Anbetung, welche in oftmaligem Niederwerfen wobei der Kopf auf die Erde geschlagen werden muß, besteht, sehr unbequem ist, so miethet man wohl einen armen Menschen, der für Geld die Anbetung übernimmt; außerdem zünden sie Papierschnitzel, wohlriechende Stengel von Sandelholzspänen und Tausende von kleinen Schwärmern an; einmal fand ich eine Straße durch ein krachendes Feuerwerk förmlich gesperrt, da der Besitzer eines neu eröffneten Ladens die Gunst der Götter mit diesem Opfer zu beschwören hoffte. Wie beschränkt die religiösen Auffassungen sind, und wie dieselben stets mit der Rechnung auf irdische Vortheile Hand in Hand gehen, zeigt das Beispiel eines Chinesen der einem Nordamerikaner in sein Land gefolgt war, die christliche Religion annahm und die Freude seines Bekehrers, ich glaube eines Bischofs war; nach einigen Jahren fand er seinen Weg wieder nach China zurück, wo ein Freund seines alten Gönners mit Verwunderung wieder die alten Götzen bei ihm antraf. Ueber den

Grund seines Rückfalls befragt, erwiederte er kaltblütig: »Supposie me no tschin-tschin so fashion country Jos, no makie pigeon.« Er hatte dem Gotte der Christen dienen zu müssen geglaubt, um in Amerika gute Geschäfte zu machen, und hielt sich hier wieder an die Götter des Landes. In besonderen Fällen von Krankheit und Unglück scheint der buddhistische Bonze Auskunft und Hülfe zu geben *. Als ein paar besonders stattliche Götzen sind die „zwei heiligen Thürhüter" zu erwähnen, grimmige Figuren mit Hellebarden, welche die bösen Geister abwehren; es sind die Bilder zweier mythischer Brüder die eine große Gewalt über die Geisterwelt übten.

Oefters veranstalten ganze Stadttheile, Straßen oder Körperschaften, auch Private, denen eine Sache gerade am Herzen liegt, Processionen; alle Schiffe tschintschinnen beim Neumond das Wasser mit Gongs und Feuerwerk, desgleichen bei der Abfahrt, wie denn der Seemann am meisten die Abhängigkeit von höheren Mächten fühlt. Eine große religiös-politische Procession findet zur Frühlingsfeier statt, später werden die bösen Drachen aus dem Flusse vertrieben, wobei sie in seltsam geformten langen und schmalen Booten unter dem Schall

* Ich könnte einen ganz protestantischen Landstrich in Deutschland citiren, wo man zur Beschwörung von Spukgeistern fremde Kapuziner kommen läßt!

ihrer lärmenden und mißtönenden Instrumente und unter großem Jubel daher fahren; auch der Verehrung der Verstorbenen ist durch Sitte und Gesetz eine besondere Zeit angewiesen, und die Notiz bei Davis, dem großen Kenner China's, daß man hierbei buddhistische Priester zu den Opfern zuzieht, während doch die Festlichkeit selbst völlig im Sinne der herrschenden Grundsätze erfolgt, deutet abermals auf die Vermischung der Kulten im alltäglichen Leben hin. So sieht man auch an den Thüren der Läden, die im Innern einen unzweifelhaft der Staatsreligion angehörigen Götzen haben, buddhistische Bettelmönche ihre Gabe empfangen, eine Verpflichtung der sich der orthodoxe Chinese bei der allgemeinen Verachtung gegen diese Mönche gewiß entziehen würde, wenn der Buddhismus ihm so ganz fremd wäre. Neben diesen sieht man auch andre Bettler von Profession in Menge, namentlich solche die durch greuliche Leibesschäden, gegen welche die chinesische Heilkraft machtlos ist, auf Mitleid Anspruch machen können; während der Mönch ein völlig kahles Haupt hat, läßt der gewöhnliche Bettler sein ganzes Haar stehen, und es mag uns in den Augen der Chinesen eben nicht heben, daß wir den Haarwuchs ihrer Bettelleute haben; wer es irgend erschwingen kann, kultivirt seinen Zopf und läßt sich rasiren. Diese Bettler besitzen ein sehr wirksames Mittel menschliche Herzen zu rühren; sie gehen fast alle mit irgend einem musikalischen

oder unmusikalischen Instrument einher, sei es Becken, Gong, oder nur einfach eine Combination von zwei Bambusstäben. Mit diesen Ohrenmartern setzen sie sich getrost vor eine Hausthür, mit dem festen Entschluß sich nicht hinwegschelten zu lassen, und nur dem besseren Klang des Geldes zu weichen; die Schälke wissen wohl daß Jeder gern seine Ruhe erkauft, und daß ein Kaufmann der gerade mit einem Kunden zu handeln hat, vollends keine Wahl hat.

Die Processionen, welche man sehr häufig zu sehen bekommt, reizen anfangs die Neugier sehr, und ich war überglücklich gleich am ersten Tage einen recht ansehnlichen Aufzug zu Ehren irgend eines Wassergottes zu sehen: viele hundert Menschen zogen paarweise durch die engen Straßen, in vielen Abtheilungen deren jede immer eine Hauptperson hatte, ein Frauenzimmer zu Pferde oder einen Knaben als Mandarin gekleidet, einen Götzen mit seiner ganzen Familie, Tragen mit Spanferkeln und andern Eßwaaren für den Götzen; alle Figuren in den reichsten seidenen Anzügen, dazwischen ein Trupp Kinder in schönen Kleidern auf Flöten blasend, ganz athemlos. Dazu ein betäubender Lärm von Gongs, Becken und Trommeln, die ohne alle Abwechslung so rasch als möglich geschlagen wurden; namentlich hämmerten sie auf kleinen grell tönenden Becken so laut und arg, daß es kaum auszuhalten war; dazwischen die Tausende von

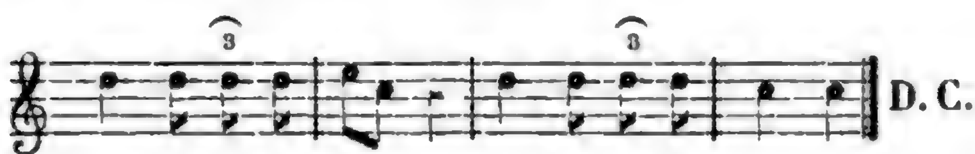
Schwärmern und der Jubel der Menge, wenn ein solcher einem Zuschauer ins Gesicht sprang. Auch hier fehlten die Polizeidiener und Henker nicht, durch geflochtene Drahthüte und rothe Kokarden daran kenntlich; sie erhielten die Ordnung, indem sie auf die einhieben die sich in den Zug drängen wollten. Wir Europäer hatten uns in ein Haus geflüchtet, wo wir Alles in Muße ansahen. Ein andermal gab es eine Procession bei Nacht, welche sich durch die Laternen, wegen deren die Chinesen mit Recht so berühmt sind, auszeichnete. An langen Stangen werden Fische, Krebse, Vögel, Ungeheuer, riesenhafte Insecten getragen, Alles transparent und oft beweglich, wozu sie ein durch die warme Luft in Umlauf gesetztes Flugrad benutzen, mit dem das Uebrige durch Drähte geschickt verbunden ist; so führten sie sogar ein barbarisches Dampfschiff mit sich, mit der einzigen Ungenauigkeit daß das Steuerruder nach vorn zu getragen wurde. Den Beschluß machte ein großer Drache auf dem Rücken von etwa zwanzig Kindern, und durchaus erleuchtet, Kopf und Schweif bewegten sich in krausen Windungen und das Ganze machte einen sehr hübschen Effekt; zu Allem natürlich die sinnverwirrende Musik. Das große Laternenfest, welches später im Jahr fällt, zeichnet sich neben allgemeiner Illumination besonders durch jene künstlichen Figuren aus. Das chinesische über Verdienst berühmte Feuerwerk ist nur

kleinlich, und die äußere Ausstattung der Stücke, groteske Thiergestalten u. s. w. ist die Hauptsache. Darum brennen sie dieselben auch bei Tage ab, und die Europäer sagen ihnen nach, sie thäten das aus Furcht daß es bei Nacht nicht gesehen würde. Dagegen habe ich am Hofe eines indischen Fürsten vortreffliches Feuerwerk gesehen.

Die größte religiöse Merkwürdigkeit Canton's ist der buddhistische Tempel mit Kloster jenseit des Flusses auf der Insel Honan gelegen; die Gefälligkeit des amerikanischen Missionärs und Arztes Dr. Peter Parker verschaffte mir den Zutritt zu diesem Heiligthum. Nachdem man die schmutzigen Wohnungen am Landungsplatz hinter sich hat, erreicht man den Eingang des Tempels, mit einem schönen von prächtigen alten Bäumen beschatteten Vorhof; den zweiten Eingang beschützen zwei kolossale Thürhüter, groteske Figuren aus Pappdeckel, und in dem nächsten Raum zeigen sich nun links und rechts von dem Gange der weiter zum Haupttempel führt, vier eben so kolossale Gestalten, die „vier himmlischen Könige" darstellend; welchen Platz sie in der buddhistischen Hierarchie einnehmen und ob sie überhaupt in deren reine Lehre gehören, weiß ich nicht zu sagen, möchte aber das letztere bezweifeln, da sie weit mehr den altchinesischen Typus tragen: wollte man nach ihren Attributen schließen, so könnte man einen grimmen Mars mit dem Schwert,

einen Apollo mit der Zither, den Aesculap mit Pille und Schlange, und endlich einen majestätischen Jupiter mit einer Fahne herausbuchstabiren. Nun erst gelangt man an den eigentlichen Tempel, zu dessen Eröffnung es indeß einen Besuch bei dem Abt kostete; dieser, ein alter freundlicher Mann, nahm uns gut auf, bewirthete uns mit Thee, und gab auf Dr. Parker's Wunsch uns einen Führer mit. So sahen wir Alles, die verschiedenen Tempel, Gemächer, Zellen und Höfe; das Sehenswertheste jedoch ist der eigentliche Tempel, ein längliches Viereck, in dessen Mitte ein anderes Viereck eine Art Allerheiligstes bildet; an dieses lehnen sich in der Mitte drei Hauptgötzen, die drei köstlichen Buddha's nur durch verschiedene Stellung der Hände unterschieden, und diese stimmen in der ganzen Haltung, den langen Ohren und den selbstgefälligen, insipiden Gesichtern völlig mit den Buddha's überein, die man in Java und Indien in Menge in den alten Tempeln dieses Kultus findet; sie sind von vergoldeter Pappe und kolossal; gerade einen solchen vergoldeten Buddha fand ich in dem Haupttempel von Kandy auf Ceylon, eine Stiftung chinesischer Wallfahrer. An den Seiten befinden sich noch zwei Reihen von untergeordneten Götzen, sämmtlich vergoldet, und nach Davis die achtzehn Heiligen welche der Seelen der Verstorbenen warten, darstellend; Laternen im gewöhnlichen chinesischen Geschmack und buntes

Lattenwerk bilden ganz hübsche Verzierungen. Gegen Sonnenuntergang fand eine religiöse Handlung statt, während welcher die Thüren des Tempels geschlossen wurden, sie bestanden indeß aus durchbrochener Arbeit, und wir die wir nebst einigen chinesischen Müssiggängern draußen standen, konnten Alles mit ansehen. Die Mönche und Bonzen, 27 an der Zahl, und anscheinend verschiedenen Rangs, stellten sich an den Altären auf, in graue einfarbige Gewänder mit gelbem Ueberwurf gekleidet; auf das gegebene Zeichen mit einer riesigen Trommel begannen sie den Dienst; Niederfallen und Aufstehen, Singen in eintöniger Melodie, wozu der Takt mit Becken und Triangel geschlagen wurde, Plappern in der selbst Dr. Parker unverständlichen Pali-Sprache, und zuletzt ein feierlicher Umzug machten das Ganze aus. Folgendes war die geistvolle Melodie, nach der sie ihren Marsch vollführten:



unisono gesungen in endloser Wiederholung. Vor der Thüre wurde zum Schluß etwas Reis zum Opfer hingelegt und ein Rauchopfer verbrannt. Die Mönche hatten ein stupides, scheinheiliges Wesen und sind arm und verachtet; in einem Lande wo Thätigkeit und Betriebsamkeit die wichtigste und in der That die rühmlichste

Eigenschaft ist, nicht mehr als billig; sie leben in Zellen neben dem Tempel, sind ehelos, essen gemeinschaftlich und tragen keinen Zopf; ihr kahler Scheitel erhöht noch ihre Unpopularität, zumal da es bekannt ist, daß Menschen welche wegen entehrender Verbrechen den Zopf eingebüßt haben, nicht selten darum ins Kloster gehen. Später führte man uns in den Garten und zeigte uns eine kleine Kapelle, wo die Leichname der verstorbenen Mönche verbrannt werden; die Ueberreste werden in eine Urne gesammelt und jährlich einmal in einem gemeinschaftlichen Gewölbe beigesetzt. Von den zahlreichen Nebentempeln war der eine drei verklärten Wohlthätern des Klosters gewidmet, eine Anschauung die abermals der Staatsreligion entlehnt scheint. Auch ein paar wunderliche Heilige verehrten sie, die Frau des Teufels und dessen Sohn. Dazu kommen noch die heiligen Schweine welche hier gefüttert werden und, von allen Schweinen der Welt wohl die einzigen, die Grenze welche die Natur ihrem Geschlechte gesetzt hat, erreichen; sie waren zum Theil 30, eines schon 38 Jahre alt, einige davon Geschenke des Kaisers von Siam. Die heiligen Bestien waren so fett daß sie nicht aufstehen mochten, sie grunzen aber abscheulich und wiesen die Zähne. Sie genießen das Vorrecht bei ihrem Absterben wie die Priester verbrannt zu werden.

Dem Besucher dieses Tempels fällt unwillkürlich

eine Eigenheit auf, die ich zu berühren Anstand nehmen würde, wenn nicht andere Beobachter und Schriftsteller mir darin längst vorangegangen wären: die Aehnlichkeit der Tracht und des Betragens der Priester, und des Ritus selbst mit dem katholischen.* Das Mönchswesen mit Ehelosigkeit, gemeinschaftlichem Leben und Essen, der Bettel, die Tonsur springen sofort ins Auge: der Rosenkranz, die langen Gebete in einer der Gemeinde unverständlichen Sprache, der Altardienst in der Opferform, der zunächst die Priester unter sich beschäftigt, während die Gläubigen fern stehen, das Alles schließt sich in solchem Maaße den Gebräuchen der genannten Kirche an, daß man betroffen steht. Sollte auch in diesem Punkt China auf seinem Wege zu den Resultaten unserer Sittengeschichte gekommen sein, oder hat nicht vielmehr eine Berührung und Nachahmung seiner Zeit stattgefunden? Daß das gesammte Mönchswesen mit den ascetischen Extravaganzen der Säulenheiligen und Aehnliches dem Muster des Buddhismus entlehnt sei, haben schon Andere ausgesprochen und auch wohl mit näheren Daten als mit der Nachweisung der Analogie zu belegen gesucht; jedenfalls stoßen wir, je weiter wir forschen, auf immer auffallendere Aehnlichkeiten, und gerade in den Punkten, welche die evangelische Kirche

* Vergl. das neueste Werk von Davis, China during the War and since the Peace, II. cap. 7.

als nicht schriftgemäß verwirft; der tibetanische Dalai-Lama ist gleich dem Papst ein sichtbares Oberhaupt der Kirche, und vor Allem erinnert die buddhistische Königin des Himmels, die wir schon oben als eine Vermittlerin des Flehens der Sterblichen kennen gelernt, dergestalt an den Madonnendienst, daß selbst die bildlichen Darstellungen sich auffallend gleichen. Ich erwähne auch hier die Vorkommniß von Heiligenscheinen die mit Goldgrund ausgefüllt sind, in den buddhistischen Felsentempeln von Adjunta in Indien.

Die umstehenden Chinesen schienen wenig Profanation in unserer Anwesenheit zu erblicken, und sie nahmen auch von Dr. Parker, der sich auf die Stufen des Eingangs gesetzt hatte, einen in chinesischen Lettern gedruckten Traktat „vom wahren Gott" willig an. Dieser treffliche Mann erfreute sich überhaupt einer großen Popularität, nicht nur durch seine Kenntniß der Landessprache, sondern hauptsächlich durch ein sehr praktisches Verdienst, dessen Anerkenntniß sich in dem Zuruf: „I gana, Augen-Heil" bethätigte, der ihm von vielen Seiten zu Theil wurde. Dr. P. war nämlich sowohl Arzt als Missionär, und seine Wirksamkeit gehörte der Medical missionary society an, welche in sehr glücklicher Weise den Weg zum Herzen dieses in seinen verkehrten Einrichtungen und Traditionen erstarrten Volkes durch eine Art der Hülfe zu bahnen sucht, welche eben so willkommen, als

bei dem Zustande der chinesischen Heilmethode außerordentlich und wunderbar erscheinen muß. Diese letztere bewegt sich in der kläglichsten Oberflächlichkeit, kennt zwar viel Apothekerkram, aber durchaus keine Anatomie und Physiologie, und weiß, wenn der Kranke durch die vergebliche Behandlung in den verzweifeltsten Zustand gerathen ist, nicht einmal operative Hülfe zu gewähren. Diese letztere wurde denn hauptsächlich in Dr. Parker's Hospital gespendet, da solche Fälle am ersten die Abneigung sich dem ausländischen Arzt anzuvertrauen, überwanden; das Hospital besaß 50 Betten, und seit zehn Jahren hatten über 21,000 Menschen Rath und Hülfe von dort empfangen. Neben Augenleiden waren veraltete äußere Schäden, Knochenfraß, Geschwüre der scheußlichsten Art dort vertreten, und bildliche Darstellungen der „schönsten Fälle" die vorgekommen, machten den Eindruck vollständig, so daß der Laie seines Ekels nicht lange Herr bleibt; ein Commodore der amerikanischen Marine, ein tapferer Mann, der mit mir die Anstalt besichtigte, ergriff zuerst die Flucht und ich folgte ihm bald nach. Der chinesische Patient zeigt unter dem Messer des Arztes dieselbe Standhaftigkeit im Leiden, welche ihm durch die ganze bürgerliche und staatliche Ordnung seines Landes anerzogen ist; die Hülfe der europäischen Kunst erscheint ihm daneben wie ein Wunder und erfüllt ihn mit Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter;

den Dr. P. begrüßten seine Patienten knieend und mit gefalteten Händen, so wie sie freilich auch den Mandarinen in knechtischer Furcht verehren.

Wichtig ist die Heranbildung eingeborner Gehülfen, und schon dieser Gewinn ist hoch zu schätzen; das Ansehen Dr. Parker's hat ihm auch die unerhörte Auszeichnung verschafft zu hochgestellten Beamten in der innern Stadt gerufen zu werden, und er bewahrt das Portrait eines seiner dankbaren Patienten von hohem Dienstrange. Trotz aller dieser Ansprüche auf Achtung und Dankbarkeit gerieth er aber noch in demselben Sommer in eine heftige Fehde wegen Erweiterung seines Hospitals, und die öffentliche Stimme welche jede Ausbreitung der Europäer in Canton mißgünstig beruft, war überlaut in den Anklagen gegen die Uebergriffe des „arglistigen Barbaren Pa-ka.“ Eine Kraftstelle aus einem Plakat, das nicht von den Behörden sondern in der bekannten chinesischen Weise von dem Publikum verbreitet und überall angeklebt wurde, lautete folgendermaaßen: „Wir die Gutsbesitzer, die Alten, die Literaten, das Militär und das Volk, bis zu den Knaben von drei Fuß herab, sind alle tief bekümmert über die Wirren die er angestiftet hat, und da er überall Leidenschaft und Haß erregt, so sagen wir einstimmig daß es besser sei ihn sofort zu vertilgen, als das Uebel fortdauern zu lassen.“ Von Anerkenntniß der unsäglichen Wohlthaten

die er Tausenden von armen Kranken gespendet, war keine Rede.

Im Allgemeinen bleibt der Europäer in Canton dem Leben der Eingebornen und dem geselligen Verkehr mit ihnen sehr fern, und es ist aus manchen Indicien anzunehmen daß sie uns geringschätzen; der Ausländer erscheint ihnen beinahe nur wie der Almosenempfänger an den äußersten Grenzen des „blumigen Reiches," und die Unterwerfung der Kaufleute unter alle Bedrückungen einer nur geduldeten, eingeengten und freudenlosen Existenz ruft den Tadel einer unersättlichen Habgier hervor. Dem häuslichen und Familienleben muß der Fremde ohnehin völlig fremd bleiben, da der Chinese nicht einmal dem eigenen Freund den Anblick seiner Frauen gestattet, und wenn es früher einmal vorgekommen ist daß ein Kaufmann zu Gunsten seiner europäischen Freunde eine Ausnahme machte, so hat sich die öffentliche Meinung mit solcher Schärfe selbst gegen das Andenken jenes nun verstorbenen Mannes gerichtet, daß eine Nachahmung seiner Vorurtheilsfreiheit schwerlich wieder vorkommen wird. Auch der Verkehr der Männer beschränkt sich meist auf das Geschäft, es finden sich indeß einige Ausnahmen von Leuten die die Gesellschaft der Europäer unterhaltend, wenn auch vielleicht nur bizarr finden, und von einigen Jüngeren die das Belehrende dieses Umgangs und die Ueberlegenheit europäischer Bildung ahnen mögen.

So war ein junger Mann, Kei-qua mit Namen, viel in unserer Gesellschaft, an der er entschieden Gefallen zu finden schien; er sprach leidlich englisch, war so gebildet als verständig, und verschaffte uns viele Unterhaltung, besonders wenn er in das Gespräch von uns Europäern mit einer recht chinesischen Anschauung hineinfuhr. Kei-qua machte mich mit seinem Onkel Yang-qua (Herr Yang) bekannt, einem Kaufmann und Titular-Mandarinen vom weißen Knopf, was man bei uns etwa einen Commerzienrath nennen würde, und in dem Hause dieses alten gastfreien Mannes war es mir denn auch beschieden am meisten in die Landessitte einzudringen. Wenn wir bei der Absonderlichkeit beginnen, daß es eine unziemliche Vertraulichkeit sein würde den Hut abzunehmen, ehe der Hausherr einlädt es sich bequem zu machen, so werden wir nun vor Allem mit Thee bewirthet, dem zu allen Tageszeiten üblichen Getränk: die kleinen Täßchen in deren jeder ein paar Blätter angebrüht worden sind, werden herumgegeben, jedes in einem zinnernen Untersatz und mit einem porzellanenen Deckel versehen; zwischen Deckel und Tasse schlürft man nun das Getränk, so daß die Blätter zurück bleiben; der Thee ist sehr heiß, und von Zucker und Milch keine Rede. Ein Theetopf kommt nicht auf den Tisch, vielmehr werden unaufhörlich neue Tassen mit angebrühtem Thee gebracht. Dazu gab man uns eingemachte Früchte,

welche man mit langen zweizinkigen Gabeln verzehrte, und zuletzt brachte unser alter Wirth schmunzelnd eine Flasche aus einem Schränkchen hervor, halb voll Champagner, die gewiß seit einer Woche angebrochen war; davon bekam Jeder von uns als besondere Gunst ein kleines Liqueurgläschen voll. Champagner und der süße Kirschliqueur, Cherry brandy genannt, sind bei ihnen sehr beliebt, und von letzterem werden namentlich aus Hamburg ungeheure Quantitäten ausgeführt; auch in Indien ist es das Lieblingsgetränk besonders der Mahommedaner, welche das Verbot des Weintrinkens damit umgehen. Wenn sie sich einmal an einen europäischen Tisch verirren, so sprechen sie dem Champagner stark zu und haben die elegante Manier, dem welchem sie zutrinken die Nagelprobe ins Gesicht zu spritzen.

Nachdem die freundschaftlichen Beziehungen zu Yang-qua in solcher Weise befestigt waren, erfolgte demnächst eine förmliche Einladung zum Diner; auf seinen Wunsch brachten wir mehrere unserer Bekannten, so daß zuletzt sechs Deutsche* und sechs Chinesen zu Tische saßen. Der alte Yang-qua war ganz vergnügt uns an seiner gastlichen Tafel zu sehen und sein unaussprechlich schlechtes Englisch auszukramen; nachdem er uns vor dem Essen mit Thee bewirthet, wies er uns in bunter Reihe

* Die Chinesen nennen Deutschland Jumbullo, wohl eine Verwechslung mit John Bull.

unsere Plätze an, wobei sich der Sitz links neben dem Wirth als chinesischer Ehrenplatz ergab. Alles war gar hübsch angeordnet, und in den Formen unserer Begrüßung und Bewirthung lag wirklich viel Feinheit. Aus Aufmerksamkeit für die Ausländer hatte man ein paar Kapaunen und einen Schinken auf den Tisch gesetzt, und uns sogar Messer und Gabel hingelegt; wir gaben uns indeß das Wort nur die elfenbeinernen Eßstäbchen zu gebrauchen, und machten erstaunliche Fortschritte in der schweren Kunst.

Ein ernsthafter Beobachter hat behauptet, die Höhe der Kultur Europa's und China's zeige sich nicht nur in den beiderseitigen Erfindungen von Schießpulver, Compaß und Bücherdruck, sondern auch darin daß die beiden Nationen die einzigen seien welche auf Stühlen aufrecht sitzen, und mit Geräthen, nicht mit der bloßen Hand essen. Die Beobachtung ist richtig, denn selbst die Orientalen kauern weit eher als daß sie sitzen, auf ihren Divan's und essen mit der Hand. So verdienen denn die wunderlichen Eßstäbchen der Chinesen besondere Beachtung; man führt beide in Einer Hand, und wenn man vorschriftsmäßig das eine Stäbchen fest zwischen Daumen und Mittelfinger hält, so kann man ziemlich gut damit fassen, freilich helfen sich die Chinesen indem sie die Schüssel unter das Kinn halten und rückwärts gelehnt die Speise in den Mund schieben, eine Art die

Schwierigkeit jener Stäbchen zu bewältigen, die manchen Europäer zu dem Ausruf gebracht hat, so könne er es auch. Diese gemeine Sitte, hauptsächlich bei den Reismahlzeiten üblich, scheint jedoch dem guten Ton zuwider zu sein, und wir fischten, die Manier unserer Nachbarn absehend, kümmerlich in den Schalen herum die uns vorgesetzt wurden.

Unser Diner begann mit jenen Kapaunen, und dabei zu unserm großen Troste Brod, welches die Chinesen bedächtig auf ihre Teller schoben, zerschnitten und nach langem Kopfbrechen zu verzehren wußten. Dann kamen Tellerchen mit Salat, Krebsen, chinesischer Wurst, Fröschen, klein geschnittenem Schinken, Hummer, gebratenem Fleisch, eines nach dem andern und sämmtlich in kleine Stückchen gehackt, um mit den Stäbchen zum Munde geführt werden zu können. Neben uns standen außerdem zum Naschen Tellerchen mit Mandel- und Kürbiskernen. Auf die Fleischspeisen folgte nun eine ganze Reihe von Suppen in Tassen, wozu Porzellanlöffel gereicht wurden, zunächst die Königin der Suppen aus Vogelnestern, ein kostbares Gericht, da jedes Nest mehrere Dollars kostet; es ist eine sehr schmackhafte Bouillon, in der die Fasern des Nestes noch erkennbar sind. Ferner Suppen von Entenfüßen, Taubeneiern, Erbsen, Rüben, Hühnern, Bambusschößlingen, Bicho de mar (eine Holothurie). Darauf wurde nun Thee herumgegeben,

und wir hofften schon daß es das Ende sei, aber es war nur die erste Hälfte! Nun kamen auf Schalen allerlei kostbare Delicatessen: zuerst Haifischflossen, welche zuweilen selbst auf den Tafeln der Europäer erscheinen, Fischkiemen, Neunaugen, gerösteter Fisch, Stockfisch, Mollusken, Krabben, Backwerk mit Schweinefleisch, Maccaroni, Fischklöschen, Entenragout. Letzteres gab einen kleinen Aufruhr: der Wirth, welcher uns nöthigte von jeder Speise zu kosten, empfahl dieses Gericht als duck's meat, oder wie er es aussprach dog's meat; ein Schrei des Entsetzens ging durch den europäischen Theil der Gesellschaft bei diesem vermeintlichen Hunderagout; man beruhigte uns indeß mit mehr Feinheit als unsere unverhohlene Abscheubezeugung verdient hätte, und versicherte daß Hunde nicht auf die Tische der Reichen kommen. Endlich erschien das Dessert, abermals aus zwölf verschiedenen Schüsseln bestehend, und darauf zum Beschluß wieder Thee, und zwar aus besonderer Aufmerksamkeit für uns mit Zucker und Milch. So hatten wir nahezu drei Stunden zu Tische gesessen und von 60 — 70 Gerichten kosten müssen; an Unterhaltung fehlte es jedoch nicht, und unsere chinesischen Nachbarn zu beobachten und hie und da auf deutsch zu kritisiren war ergötzlich genug; sie machten es sich bald sehr bequem, und sprachen dem Kirschliqueur und dem Samshu, einem schlechten schwachen Schnaps aus Reis

gebrannt, wacker zu; aber auch uns wurde das widrige obendrein warme Getränk unaufhörlich in die kleinen Porzellanschälchen geschüttet. Von der Bizarrerie der Lage ergriffen, versagte ich mir den Spaß nicht mit dem alten Mandarinen Yang-qua Brüderschaft zu trinken, ein Beginnen das jedenfalls für originell gelten konnte; die Andern ließen es wenigstens am Zutrinken nicht fehlen und schienen wohl gepicht, doch bekam es zuletzt meinem jungen Freund Kei-qua schlecht: er betrank sich während des Essens zweimal hintereinander, wobei er sich übrigens ganz wie ein Europäer geberdete, und mußte sich ins Jammereckchen verkriechen; den nächsten Morgen kam er sich zu entschuldigen, nicht daß er sich betrunken, sondern daß er nicht mehr habe trinken können. Nach aufgehobener Tafel begaben wir uns auf die Terrasse, um den schönen Abend zu genießen und die Erleuchtung des Saales von fern zu bewundern; an der Thür des Saales waren auf einem kleinen Altar dem Götzen des Hauses ein paar Reiskörnchen von unserm Mahle gewissenhaft dargebracht, und daneben brannte Räucherwerk. Einer von der Gesellschaft, dem der Sam-shu die Zunge gelöst hatte, nahm Anlaß mich von der Thorheit des Götzendienstes in aufgeklärter Weise zu unterhalten. Zuletzt ließ uns unser freundlicher Wirth in seinem eleganten Boot, das einen kleinen Pavillon hatte, nach den Factoreien zurückrudern.

Eine noch großartigere Festlichkeit veranstaltete ein Kaufmann, der früher sich mit Opiumhandel eingelassen hatte, nun aber ehrlich werden und zugleich ein neues, erweitertes Geschäft anfangen wollte. Drei Tage dauerten die Feste mit denen er sein neues Haus einweihte, und jeder Biedermann war geladen, den ersten Tag die großen Gestirne der Factoreien, darauf die kleinen, den dritten Tag die chinesischen Freunde. Das Fest begann jeden Morgen mit einem sogenannten Singsong, einem Ausdruck des anglochinesischen Kauderwelsch für theatralische Vorstellungen, an welchen man viel Geschmack findet, und welche von herumziehenden Truppen aufgeführt werden. Wir ließen uns schon am Morgen hinrudern; am Thor empfing uns ein Tusch von lärmenden Instrumenten; in dieser Weise tschin-tschinte unser edler Wirth jeden seiner Gäste. Am Haupteingang stand ein Freund des Festgebers, jedem eintretenden Gaste die Hand reichend, an jedem Absatz der Treppe ein anderer, bis an der Thüre des Saals der Herr des Hauses selbst uns höflich entgegentrat. Ein krystallener Knopf auf seiner Mütze charakterisirte ihn als einen Mandarinen mittleren Ranges. Man führte uns nun nach den Sitzen: zwischen je zwei Stühlen, welche der Festlichkeit wegen mit rothem Tuch behangen waren, stand ein Tischchen, auf welchem ein Fächer, der unentbehrliche Begleiter des Chinesen bei warmem Wetter für jeden

Gast bereit lag; man brachte nun auch Thee und Backwerk, und wir richteten Augen und Ohren auf den Singsong vor uns. Auf einer erhöhten Bühne bewegten sich in prachtvoll gestickten Gewändern die historischen Figuren der alten Zeit: die Kaiser welche vor tausend Jahren geherrscht haben, bilden die Hauptpersonen in diesen Heldentragödien, von denen man leider nicht mehr versteht, als daß es viel Prügel und ziemlich viel Mord und Todtschlag gibt. Das Niedrigkomische liegt immer nahe, sowohl absichtlich als zufällig; trotz der gravitätischen Bewegung der Helden macht das Ganze einen lächerlichen Eindruck, namentlich der Gesang und die Sprache der Männer im Discant. Die Weiber, ebenfalls durch Männer gespielt, müssen ihre Stimmen noch höher hinaufschrauben. Und die Musik! Sowie einer der Schauspieler etwas Emphatisches sagt oder, wie es alle Augenblicke geschieht, in Wuth geräth, fällt die Musik ein: drei Schläge mit einem Bambusstöckchen, ein kurzer Paukenschlag und dann ein Gerassel mit den Becken. Geht die Balgerei los, so tönt dieses Gerassel unaufhörlich, und der Europäer verzweifelt. Die Gefechte werden mit großer Geschicklichkeit ausgeführt, bei jedem Angriff sprangen die Kämpfer über einander weg, drehten sich auf dem Absatz herum, oder schlugen Purzelbäume mit Gewandtheit und Würde. Auch eine hübsche Nachahmung von Pferden hatten sie, wie man

sie wohl auf unsern Maskenbällen sieht. Die Schauspieler waren übrigens sehr gut, und ihre Bewegungen, wenn auch übertrieben, doch charakteristisch. So starb namentlich eine Frau welche erdrosselt werden sollte, mit vielem Anstand und grausenvoll täuschender Treue; aller Effekt ging aber verloren als die Ermordete — aufstand, und sich hinter die Coulissen begab; überhaupt war diese Art der Ausstattung, auch die Bühne selbst sehr dürftig. An stark gefärbten, oft auch höchst unanständigen Scenen fehlt es nicht, und einer meiner Bekannten hat gesehen, wie auf der Bühne eine Frau ihrer Nebenbuhlerin das Herz aus dem Leibe riß und es vor den Augen des Publikums auffraß! Der Gesang wurde abwechselnd von Violinen und Clarinetten begleitet, eine Musik ohne Anfang und Ende, namentlich ohne irgend eine Cadenz bei der das Ohr ausruht, dazwischen einzelne kurze abgerissene Stückchen Melodie. Ganz nachahmenswerth ist der Effekt, auf einen langen Trommelwirbel, wie sie zur Begleitung jener Gefechte vorkamen, einen gleichen Wirbel, aber einen ganzen Ton tiefer folgen zu lassen.

Die Tragödie wurde von Lustspiel und Sittengemälden unterbrochen, die uns leider noch unverständlicher waren. Zwischenakte für unsere gequälten Ohren gab es nicht. Wir gingen bald hinweg, und fanden uns erst des Abends zur Mahlzeit wieder ein; bei dieser

sollte der Singsong noch fortdauern, und man saß zu sechs an kleinen Tischen, deren Vorderseite zur besseren Betrachtung des Schauspiels leer gelassen wurde. Diesmal begann die Aufführung mit Gebet, und die Andacht der Gesellschaft stieg in dem schauderhaftesten Geheul das eine menschliche Phantasie ersinnen kann, zum chinesischen Himmel auf. Dann wieder dieselben Vorstellungen, wo möglich noch glänzender als am Morgen; besonders traten Springer und Gaukler von unglaublicher Gewandtheit auf. Das Essen war im Vergleich zu Yang-qua's Diner nur leicht zu nennen; der europäischen Gesellschaft zu Ehren wurden einige gebratene Kapaunen, in kleine Stückchen zerschnitten, aufgetragen. Wir stahlen uns nach vierstündiger Ohrenmarter weg, und als das letzte Tschin-tschin der Musikanten am Thor verklungen war und wir unsern Wohnungen wieder nahten, meinte ich doch daß man die Herrlichkeiten China's manchmal etwas theuer erkaufen müsse, die Indigestion gar nicht gerechnet, welche unvermeidliche Folge jedes chinesischen Gastmahls ist, dessen Gerichte zum Theil mit Ricinusöl bereitet sein sollen.

Bei diesen Besuchen in chinesischen Häusern hatte ich manchen Anlaß den Nationalgeschmack näher zu beobachten, und das Auge mit Formen zu versöhnen die zu fremdartig sind um sofort gefallen zu können, indeß thut man den Chinesen bitteres Unrecht wenn man nach

den geschmacklosen chinesischen Häuschen urtheilen will, wie sie bei uns hin und wieder ein reicher Kauz aufschießen läßt. Ganz China hat seinen bestimmten, durch keine Vermischung mit Fremdem verfälschten Stil, und in diesen paßt Alles hinein — ihre Zöpfe, ihre Boote, ihre Gärten, ihre Häuser und ihre Pagoden. Alles ist kleinlich, aber zierlich; ihre Häuser, obwohl zunächst für ein warmes Klima geeignet, sind wahre Wunder von Wohnlichkeit und gemüthlicher Nettigkeit. Dagegen sucht man in ganz China vergebens nach einer großartigen Erscheinung irgend einer Art. Im Aeußeren der Gebäude muß man keineswegs phantastische Ueberladenheit vermuthen, welche höchstens bei Tempeln Platz gewinnt; der Stempel des Stils liegt zumeist in der Form der Dächer: die Ecken ein wenig gerümpft, aufwärts gebogen, Zierrathen auf allen Kanten, und doch mit Maaß. Dabei schmückt die Anwendung bunt glasirter Ziegeln und Backsteine ungemein. Die Zimmer sind meist in einander geschachtelt, die Wände oft durchbrochen und mit artigen Schnitzereien geziert; das Hausgeräth ist von Palisanderholz, Tische und Sitze oft von Marmor, Alles in sehr zierlichen, oft wirklich reinen Formen; zahllose Laternen, theils mit bunter Glasmalerei, theils mit Gaze überzogen hängen in den Räumen, in jedem Zimmer wohl ein Dutzend, da die Beleuchtung mit den schlechten Oellampen wenig intensiv ist. Die chinesischen

Tapeten für ganze Zimmer welche man hie und da in Europa hat, sind nur für den Handel verfertigt, und beiläufig gesagt mit der Hand gemalt; sofern der Chinese Tapeten anwendet sind es schmale lose aufgehängte Rollen mit Landschaften, Vögeln, Gruppen in Wasserfarben, oder mit den schon erwähnten Sittensprüchen in den großen malerischen Charakteren; diese zieren meist den Eingang zu beiden Seiten der Thüren. Der Reichthum des Besitzers offenbart sich in zierlichen Ausstellungen jener schon erwähnten Curiositäten und in fein ausgearbeitetem Schnitzwerk, während aller eigentliche Prunk fehlt und fehlen muß, da wo es das größte Unheil wäre den Blick des Mandarinen auf sich zu lenken, und seine Begehrlichkeit zu wecken.

Einen hochberühmten Garten des reichen Kaufmanns Pon-tin-qua konnte ich nicht sehr bewundern; er liegt am Fluß, und die Liebhaberei des Besitzers überall kleine Wasserbehälter oder vielmehr große Pfützen anzulegen, um allen Arten Brücken zum Vorwand zu dienen, verdirbt das Ganze, welches überdies stark überladen ist; Häuschen, Denkmäler, Pagoden, Vogelhäuser sind überall verstreut; die Blüthe des Geschmacks aber ist, daß man diese verschiedenen Merkwürdigkeiten nur in einer gewissen Reihenfolge bewundern kann, denn das Ganze stellt eine Art Irrgarten dar, durch den sich der eine Pfad in vielfachen Windungen schlängelt.

Prachtvolle Kranicoe mit rothem Barett, die jeden Fremden trompetend begrüßen, Pfauen und Schwäne dienen sehr zur Zierde. Im Sommer sind alle jene Wasserbehälter mit der röthlichen Blume des Lotos bedeckt, und müssen sich dann sehr schön ausnehmen. Die eigentliche Gärtnerei gefällt sich ebenfalls im Kleinlichen; ein verkrüppeltes Bäumchen, das durch künstliche Behandlung, Beschneiden und magern Boden zum Miniaturbild seiner Art geworden ist, ein Busch zur Gestalt eines Hundes oder Hirsches verstümmelt, sind große Zierden und werden theuer bezahlt; ebenso bemüht man sich aus den verschiedenartigsten thönernen Thierfiguren Blumen herauswachsen zu lassen, z. B. Gras aus dem Maul eines Stieres, was noch eine der hübschesten Spielereien ist. Auch künstliche Ruinen werden mit Grün überzogen. Ich will hier noch erwähnen daß ich mancherlei chinesische Sämereien, hermetisch verlöthet mitgebracht habe, jedoch ohne daß viel davon aufgegangen wäre; es scheint dies die oft von mir gehörte Behauptung zu bestätigen, daß der hermetische Verschluß der Keimkraft verderblicher ist als die so sehr gefürchtete Seeluft und Nässe.

Mancherlei zahmes Gethier, namentlich Vögel, ist eine besondere Liebhaberei der Chinesen, nichts ist aber einer Lerchenart zu vergleichen, die im Käfig auf einer kleinen Erhöhung sitzend aufs Anmuthigste singt und dabei mit den Flügeln förmlich den Takt schlägt. Ich

habe es leider nicht erreicht eine solche Lerche lebendig nach Deutschland zu bringen.

Ich habe oben gesagt daß auch der chinesische Zopf in den allgemeinen Stil passe, und der ganze Aufzug des Chinesen, so sonderbar auf den ersten Anblick, erscheint harmonisch und wenig auffallend in der nationellen Umgebung; kann man doch nach kurzem Aufenthalt dahin kommen Einzelne wirklich hübsch zu finden, und die Züge der Frauen, die man freilich fast nur aus Bildern kennt, sind trotz der schiefen Aeugelchen sehr ansprechend. Die Tracht, bei den Wohlhabenderen ein langer weiter seidener Rock, ohne Kragen und am Halse eng anschließend, ist so hübsch als bequem, wenn auch durchaus nicht würdevoll, eine Eigenschaft die ohnehin dem Chinesen abgeht; dagegen kann die Würde nicht fehlen, wenn der Mandarin in seinen schwerseidenen, mit kostbaren Stickereien überladenen Gewändern einherstolzirt. Solche Figuren verirren sich jedoch in den plebejischen Stadttheil auf den die ausländischen Barbaren beschränkt sind, nur selten. Sowie die Landestracht durchaus keiner Mode unterworfen ist, so ist sie auch wesentlich ein Bestandtheil der Institutionen des Landes, und nach dem Sturz der Ming-Dynastie im 17. Jahrhundert wurde der Zopf mit der geschornen Stirn nebst der jetzigen Tracht den Chinesen von ihren tatarischen Unterdrückern nur mit dem heftigsten Widerstreben und

mit blutiger Strenge aufgezwungen. So sind auch die Darstellungen welche auf dem chinesischen Porzellan nach Europa gelangen, Abbilder der alten historischen Tracht, derselben die in jenen Heldentragödien erscheint, namentlich mit dem wunderlichen Attribut der langen Federn auf der Kopfbedeckung, welche auf der Bühne nicht geringen Effekt machen.

Die Frauen gehören so sehr dem Innern der Häuser an, daß sie hier gar nicht in Betracht kommen: wenn diese armen eingeschlossenen Wesen sonach die Verkrüppelung ihrer Füße eher verschmerzen können, so ist das Schicksal derer desto trauriger, welche in Wohlleben aufgewachsen und sonach auch mit jener nationellen Verschönerung geziert, im späteren Alter im wahren Sinne des Worts auf die Straße gestoßen werden: in den Straßen Canton's sieht man häufig alte Weiber mit verkrüppelten Füßen sitzen, welche durch Betteln oder Kleiderflicken ihren Lebensunterhalt suchen; die bekannten Modelle des Damenfußes die man in europäischen Cabinetten hat, und die auch in Canton käuflich sind, sind völlig treu. Der Gang dieser Unglücklichen nimmt sich aus als gingen sie auf Stelzen, nach der nationellen Anschauung jedoch gleicht er „dem Schwanken der Wasserlilie," und das Vorurtheil zu Gunsten dieser Verstümmelung ist so stark, daß ein Mädchen mit gesunden Füßen keine anständige Heirath machen würde, und daß sich

mithin selbst vernünftige Eltern schwer entschließen eine Unsitte abzuthun, welche nicht nur bleibende Verunstaltung bezweckt, sondern auch den unglücklichen Kindern mehrere Jahre hindurch unaufhörliche Tortur bereitet; ein vorurtheilsfreier Chinese vertraute einem Engländer, daß in einem Haus wo junge Mädchen aufwachsen Tag und Nacht vor ihrem Weinen und Klagen keine Ruhe sei. Dabei müssen wir stark bezweifeln ob diese armen Krüppel gesunde Mütter werden können, während wir freilich die Gegenbemerkungen über die Schnürleiber europäischer Frauen uns gefallen lassen müssen; auch die engen Uniformen der englischen Soldaten gereichten den Chinesen zur Verwunderung, und nährten eine Zeit lang die sanguinische Hoffnung, daß diese Eingeschnürten im Kampf sich nicht rühren und namentlich nicht wieder aufstehen könnten, wenn sie etwa hinfielen. Der eigentliche Grund jener Unnatürlichkeit, welche jedoch nicht wie die Landestracht tatarisch sondern ächt und uralt chinesisch ist, scheint die Versinnlichung des ausschließlich häuslichen Berufes des chinesischen Weibes zu sein, wenn wir nicht gar den Stolz, nicht der Nahrung nachgehen zu müssen, darin erblicken dürfen; dieser wenig edle Stolz spricht sich jedenfalls unverkennbar in der Sitte aller einigermaaßen wohlhabenden Männer aus, die Nägel der rechten Hand zolllang wachsen zu lassen; damit das kostbare Gewächs nicht abbricht, wird es mit einem

kleinen Bambusstäbchen förmlich gestützt. Auch in einem stattlichen Wanst liegt das ehrende Zeugniß daß man wohl zu leben habe, und ein magerer Mensch wird als ein Hungerleider geringgeschätzt. Dagegen lieben sie schlanke Frauen.

Wenn wir uns von diesen Aeußerungen des plumpsten Geldstolzes wegwenden, so bedarf es nur weniger Schritte, um in dem endlosen Gewimmel auf dem Flusse ein Bild der höchsten Thätigkeit und Genügsamkeit zu gewahren. Dort fallen uns auch vor Allem die Frauen der niedern Stände als die emsigsten auf, und diesen wäre freilich mit jener vornehmen Unzier schlecht gedient. Meist führt eine Frau das Ruder der kleinen Boote auf welchen man von Ufer zu Ufer fährt, und jeder Europäer der in jener Zeit Canton besucht hat, wird sich der schönen Schifferin Lin-fa erinnern und der Grazie mit der sie ihrem beschwerlichen Geschäft oblag; Lin-fa heißt Blume des Wassers, und sie verdiente den poetischen Namen vollkommen. Schon in Hongkong haben wir die Boote kennen gelernt, welche trotz ihrer Kleinheit der ganzen Familie zur Wohnung dienen, in dem großen Canton liegen sie in unabsehbaren vielfachen Reihen am Ufer des Flusses, und ich nehme Anstand die Angaben zu wiederholen wie viel tausend Boote und wie viel mehr tausend Menschen dort Jahr aus Jahr ein auf dem Wasser liegen. Für gewöhnliche Ausflüge

benutzt man die kleinen Boote, Sam-pan, „drei Bretter“ genannt, die Hongboote sind größer und haben ein schönes Zimmer in chinesischem Geschmack, Blumenboote sind sehr groß und prachtvoll verziert, sie dienen den Chinesen zu Gelagen und Orgien jeder Art, und sind berüchtigt als die Stätten, wo Leute die nach Canton kommen um in der großen und fashionablen Stadt eine Saison hindurch sich zu amüsiren, ihr Geld am schnellsten durchzubringen wissen. Wir mietheten einmal ein solches Boot zu einer Excursion auf dem Flusse; alle Stühle waren mit goldgestickten rothen Teppichen behängt, und die Musik war so schön als sie in China nur zu haben ist. Auch die Opiumpfeife fehlte nicht. Was für andere bunte Fahrzeuge noch auf dem großen schiffbaren Strome liegen ist kaum zu beschreiben, denn solch ein chinesisches Schiff ist ein Ungethüm für sich, ohne irgend eine Aehnlichkeit mit unsern Fahrzeugen; lebhafte Farben sind sehr beliebt und selten fehlen jene großen Glotzaugen am Vordertheil, mit denen sie den Weg besser finden sollen, ein Zug in ihrer Physiognomie der nun vollends abenteuerlich ist. So unsicher die Junke zu überseeischen Reisen ist, so zweckmäßig ist im Allgemeinen die Bauart und die Einrichtung der Segel zum raschen Fortkommen; man sieht deshalb in den chinesischen Gewässern nicht wenige Fahrzeuge im Besitz von Europäern, welche namentlich die Form der

Segel angenommen haben. Im malayischen Meer sind die Junken eine häufige Erscheinung, und besonders der Handel mit Singapore sehr lebhaft; dagegen macht die Fahrt jener Junke zur Londoner Industrie-Ausstellung eine große Ausnahme, und der Mangel an astronomischen Kenntnissen bildet wohl ein noch größeres Hinderniß als die abenteuerliche und unsichere Bauart.

Zweiter Abschnitt.

Volkscharakter — Leben der Europäer — Macao.

Wenn wir nun von dem Nationalcharakter der Chinesen reden sollen, so kommt uns Goethe mit einem treffenden Schlagwort zu Hülfe, indem er seinen klugerfahrnen und weitgewanderten Mephistopheles von krystallisirtem Menschenvolk berichten läßt: seit Jahrhunderten in starre Formen gebannt, ist es der Vermischung mit der übrigen Welt nicht nur fremd geblieben, sondern derselben unfähig geworden, und nur ein mächtiges Agens vermag jene Erstarrung zu lösen, die Elemente dieser Nationalität dem Weltverkehr zurückzugeben; dieses Agens freilich hat seine Wirkung begonnen, und nachdem der Krystall einmal an einer seiner Kanten angefressen ist, wird er nicht lange — nach dem Zeitmaaß der Weltgeschichte wenigstens nicht lange mehr in der alten Form bestehen bleiben.

Man wird von Erstaunen ergriffen bei der Betrachtung, daß die Lehren des alten Confucius, der ein Zeitgenosse des Pythagoras war, noch heute nach 2400 Jahren vollständig die Grundlage des chinesischen Reiches bilden, daß dieses Reich in dem ungeheuern Zeitraum wohl alt, aber nicht anders geworden ist; und wie dieses Lehrgebäude Alles auf die väterliche Gewalt zurückführt, so mögen wir wohl sagen daß es unhaltbar werden mußte, je mehr die Kinder heranwuchsen. Jetzt ist das ganze Volk denn wirklich in der zweiten Kindheit angelangt, seine lebendigen und fruchtbringenden Institutionen sind abgestorben, in der ganzen Nation kein thatkräftiger Entschluß, keine großartige Idee mehr vorhanden, der Charakter des Ganzen wie der Einzelnen zum Kleinlichen, Puerilen herabgesunken, und dieser letztere Zug geht von den bombastischen Albernheiten in den Dekreten des Hofs bis hinab zu den kleinlichen Zierrathen ihrer Wohnungen, und zu den Laternen und Drachen an denen sie sich ergötzen. Wenn in diesem Zustande der Altersschwäche die Individualität der Einzelnen nothwendig sich verwischen muß, so ist damit eben auch dem Despotismus die Bahn geebnet, und dieser vollendet denn die Gleichheit und Uniformität, in desto widrigerer Weise als er nicht ein Despotismus der Kraft und Größe, sondern der gemeinsten und selbstsüchtigsten Neigungen ist. Der Chinese ist leicht zu beherrschen,

weil das Volk, wie Jemand geistreich gesagt hat, aus Individuen zu Atomen geworden ist, und weil es leicht zu beherrschen ist, hat sich die Nichtswürdigkeit der Herrschaft bemächtigt. Eine Aristokratie, die in der Erinnerung an ritterliche Ahnen die Aufmunterung zu gleichen Thaten fühlt, oder durch festen Besitz zur Gemeinnützigkeit geleitet wird, kennt China nicht; der einzig Mächtige, der Mandarin, hat sich zum Antheil an der Herrschaft und zum Anspruch auf Versorgung durch das vorschriftsmäßige Quantum Kenntnisse in den angeordneten Prüfungen befähigt, und wird in sein Amt wie in einen Besitz eingewiesen, denn da er keine Persönlichkeiten zu achten hat gewöhnt er sich schnell an die Auffassung, daß das Amt und die Regierten um seinetwillen da seien, und die weitere Verirrung liegt ihm nahe, in der Verfolgung des eigenen Vortheils vor keiner Bedrückung und Erpressung zurückzuschrecken; Tyrann gegen unten, ist er Sklav gegen oben, gegen seinen Vorgesetzten, der ihn zu mißhandeln vermag wie er seine Untergebenen. So dringt das System der Lüge und der Erpressung durch alle Stufen der Autorität bis dicht an den Thron, und der Kaiser auf seiner einsamen Höhe ist nahezu der einzige der nicht mit verschworen ist; in welchem Grade er der Erkenntniß der Wahrheit fremd bleibt, zeigt sich auf merkwürdige Weise in der Geschichte des letzten englischen Krieges, wo Dekret auf Dekret Belobungen und

Auszeichnungen über Personen ergoß, die vor der Uebermacht widerstandlos zurückwichen, während ihre Berichte den Kaiser von Siegen und Großthaten und der Vernichtung der rothhaarigen Barbaren unterhielten.

Das System der Bestechungen und Gewaltthätigkeiten ist furchtbar, und in der That gefürchtet genug. Jeder scheut sich Wohlstand zu verrathen um nicht mit dem Mandarinen theilen zu müssen, und wenn der Vorgesetzte auf solche Bedrückungen achtet so ist es nur um sich sein Theil am Raube zu sichern; der Opiumschmuggel ist ein förmlich organisirtes, vor den Augen der Behörden fortgesetztes System, und als Sir John Davis nach dem Kriege dem Vicekönig Kiying, der doch einer ihrer Besten und Weisesten ist, Vorhalt machte daß es würdiger sei das offen zu erlauben was man zu hindern nicht beabsichtigte, erkannte dieser die größere Würde in einer fortgesetzten illegalen Duldung. Aus dem Munde von Chinesen habe ich die Klagen vernommen, wie z. B. die Erben eines unlängst verstorbenen sehr reichen Kaufmanns um Millionen, sage Millionen von den Mandarinen betrogen wurden, und sich glücklich schätzten wenigstens nicht Alles einzubüßen.

Die über die Maaßen große Uebervölkerung, durch unweise Verbote der Auswanderung befördert, trägt nicht wenig dazu bei die Einzelnen zu Sklaven des kümmerlichsten Erwerbs zu machen und noch mehr zu erniedrigen.

Erst jetzt beginnt der Strom der Auswanderung, wiewohl immer noch verboten, reichlicher zu fließen, und Californien scheint den mächtigsten Reiz auf eine Bevölkerung zu üben die sich zu lebenslanger Armuth verdammt glaubte. Indeß waren auch früher schon viele Tausende nach dem malayischen Archipelagus ausgewandert, aber stets behalten sie die alten Sitten bei und haben die Rückkehr in ihre unvergleichliche Heimath im Auge. Ganz neuerdings belehrt uns eine Proklamation gegen Auswanderung über die eigentlichen Gründe, weßhalb Gesetz und Landessitte sich gegen dieselbe erklären: die Unmöglichkeit den Gräbern der Vorfahren die hergebrachte Verehrung fortan zu weihen, ein Ritus zu dem allerdings die Lehren des Confucius aufs Eindringlichste auffordern.

Ein anderes Uebel welches schwer auf dem chinesischen Volke lastet, ist die Vielweiberei, der gemeinsame Fluch der Völker des Orients, der alle edleren Gefühle des Familienlebens erstickt, und indem er die Frau zu einem förmlich untergeordneten Wesen erniedrigt, sowohl auf den Mann als auf die Kinder verderblich zurückwirkt. Zwar ist die chinesische Vielweiberei eine gemilderte, indem das Gesetz der sogenannten ersten Frau entschiedene Vorzüge der Stellung vor den übrigen gibt; auch ist diese Erste, welche der Zierde der verstümmelten Füßchen nicht entbehren darf, meist von besserer

Abkunft. Das eigentliche Haremssystem aber, die völlige Absperrung der Frauen, ist hier so streng durchgeführt als irgendwo, und die Frau ist schlechtweg Waare, welche der Mann ersteht ohne sie vorher auch nur gesehen zu haben. Den Mittheilungen jenes chinesischen Aufwärters an Bord der Lark verdanke ich den Preiscourant dieser Waare: eine Frau der niederen Stände kostet, wenn sie hübsch ist, wohl 100 Dollars, sonst nur 30, die seinige 75, aber Reiche geben bis zu 5000 Dollars aus. Der Mann kann die Frau auch wieder verkaufen, aber meist nur zu dem unwürdigsten Gebrauch, da sie dann als entehrt betrachtet wird. Wenn sie verkauft sind weinen sie ein paar Tage, sagte mir mein Gewährsmann so unbefangen als handle es sich um eine Kuh, die sich in den neuen Stall nicht gewöhnen will. Ist es dann ein Wunder, wenn ein chinesischer Vater es für ein Unglück ansieht Töchter zu haben, und auf Befragen wie viel Kinder er habe, nur die Zahl der Söhne angibt?

So ist in dem Chinesen so recht von Haus aus die Liebe erstickt, und es ist begreiflich wenn sie gegen Dritte eine Zuneigung nicht empfinden, die nicht einmal gegen die nächsten Angehörigen lebendig werden kann; ihre Schadenfreude bei Unfällen selbst ihrer Freunde ist ein wohlbekannter Zug, und es ist das fast einstimmige Urtheil der Europäer welche Jahre lang mit Chinesen

gelebt haben, daß trotz der besten Behandlung keine Anhänglichkeit oder Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten Wurzel faßt; Charakterzüge die freilich nur zu viel Nachklang auch in Europa und Deutschland finden. Zwar versicherte Dr. Parker bleibende Dankbarkeit bei den von ihm geheilten Patienten zu finden, aber die Hülfe seiner ärztlichen Kunst muß den Chinesen so völlig überirdisch erscheinen, daß diese Ausnahme die Regel wohl nicht umstößt; dagegen haben wir gesehen, wie wenig die Bevölkerung von Canton im Allgemeinen seine Verdienste erkannte.

Der fortwährende Druck verderblicher Staatseinrichtungen und der lange Frieden, welcher schon um der Ernährung des übervölkerten Landes um jeden Preis erhalten werden mußte, haben Feigheit zu einem hervorstechenden Charakterzug des Volks gemacht, und nach der alten Erfahrung geht Grausamkeit damit Hand in Hand; die Behandlung der wenigen Gefangenen die sie im Krieg gemacht, die Art wie sie vereinzelte Europäer zu mißhandeln und abzuschlachten lieben, ist empörend; aber eben so auffallend sind die vielerlei Scenen, wo eine Handvoll Europäer gegen tausendmal stärkere Pöbelhaufen das Feld behauptet haben. Dagegen besitzt der Chinese im vollen Maaße Standhaftigkeit im Leiden, passiven Gehorsam gegen das Unvermeidliche, und die Mandarinen sorgen dafür daß diese Tugend

nicht außer Uebung komme. Wenn wir damit die oft erzählte Thatsache vergleichen, daß bei der erlaubten Stellvertretung bei chinesischen Strafen selbst der zum Tod Verurtheilte zuweilen einen Stellvertreter findet, so müssen wir in dieser Standhaftigkeit ein gut Theil Gleichgültigkeit gegen den Werth ihrer armseligen Existenz erkennen.

Wie denn bei dem ganzen Zuschnitt des chinesischen Lebens in Staat und Familie, Geld das Hauptmittel zum Besitz von Lebensglück und somit das Hauptziel alles Strebens geworden ist, so darf man sich nicht wundern alle Fehler welche die Geldgier in ihrem Gefolge hat, ebenfalls anzutreffen; so ist denn insbesondre Falschheit und Lüge dem Chinesen so sehr als nur irgend einem der orientalischen Völker geläufig, und die Formen des Betrugs werden immer künstlicher, je schwerer es der Einzelne hat sein Auskommen zu finden. Ueber die Arglist und Betrügerei welche das chinesische Hausgesinde tagtäglich, und zum Theil ohne viel Hehl übt, ließe sich ein Buch von ansehnlicher Dicke schreiben, wobei freilich nicht zu übersehen ist, daß sich in die Umgebung der Europäer der Abschaum der Bevölkerung einer Stadt drängt, die ohnehin im ganzen Reich des schlimmsten Rufes genießt.

Um jedoch gerecht zu sein, müssen wir neben der unedlen Gier nach Geld und Gut hier die glänzendste

Eigenschaft hervorheben welche der chinesische Volks- charakter auch jetzt noch besitzt, eine unermüdliche emsige Thätigkeit, mit der höchsten Genügsamkeit und immer gutem Muthe gepaart. Es kann überhaupt den Menschenfreund aufrichten zu sehen, wie in allen Ländern wo in den oberen Schichten das Geld zur Herrschaft über alle Güter des Lebens gelangt ist, und wo der schamlose Egoismus der Reichen den Gelüsten der Gütertheilung einen sehr plausiblen Vorwand gibt, im Volke selbst der Trieb zu redlicher Arbeit, selbst wenn sie gar keine Hoffnung hat, sich erhält; so ist das Volk bei uns von den Lockungen des Communismus und Socialismus im Vergleich zu der Armuth vieler Gegenden nur schwach und in seinem Auswurf berührt worden, und in China gar kennt der Arme nichts als unermüdliche Arbeit Tag für Tag, und wenn wir dabei die Eigenthümlichkeit in Erwägung ziehen daß eine Analogie unseres Sonntags völlig fehlt, so erscheint er der Theilnahme doppelt werth. Die wenigen Ausflüge welche dem Europäer an den Ufern des Perlflusses verstattet sind, zeigen unter der ländlichen Bevölkerung dieselbe Emsigkeit und ängstliche Benutzung jeder Gelegenheit zum Erwerb, wie bei den Stadtbewohnern und den Schiffern und Fischern auf dem Wasser; die Sorgsamkeit der Bodenkultur ist sprüchwörtlich geworden, aber es theilen sich zu viele in einen Besitz, der seiner Natur

nach keine Ausdehnung zuläßt, und mit dem Läppchen Land vererbt sich Armuth und Noth. Einzelne Beispiele zeigen, wie sehr man im Volk selbst der Ueberzahl an Menschen sich bewußt ist, z. B. die ausgesprochene Abneigung gegen arbeitsparende Maschinen, seien sie auch so einfacher Natur wie der Schleifstein; daher mag es kommen daß die Chinesen bei aller Anstelligkeit im Fach solcher Vervollkommnungen überaus wenig leisten, und bei der Anfertigung ihrer oft unnachahmlich genauen Arbeiten durch Geduld die Unzulänglichkeit ihrer Werkzeuge ersetzen. Von umsichtigen nationalökonomischen Maaßregeln des Staats, die selbst uns weisen Europäern so ungemein schwer werden, ist natürlich keine Rede.

Wenn wir nach allem diesem dem Chinesen Achtung und Theilnahme nicht versagen, und den größten Theil seiner Fehler auf die eingerosteten Staatseinrichtungen direkt zurückführen können, so muß die Frage um so näher interessiren, wie dieses Volk sich zu den anerkanntermaaßen eben so thätigen als zahlreichen Missionen verhalte. Wir setzen dabei die Frage bei Seite, wie viel Sicherheit die verbriefte Duldung der christlichen Confessionen gewähre, getrösten uns aber Angesichts der erkämpften festen Stellung der europäischen Mächte, daß ernstliche Gefahren in dieser Richtung nicht mehr drohen. Desto feindseliger, wenn auch passiv tritt der

Volkscharakter jedem tieferen Wurzeln des Christenthums entgegen; mehr denn irgend ein Volk der Idee einer geoffenbarten Religion fremd, und durch die Altersschwäche der eigenen obendrein von Anfang an dürren Vernunftreligion zum nackten Deismus schon längst hingeleitet, dabei durch den Druck seiner Zustände überhaupt nüchtern und materialistisch geworden, hat das chinesische Volk die Brücke zu dem warmen Glauben an eine liebevolle und erlösende Gottheit verloren, und es tritt also auch hier jene Krystallisation der ganzen Nation heilsamen Einwirkungen in den Weg. Die Geschichte der Missionen in China ist reich an ruhmvollen Namen, und an solchen die im vollen Geiste ihrer Sendung Gefahr und Tod nicht scheuten in die Länder einzudringen, und die wirksamste Bekehrung, die aus dem Kleinen und Innersten heraus zu betreiben; namhafte Anstrengungen sind gemacht die unendliche Schwierigkeit der Sprache zu bewältigen, und die schon erwähnten ärztlichen Missionen sind ein Beweis sinniger Wirksamkeit; — bei alle dem jedoch sind die Erfolge nur sehr gering, und die Wahrhaftigkeit der Bekehrungen um so mehr mit Mißtrauen zu betrachten, als es dem chinesischen Charakter völlig entspricht um äußerer Vortheile willen sich den Schein davon zu geben. Auch hier wieder muß man es beklagen, daß so viele Missionen sich nur mit dem Theil des Volkes beschäftigen der am äußersten

Ende gelegen und entartet, am wenigsten Hoffnung zur Vergrößerung des Kernes gewährt den erfolgreiche Thätigkeit hier etwa schaffen könnte. Ganz besonders ungünstig muß eine übergroße Stadt wie Canton erscheinen, während auch hierin die Oeffnung der übrigen Häfen erfreulicheren Hoffnungen Raum gibt. Im Allgemeinen aber steht die Organisation der protestantischen Missionen, welche ihren Sendlingen ein nicht geringes Maaß von irdischer Behaglichkeit verstattet, jenem fruchtbringenden Vordringen in den Kern des Landes, dem Leben und Dulden im Volk und mit dem Volk, stets entgegen, und wir müssen die Weltumseglerin Frau Ida Pfeiffer gegen die Gegenbemerkungen von Sir John Davis in Schutz nehmen, wenn sie mit einer Treue die ich bestätigen muß die Beispiele schildert, wo auch sie auf ihren weiten Fahrten die Unzulänglichkeit der Missionen beobachtet hat. Damit sind weder die gewiß zahlreichen Fälle einer aufopfernderen Wirksamkeit, noch die wirklichen Verdienste und Erfolge auch der Uebrigen in Schatten gestellt, wiewohl eben die letzteren ungleich größer gewesen wären wenn jene Uebelstände nicht obwalteten. *

Wer vermöchte zu läugnen daß neben dem bequemen Leben so manches protestantischen Missionärs,

* Vergl. auch Reise der Corvette Galathea II. cap. 4. über die Missionäre der Sandwich-Inseln.

der umgeben von dem Genuß des Familienlebens und des häuslichen Comfort, vielleicht gar im Besitz von Wagen und Pferd, seinem Beruf mit aller Behaglichkeit obliegt, daß neben diesem die Erscheinung des katholischen Priesters eine blendende ist, wenn er außer allen Entsagungen die sein Stand an sich ihm auferlegt, auch auf jegliche Bequemlichkeit und Sicherheit des Lebens verzichtet und sich muthvoll in das Innere heidnischer Länder vertieft, kaum mit einer andern Aussicht als der der Märtyrerkrone. Die Achtung, welche jede persönliche Aufopferung, das »payer de sa personne« der Franzosen, in Anspruch nimmt, gebührt diesem in vollem Maaße, und wir haben ihm gegenüber nicht das Recht abzuwägen, wie weit ruhiges Pflichtgefühl und wie weit schwärmerische Hingebung seinen Entschluß geleitet haben; desto mehr aber kommt uns die Frage zu, ob ein solches Werkzeug, bei dem wir allerdings die schwärmerische Disposition voraussetzen dürfen, das geeignete für die Aufgabe sei die ihm vorliegt. Wir haben bereits im zweiten Bande dieses Werks darzuthun gesucht, daß die Aufgabe der Mission neben Glaubenseifer und Glaubensmuth auch einen nicht unbedeutenden Grad von Umsicht und scharfer Beurtheilung der psychologischen Seite dieser Aufgabe erfordert, und diese letzteren Eigenschaften werden desto mehr zurücktreten, je mehr jene ersteren in der Mehrzahl Sache des Impulses und der Schwärmerei

sind. In diesem Punkte denn wird der Erfolg der bedachtsamen Mission die von Hongkong oder Canton aus geleitet wird, nicht selten die Leistungen der Andern übertreffen, während freilich eine durchdringend wirksame Mission in dem Einen wie in dem Andern sich hervorthun müßte, und daß viele Missionäre beider Bekenntnisse diesem Ideal nahe kommen wollen wir um so williger annehmen, als dieser ehrwürdige Beruf etwas Besseres von uns verdient als scharfe Kritik.

Leider tritt aber gerade in China die unselige Spaltung der christlichen Welt recht ans Licht, und die zwei Confessionen, welche doch in den ersten Grundlagen des Bekenntnisses das sie dem Volke zu eigen machen wollen, gleich sind, richten ihre Kräfte gegen einander statt zu demselben Ziele, und berauben sich gegenseitig ihrer wichtigsten Stütze, während sie zugleich dem Ungläubigen die stärkste Waffe in die Hand geben. Können sich doch katholische und protestantische Missionäre nicht einmal über den Namen des Gottes dem sie beide dienen verständigen, da der katholische Ausdruck Tien-choo, Herr des Himmels, von den Andern verworfen wird. Die fanatische Feindschaft der englischen Kirche, welche nicht abgeneigt ist der verhaßten popery die Eigenschaften einer christlichen Kirche geradezu abzustreiten, mag hier viele Schuld haben, andrerseits treten aber gegenüber den Chinesen die Mängel und Gefahren der katholischen

Lehre in ein so grelles Licht, daß die dringendste Wachsamkeit der Evangelischen wohl gerechtfertigt ist. Wir brauchen nicht so weit als in China die Bestätigung zu suchen, daß die Verehrung der Heiligen und die Aufstellung ihrer Bilder, so unverfänglich auch das Dogma sie darstellen mag, eine rohe und sinnliche Bevölkerung zur krassen Abgötterei verleitet, und diesem Uebel kommt der chinesische Volksglaube mit der Unmasse seiner heiligen Bilder, mit seiner „Königin des Himmels" zumal in einer solchen Weise entgegen, daß wir starke Bedenken tragen müssen, ob das was der katholische Neophyt in China von seinem Missionär empfängt, in ihm auch wirklich sich zum Christenthume gestaltet. Um so leichter freilich vermag der katholische Missionär die Zahl seiner Heerde zu vermehren, während der evangelische gegen alle die Schwierigkeiten zu kämpfen hat, welche einer reinen und abstrakten Lehre gegenüber einem entschieden kalten und skeptischen Volke entgegenstehen, Schwierigkeiten welche durch die puritanische Richtung der englischen Kirche erheblich vermehrt werden.

Müssen wir sonach das Feld von China für eines der unfruchtbarsten zur christlichen Mission erklären, so reiht sich daran eine bedenkliche, auf das ganze Missionswesen bezügliche Frage, ob nämlich der Eifer der Bekehrung der Weltgeschichte voraneilen solle, oder ob es nicht vielmehr räthlicher sei, die immerhin nicht

ungemessenen Kräfte und Mittel vorzugsweise dort zu concentriren, wo der Gang der Dinge das Feld zu einem empfänglicheren gemacht hat. Wir wünschen nicht denen Aergerniß zu geben, welche ihr Eifer treibt das göttliche Gebot der Heidenbekehrung überall und allezeit zu befolgen, wenn aber z. B. vor einigen Jahren der selige Gützlaff durch ganz Deutschland die Mission in China predigte, so begreift man wohl daß diesem Manne das Feld seiner langjährigen Wirksamkeit vor Allem am Herzen lag, aber man darf bezweifeln ob der dadurch hervorgerufene Eifer, gerade für das fernste und unempfänglichste aller Länder, ein natürlicher und praktischer zu nennen ist, namentlich so lange vor der eignen Thür noch so viel trauriger Unrath aufgehäuft liegt. Ich hatte die Ehre Dr. Gützlaff in Hongkong, wo er als Dolmetscher der Regierung lebte, kennen zu lernen und mich an seiner geistvollen und dabei jovialen Unterhaltung zu erfreuen. Seine Geschichte des chinesischen Reichs, so fern uns auch die Personen und Thatsachen stehen, ist eine Reihe merkwürdiger Belege wie überall in China wie in Europa dieselben Leidenschaften das Menschenvolk beherrschen, und gleiche Ursachen gleiche Wirkungen erzeugen.

Ganz besonders bei Betrachtung des Missionswesens werden wir lebhaft erinnert, daß eine großartige Wendung in den Geschicken China's, welche auch in dieser

Hinsicht Hoffnungen gewährt, gerade in unserm Zeitalter eingetreten ist. Die Unfehlbarkeit chinesischer Staatsweisheit hat durch den scharfen Conflikt mit England im vorigen Jahrzehnt einen furchtbaren Stoß erlitten, und die Befestigung europäischer Macht, so folgenschwer sie ist, kann nicht einmal für das wichtigste Resultat dieser Erschütterung gelten, vielmehr hat dieselbe ihre intensivste und dem Bestehenden gefährlichste Wirkung in dem Lande und Volke selbst geübt. So dürftig auch die Zeitungsnachrichten über den großen Aufstand, welcher lawinenartig zu wachsen scheint, lauten, so ist doch genug bekannt um demselben den ernstesten Anschein zu geben; die Regierung welche selbst in früherer Zeit stets machtlos war auch die geringsten Aufstände zu bewältigen, und dieselben stets mit schmachvollen Vergleichen, Belohnung der Rädelsführer und Anerkenntniß selbstständiger Rechte zu beendigen genöthigt war, wird einer Empörung von solchem Umfang jetzt, nach der tiefen moralischen Niederlage gegen die Engländer nicht Herr werden; trotz aller bombastischer Proklamationen und schlauer Bemäntelungen konnte die völlige Wehrlosigkeit des Reichs gegen die verachteten Barbaren dem Volke auf die Dauer nicht verborgen bleiben, und der klägliche Verlust dieses Nimbus muß der Regierung um so verderblicher werden, als sie unmöglich geliebt sein kann. Dabei ist die längst bekannte Thätigkeit der legitimistischen

geheimen Gesellschaften gegen die usurpatorische Tataren-Dynastie nicht außer Berechnung zu lassen, und die Erscheinung eines Louis XVII. aus der vor zweihundert Jahren verdrängten Ming-Dynastie ist ominös für die jetzigen Gewalthaber, denn welches Gefühl fände wohl einen so tiefen Anklang in jeder Menschenbrust, als das der Theilnahme für eine entthronte rechtmäßige Herrscherfamilie? Wie auch die Entscheidung fallen möge, so scheint wenigstens das alte System der Abschließung und des Beamtendespotismus, altersschwach und ungesund wie es ist, nicht bestimmt dieselbe zu überdauern, und heilsameren Grundsätzen wird damit die Bahn gebrochen werden.

Inzwischen werfen wir einen Rückblick auf der Tragödie ersten Theil, die Fehde mit England, die uns um so mehr interessirt als sie sowohl auf den europäischen Verkehr mit China, als besonders auf das Leben der dort ansässigen Europäer den wesentlichsten Einfluß geübt hat. Altbekannt ist das System der Bedrückung und Beschränkung dem die wenigen in Canton lebenden Europäer zu aller Zeit unterworfen waren, die unerträgliche Beengung ihres täglichen Lebens, die Unbilden aller Art durch den unbotmäßigen Pöbel, und die Gefahren selbst der gerechten Nothwehr gegen solche Angriffe; eben so bekannt ist die großartige zum jährlichen Werth von Millionen sich belaufende Einfuhr von Opium, welche

durch die Landesgesetze verboten, nur durch ein völlig organisirtes Schmuggelsystem, bei welchem die Bestechlichkeit der Mandarinen ein Hauptmoment bildete, möglich wurde. Dieser in keiner Weise zu rechtfertigende Handel hatte, namentlich seit an die Stelle des Handelsmonopols der Ostindischen Compagnie von 1834 an freie Concurrenz getreten, allmälig einen so unverhüllten Charakter angenommen, daß die chinesischen Oberbehörden dem Frevel nicht länger unthätig zusehen konnten, und der vielgenannte energische aber auch gewaltthätige Commissär Lin im Jahre 1839 mit den schärfsten Instruktionen abgesandt wurde. Auf seine Gewaltmaaßregeln gegen die Europäer in Canton übernahm der englische »Superintendent of trade,« Capitän Elliot, die Verantwortlichkeit, Namens der Regierung seine Landsleute zur Herausgabe alles Opiums auf den englischen Schiffen, selbst außerhalb des Hafens aufzufordern, und es wurden die berühmten 20,283 Kisten Opium im Werth von 2,400,000 Pfund Sterling überliefert und zerstört. * Hiermit war jedoch der Friede nicht hergestellt, und mancherlei Vorfälle, besonders der Tod eines Chinesen bei einem Auflauf gegen englische und amerikanische Matrosen führten zu immer schrofferen

* Dieser Entschluß fand die öffentliche Billigung einer großen Autorität, des Herzogs von Wellington; desto härter und wegwerfender beurtheilt ihn Gützlaff in seiner Geschichte des chinesischen Reichs.

Maaßregeln, der Vertreibung der Engländer erst von Canton, dann von dem gewählten Zufluchtsort Macao, endlich zu offenen Feindseligkeiten und dem förmlichen Verbot des Handels mit England. Es läßt sich mithin zur Entschuldigung Englands wohl anführen, daß nicht direkt und ausschließlich der Opiumhandel, sondern eine Reihe von Verletzungen des Völkerrechts, die seit vielen Jahrzehnten angehäuft endlich das Maaß voll machten, den denkwürdigen Krieg herbeiführten, welcher nun im Juni 1840 mit der Blockade von Canton begann. Wir übergehen die Beschreibung der Kriegsfälle, welche der Leser so gut wie wir aus den vorhandenen Originalwerken entnehmen kann, und heben nur die wichtige Einnahme der ansehnlichen und volkreichen Insel Chusan, sowie die Unterwerfung von Canton im Mai 1841 hervor, an welche zugleich eine wesentliche Charakteristik der Ereignisse und Maaßnahmen sich knüpft. So sehr nämlich die Engländer in ihrem Recht waren, wenn sie den einmal begonnenen Krieg an allen Punkten erhoben die ihnen Aussicht auf Erfolg gewährten, so bedauernswerth ist es daß von der schweren Heimsuchung der überlegenen und zerstörenden englischen Waffen hauptsächlich die völlig unschuldigen östlichen Küstenstriche betroffen wurden, und in der That sind die Engländer selbst die Ersten die armen Menschen zu beklagen, welche nach ohnmächtiger, oft tapferer Gegenwehr in wildem Schrecken

nicht nur den eignen Tod suchten, sondern selbst ihre Weiber und Kinder ums Leben brachten, um nicht den furchtbaren Barbaren in die Hände zu fallen. Dagegen blieb die Bevölkerung von Canton, so vieles Unheils schuldig und der chinesischen Regierung selbst wegen ihrer Unbotmäßigkeit ein Pfahl im Fleisch, von jeder eindringlichen und abschreckenden Lection verschont, und als die britische Macht sie nun wirklich bedrohte, brachten die Mandarinen ein Lösegeld von 6 Millionen Dollars zusammen, und die Stadt blieb verschont. Man begreift daß man sich zu der äußersten Maaßregel, eine eng und von Holz gebaute Stadt von einer Million Einwohner zu bombardiren, schwer entschloß, aber wie dem auch sei, die Schuldigen, namentlich der Pöbel der gewiß zu jenem Lösegeld nichts beizutragen hatte, blieben ungestraft, und als nun nach erfolgter Zahlung die englischen Schiffe an einem bestimmten Tage den Fluß wieder hinab gingen, hatten die Mandarinen dem Volke vorgelogen, daß die Regierung in ihrer Langmuth diese Frist zur Entfernung der barbarischen Eindringlinge gesetzt habe; so wird in China wie in Europa die Geschichte gefälscht, und dieser Wahn war selbst zu meiner Zeit noch allgemein verbreitet; er war denn der Grund daß die Ereignisse des Kriegs gerade auf Canton des Eindrucks ganz verfehlten, und daß die Europäer dort vier Jahre nach dem Friedensschluß noch ebenso gewaltthätig

und übermüthig behandelt und von dem vertragsmäßigen Eintritt in die innere Stadt abgehalten wurden. Diejenigen welche die Folgen der damals geübten Milde zunächst zu ihrem Schaden zu empfinden hatten, sprechen strengen Tadel darüber aus, und wünschen daß das Blut welches doch einmal fließen mußte, lieber in dem schuldigen Canton vergossen worden wäre, als unter den arglosen Bewohnern von Chusan, über die jenes Kriegsunheil wie ein Verhängniß hereinbrach, ohne daß sie zu den Wirren zwischen England und China je auch nur das Geringste beigetragen.

Die unmittelbare Bedrohung der reichen Stadt Nanking durch englische Schiffe und Landungstruppen brachte die Chinesen, welche so blind und übermüthig in die Gefahren dieses Kriegs gerannt waren, endlich zu einer weisen Umkehr, und der Vertrag von Nanking wurde am 29. August 1842 zwischen Sir Henry Pottinger und den drei chinesischen Commissarien, unter denen besonders Kiying eine hervorragende Rolle als Träger einer aufrichtig friedlichen Gesinnung spielte, abgeschlossen. Den Inhalt dieses wichtigen, in seinen Folgen unabsehbaren Vertrages ordnen wir nach Davis am zweckmäßigsten unter fünf Hauptpunkte, welche denn auf die ganze frühere und jetzige Stellung der Europäer zu China ein Licht werfen.

Erstens wurde die Beschränkung des europäischen

Handels auf Canton wesentlich erweitert durch die Oeffnung von vier andern Häfen, Amoy, Fuchau-Fu, Ningpo und Shanghai, von denen namentlich Shanghai große Blüthe verspricht, da es den Theedistrikten nahe liegt, dergestalt daß man mit der Zeit dem am südlichen Ende des Reichs für den Handel notorisch schlecht gelegenen Canton erheblichen Abbruch zu thun gedenkt, eine Aenderung der Handelswege welcher zwar die Behörden durch Verwaltungsmaaßregeln nach Kräften entgegen zu arbeiten scheinen. Andererseits hat die geringe Kenntniß der geographischen Verhältnisse des bisher verschlossenen Landes sich in der unerfreulichen Thatsache erwiesen, daß zwei der Häfen, Ningpo und Fuchau-Fu entschieden schlecht für den Handel gewählt sind. Bei der vorgesehenen Revision des Vertrags nach Ablauf von 12 Jahren hofft man diesen Fehler zu verbessern.

Zweitens wurde die Beschränkung der Handelsfreiheit beseitigt, gemäß welcher bislang die Europäer nur mit einer gewissen Zahl der sogenannten Hongkaufleute Geschäfte machen durften. Der Vortheil daß diese Körperschaft solidarisch für Schulden ihrer Genossen haftete, war durch die Nachtheile des Monopols und die Abhängigkeit nicht nur in Handelssachen sondern auch in der ganzen politischen Stellung reichlich aufgewogen worden.

Drittens wurde die Einführung eines mäßigen und stetigen Zolltarifs zugestanden.

Viertens errangen die Engländer das überaus wichtige Zugeständniß der Exterritorialität der Europäer namentlich in allen criminellen Fällen, ein um so werthvolleres Gut, als bisher die Behörden des Landes besonders bei Fällen von Tödtung eines Chinesen, mochte es nun Mord, Todtschlag oder gerechte Nothwehr sein, unfehlbar den Kopf des europäischen Thäters verlangten, ja sogar nach ihren sauberen Grundsätzen der solidarischen Haftbarkeit den ersten besten Kopf, oder soviel Köpfe als auf der Gegenseite verloren gegangen.

Fünftens wurde statt der entwürdigenden Formen, in welchen der officielle Verkehr zwischen den chinesischen und englischen Autoritäten stets stattgefunden hatte, die Form völliger Gleichheit eingeführt, und somit dem neuen internationalen Verhältniß das Siegel aufgedrückt.

Der materielle Gewinn Englands bestand in einer Entschädigungssumme von 21 Millionen Dollars, ein hartes Wort für den chinesischen Schatz, der durch die unmäßigen und unsinnigen Kriegsrüstungen schon arg genug mitgenommen war. Die Abtretung Hongkong's, schon bei einer Episode der Vermittlung während des Kriegs zugestanden, wurde bestätigt, und England somit ein Platz gegeben, wo es unter seiner vollen Souveränetät seine Macht befestigen und für jeden eintretenden Fall bereit halten konnte, ungestört durch die Winkelzüge

der chinesischen Politik, welche diese mit mehr Erfolg als die Waffen stets zu handhaben wußten. Chusan dagegen sollte zurückgegeben werden sobald der Vertrag vollständig erfüllt sei; ein späterer Ergänzungsvertrag hatte diese Clausel wie im Vorbeigehen dahin abgeändert, daß die Rückgabe Chusan's nach Abzahlung der Kriegsentschädigung erfolgen sollte, und bald gewahrte man, daß man nach so vielen Siegen den schlauen Chinesen wieder ein Hinterthürchen offen gelassen hatte, denn auf diese Weise hatte man sich die Erzwingung der verhaßten Pflicht die Thore Canton's zu öffnen, wieder aus den Händen winden lassen, und es blieb nach richtig erfolgter Abzahlung nichts übrig als Chusan ehrlich aber mit schwerem Herzen heraus zu geben, wobei die feierliche Berufung der Chinesen auf Treue und Glauben, ein Ding das sie kaum dem Namen nach kennen, sich eigen genug ausnahm. Ein kaiserliches Handbillet aus Peking vertröstete inzwischen auf die Erfüllung auch dieses Punktes, sobald man des Pöbels der Stadt werde Herr geworden sein, leider die griechischen Kalenden China's, denn wir möchten die rebellische Sinnesart dieses Pöbels für dauerhafter erklären als die Herrschaft der „großen reinen Dynastie."

Wie gegen jene Schonung der Stadt Canton, so haben sich auch gegen die Herausgabe Chusan's heftige Tadelstimmen erhoben, und wenn auch die Wenigsten

eine gewaltsame Zurückbehaltung der Insel anzurathen wagten, so war man desto unzufriedener daß man bei dem Vertrag von Nanking, wo man Alles in der Hand hatte, statt des engen und dürren, selbst für Lebensmittel von den Chinesen abhängigen und höchst ungesunden Hongkong nicht das schöne, fruchtbare und unter einer gemäßigteren Breite gelegene Chusan, oder auch beide Inseln als Besitz der Krone England in Anspruch genommen. Solchen Vorwürfen wird sich der welcher als Sieger Mäßigung übt, stets aussetzen; ob dieselben gerecht sind wagen wir nicht zu entscheiden.

Obgleich die Engländer im Namen aller Nationen gehandelt hatten, sahen sich die Amerikaner veranlaßt ebenfalls einen Vertrag mit China abzuschließen; einige Zusätze welche inzwischen die Erfahrung gelehrt hatte, kamen nach einer Clausel des Vertrags von Nanking auch den Engländern zu Gute. Diese amerikanische Gesandtschaft hinterließ in einer Beziehung ein seltsames Andenken in Canton; es hatten nämlich den Gesandten, Herrn Cushing eine große Anzahl junger Leute begleitet, welche um China zu sehen sich als Legationssekretäre anwerben ließen; im Spott nannte man diese Leutchen Ornamental secretaries, und einige Ueberreste dieser diplomatischen Zierrathen blieben nach der Abreise der Gesandtschaft in ziemlich kläglichen Verhältnissen dort hängen. Auch die Franzosen mußten ihre Gesandtschaft

haben, wiewohl ihr Handel mit China, da sie Seidenstoffe selbst fabriciren und Thee nicht trinken, sehr unbedeutend ist; so geneigt man war die Gesandtschaft des Herrn von Lagrenée, die volle fünf Millionen Francs gekostet, für eine bloße Eitelkeitssache des Julikönigthums zu erklären, so verdankt man doch dem Vertrag desselben die höchst wichtige, bis dahin verabsäumte ausdrückliche Bestimmung, daß Kriegsschiffe nicht nur in den fünf Häfen sondern in allen chinesischen Häfen Zutritt haben sollen.

Die spätere Entwicklung der Verhältnisse zwischen den Europäern und China kann im Allgemeinen nur befriedigend genannt werden, und man gibt dem Vicekönig Kiying das Zeugniß, daß seiner staatsmännischen Einsicht und seinen feinen Formen, verbunden mit einer nach chinesischem Maaßstabe außerordentlichen Geradheit, wesentliches Verdienst hierbei gebührte. Doch fehlte es nicht an Anlässen, wo man doch wieder genöthigt war die rauhe Seite selbst gegen Kiying zu zeigen. Dieser hochbetraute Beamte scheint laut späteren Nachrichten auf dem so schmalen als schlüpfrigen Pfad des chinesischen Staatsmanns wiederholt ausgeglitten zu sein, ein Schicksal das er um seinen Kaiser so wenig als um die Europäer verdient hat. Die Eröffnung Canton's, das letzte Desiderium der Europäer wurde aber- und abermals verschoben, und ist meines Wissens noch nicht

erledigt; da man sich indeß von dem guten Willen wie von der Ohnmacht der Behörden überzeugt hat, und kaum wünschen kann die letztern einer harten Probe gegen den widerspenstigen Volksgeist auszusetzen, so hat man diese Frage, die ohnehin mehr den Ehrgeiz und die Eitelkeit als wirkliche Interessen berührt, mit geringem Eifer betrieben. Die Spannung welche zu meiner Zeit in Canton herrschte fand nach wenigen Monaten einen Ausbruch, und einer meiner deutschen Bekannten der von Kampfesmuth getrieben sich allzuweit vorwagte, glitt aus und fiel mitten zwischen den feindlichen Haufen hin, wo denn auch gleich ein Chinese in ächt nationeller feiger Grausamkeit herbeikam, ihm einen schweren Stein auf den Kopf fallen zu lassen; die Verwundung war jedoch nicht schlimm. Dagegen blieb eine Anzahl Chinesen todt.

Die Versuche tiefer ins Innere zu gelangen begegnen nach wie vor den größten Schwierigkeiten, und die Missionäre allein, welche sich förmlich in die Landestracht werfen und mit Zopf und geschornem Scheitel einhergehen, bringen weiter. Dennoch ist die Entdeckung immer leicht bei der großen Verschiedenheit der Gesichtsbildung, und oft sind die blauen Augen zu Verräthern geworden. Ich lernte in Indien einen Deutschen kennen, der in Gesellschaft von chinesischen Kaufleuten die ihn begünstigten und versteckten, mehrere hundert englische Meilen ins Innere gedrungen war: als er zuletzt

doch verdächtig wurde, wußte man die ganze Reisegesellschaft durch den Vorwand daß keine Lebensmittel da seien zur Umkehr ohne äußere Gewalt zu zwingen. Auf dieselbe Weise lehnen auch die tibetanischen Gebirgnachbarn von Britisch-Indien die Begegnung und den Verkehr mit den Europäern ab, und scheinen gewaltsame Scenen wie sie in Canton üblich sind gern zu vermeiden, eben so sehr aber für ihren eignen Kopf besorgt zu sein, daß der verbotene Verkehr nicht stattfinde.

Wenn wir uns nun Angesichts der in Aussicht gestellten wichtigen Eröffnung des uralten Reichs der Muthmaaßungen und Prophezeiungen enthalten, so müssen wir doch hier noch einen Seitenblick auf das benachbarte Japan werfen, wo die Abgeschlossenheit noch größer ist, dergestalt daß die eignen Unterthanen die Küsten nicht verlassen dürfen, und selbst schiffbrüchige Seeleute die in ihren Kähnen zuweilen verschlagen werden, nicht wieder aufgenommen werden. Die einzig geduldete Ansiedlung der Holländer besteht nach vielseitigen Zeugnissen unter zu gedrückten Formen, als daß wir von dort Fortschritte des Verkehrs erwarten dürften, und die bisherigen Versuche andrer Mächte auf friedlichem Wege Anknüpfungspunkte zu finden, sind vollständig gescheitert, sei es nun daß man sich durch die Zurückbringung Schiffbrüchiger, oder durch die Begehr nach Wasser und Lebensmitteln, oder unter diplomatischen

Formen dort einzuführen suchte. Immer aber erfolgte die Abweisung anfangs unter guten Formen, wiewohl man den Hartnäckigen auch Kanonen entgegen gestellt hat. Bis jetzt scheint man Seitens der europäischen Seemächte stillschweigend den problematischen Satz des Völkerrechts anerkennen zu wollen, daß jeder Staat das Recht habe sich abzuschließen; sollte jedoch ein entschiedenes Interesse ins Spiel kommen, so würde auch wohl der entgegengesetzte Satz Vertreter finden, daß nur der Ansprüche auf völkerrechtliche Schonung habe welcher am Völkerverkehr wirklich Antheil nimmt. Inzwischen ist das Schreiben des Kaisers von Japan wo nicht wahr doch gut erfunden, worin dieser seinem Bruder von China unter Beileidsbezeigung vorrückt, daß er nun einsehen möge, wie weise Japan gehandelt habe daß es sich mit den Ausländern nicht eingelassen.

Wir berichten nun Einiges über den Handel mit China, soweit der Laie dem Laien davon zu sagen weiß, und schieben für diesmal die Handelsgegenstände welche sonst die anziehendsten sind, chinesisches Porzellan, Lackwaaren, Elfenbein- und anderes Schnitzwerk als Nebensachen völlig bei Seite, da wir es wesentlich mit Thee als Ausfuhr- und dem leidigen Opium als Einfuhrartikel zu thun haben, und zwar steht letzteres als der bei weitem bedeutendste Handelsartikel von allen oben an. Von einer Einfuhr von 4628 Kisten im Jahr 1821

hatte sich dieser unheilvolle Handel bereits im Jahr 1832 auf 23,670 Kisten im Werth von 15 Millionen Dollars gehoben, und im nächsten Jahr stand die Opiumeinfuhr, welche wesentlich dem Opium-Monopol der ostindischen Compagnie zu Gute kam, mit 11 Millionen neben einer Theeausfuhr von nur 9 Millionen, während die übrigen Einfuhr- und Ausfuhrartikel sich das Gleichgewicht hielten. Mithin wurde nicht nur das ganze Erzeugniß der großen und wichtigen Theeindustrie, sondern noch 2 Millionen baares Geld in jenen Abgrund eines Lasters geworfen, das selbst wenn es gar nichts kostete, dennoch als ein Krebsschaden der schlimmsten Art zu betrachten wäre. Ich citire aus Davis diese ziemlich veralteten Zahlen, um im Allgemeinen nachzuweisen wie ernst der Schaden ist, und wie gerechtfertigt die chinesische Regierung erscheinen mußte, als sie dem Handel, welcher ohnehin bereits verboten war, ein Ziel zu setzen versuchte, wenngleich sie durch die thörichte Ueberschätzung der eigenen Kräfte, wie durch die Vermischung der Unschuldigen mit den Schuldigen Alles verdarb und den Engländern das Recht sich beschwert zu fühlen muthwillig in die Hände spielte. Seit dem Kriege ist die Sache fast ganz in das alte Geleis zurückgekehrt, nur daß der Schmuggel mit einem gewissen Anstand, dafür aber desto sicherer unter vollkommener Connivenz der Regierung betrieben wird, dergestalt

daß seit dem Vertrage von Nanking kein einziges Verbot gegen das Opium mehr erlassen worden ist. Die Procedur ist nach wie vor die, daß nicht in den Häfen, sondern auf „hoher See“ in geschützten Lagen, an denen die Mündung des Perlflusses reich ist, wie Lintin und Cumsingmoon, die Opiumschiffe ankern; der chinesische Kaufmann schließt mit dem Eigenthümer oder Consignee des Schiffes seinen Handel über so und so viel Kisten, empfängt eine Anweisung auf das Schiff und holt sich auf eigne Rechnung und Gefahr die Waare ab, welche er, nachdem er sich mit dem Mandarinen abgefunden, in Sicherheit bringt. Das geht Alles sehr glatt ab, und die unkluge Manier welche unmittelbar vor der Krisis eingerissen war, das Opium bis Whampoa oder gar Canton zu bringen, wird vermieden. Der englische Kaufmann macht sich also sein Gewissen leicht, indem er sich von allem direkten Schmuggel fern hält, und mit einem ächt pharisäischen: „da siehe du zu,“ dem Chinesen es überläßt mit seinem Gewissen und dem Mandarinen fertig zu werden. Eher läßt sich die Ausrede hören, daß ja die chinesischen Behörden selbst erklärt haben daß sie die Duldung des fortdauernd verbotenen Handels für den besten Ausweg hielten, und daß sogar eine gewissenhafte Denunciation des britischen Consuls in Shanghai ohne allen Erfolg blieb; die Thatsache des gesetzlichen Verbots liegt jedoch vor, selbst wenn auch

der Kaiser vielleicht der einzige ist der nicht an den Früchten des Schmuggels mitgenießt, und die Frage ob der Opiumschmuggel recht oder unrecht ist, läßt sich nur beantworten: unrecht. Die Engländer haben eine sehr bequeme Art cavalièrement über die Sache zu sprechen, und meist verbannt man den Gegenstand aus dem Kreis der Unterhaltungsgegenstände, weil sie sich regelmäßig in ihren Argumenten festrennen; einmal erhub sich in meinem Beisein ein solches Opiumgespräch, und Einer brachte eine sehr plausible Sophistik vor; da rief ein alter ehrlicher Marine-Officier über den Tisch herüber: »That argument won't do at the last judgment!« zur großen Beschämung der Gesellschaft, welche ich zu vermehren nicht Anstand nahm indem ich dem alten Herrn ein lautes Bravo zurief.

Außer der Schmuggelfrage erhebt sich auch noch die wegen der Schädlichkeit des Stoffs den man verkauft; auch hierin macht man sich die Sache leicht, indem man das Opium dem Branntwein gleich stellt, der seinen Mißbrauch aber auch seinen Gebrauch habe, so wie auch in Hongkong die Opiumbuden eben so wie Wirthschaften und Schenken concessionirt werden; die ärztlichen Urtheile widersprechen dieser Vergleichung jedoch. Einstimmig schildert man den Opiumraucher von Gewohnheit als einen verlornen Menschen, wiewohl allerdings Viele dann und wann einmal rauchen, ohne sich

der gefährlichen Grenze zu nähern; man sagt sogar daß alle Chinesen es gelegentlich treiben, und in unserm Hause verrieth manchmal der durchdringende Geruch des Rauches daß unsere Bedienten sich dieses verbotene Vergnügen machten. Um nicht in Rom gewesen zu sein ohne den Papst zu sehen, ließ ich mich von einem Bekannten zu einem chinesischen Kaufmann bringen, der die zu meinem Zweck empfehlenswerthe Eigenschaft besaß, gänzlich in diesem Laster untergegangen zu sein. Sein Bruder empfing uns und sprach in den stärksten Ausdrücken über den Verderb des Opiumgenusses, an dem der Bruder zu Grunde gehe; bald darauf erschien auch der Andere, träumerisch, bleich, hohläugig und durch jene Eingefallenheit zwischen Wange und Oberlippe gezeichnet, welche ein so charakteristisches Merkmal des Opiumrauchers ist, daß chinesische Maler in ihren Bildern zu schmeicheln pflegen, indem sie an dieser Stelle eine rechte Wulst anbringen. Mit vieler Sorgfalt und mit sichtbarer Aufregung bereitete er die Pfeife, indem er eine Partie Opium, etwa erbsengroß, nach langem Kneten und Drehen auf die kleine Oeffnung des Pfeifenkopfs klebte. Der Raucher legt sich nun auf das Ruhebett, welches unerläßlich zum vollen Genuß ist, hält die Pfeife ans Licht und zieht den Rauch gemächlich ein. Eine Pfeife dauert nur eine halbe Minute; unser Freund rauchte deren zwanzig des Morgens und

eben so viele des Abends; ich begnügte mich mit zweien und verspürte keine Folgen; manche meiner Bekannten hatten es auf fünf gebracht, und wußten von dem außerordentlichen Reiz des Opiumrausches wie von dem entsprechend schrecklichen Katzenjammer zu sagen. Der Rauch schmeckt übrigens sehr angenehm mohnartig, so daß er schon in dieser Hinsicht verführerisch ist. Das Opium wird zum Gebrauch eingekocht und ist höchst concentrirt; jene 40 Pfeifen machen täglich zwei Maes, nahezu eine halbe Unze aus, und auch die Geldausgabe für einen starken Raucher ist erheblich.

Für dieses Gift vertauscht uns der Chinese seinen Thee, der nicht nur zu einem theuern Genuß, sondern in England zu einem förmlichen Bedürfniß aller Klassen geworden ist, und dessen Werth nur der zu schätzen vermag, der ihn nach Uebermüdung und Erhitzung genossen hat. Die Anklage daß er „die Nerven angreife“ erscheint als ganz lächerlich, wenn wir die wahrlich wenig nervösen Gestalten des englischen theetrinkenden Volkes betrachten, und wir möchten den Theegenuß als natürlichen Feind des Branntweins so sehr befürworten und fördern als nur möglich.* Von jenem englischen Kohlgericht, in das ein unwissender Koch die neumodischen Blätter verwandelte, und von den 79 Pfund die im

* Nach dem Zeugniß eines bewährten Arztes ist der Thee auch nährend, und obendrein ein Mittel gegen Gicht.

Jahr 1670 nach England ausgeführt wurden, ist es ein weiter Weg bis zu einer Ausfuhr im Jahr 1851 von 68 Millionen Pfund nach England, 43 Millionen nach Nordamerika, 4 Millionen nach Australien, 4½ Millionen nach Bremen und Hamburg, nicht ganz eine Million nach Holland, und eine halbe Million nach Frankreich. Auch im Zollverein, obgleich namentlich das südliche Deutschland dem Thee am fremdesten geblieben ist, hat sich die Einfuhr in zehn Jahren vervierfacht, und die neueste Herabsetzung des Zolles von 11 auf 8 Thaler ist sehr erfreulich; möge dieser Zoll auf ein so wohlthätiges Produkt wo möglich ganz schwinden, und lieber dem Branntwein durch wohlgezielte gemeinsame Maaßregeln der Besteuerung ernstlich Abbruch gethan werden.

Ob die Theestaude zwei genau geschiedene Varietäten hat, die den grünen und schwarzen Thee liefern, ob nicht die verschiedenen Gegenden und Breiten (35° und 28° n. B.) aus welchen diese zwei Sorten kommen, Einfluß auf die Pflanze üben, oder ob nur Eine Theepflanze existirt, darüber ist man so ganz einig noch nicht, und die widersprechendsten Angaben liegen vor; Thatsache ist daß man aus grünem Thee schwarzen und umgekehrt macht, und ich sah mir einst auf der Insel Honan gegenüber Canton eine Theefabrik mit gewissenhafter Wißbegierde an, von der ich nachher erfuhr daß sie auf betrügerische Weise aus schlechtem schwarzen Thee

durch Zusatz von Berliner Blau grünen Thee verfertigt; auch wurden dort durch Aussuchen der verschieden geformten Blätter verschiedene Sorten creirt. Sonst hängen die Sorten von der Lage des Theegartens und Distrikts, von der Art und der Zeit des Pflückens ab, und man hat an fünfzig verschiedene Benennungen. Aus dem Chinese Repository entnehme ich folgende Hauptklassen: vom schwarzen Thee ist Bohea der geringste, dann Congo, dann Souchong und Powchong, der beste Pekoe, von dem man eine aromatische, mit den Blättern anderer Sträucher vermischte Sorte, den Flowery Pekoe hat; ich bekam von letzterem eine Partie zum Geschenk und er erwies sich als das was man gelben Thee nennt, weil selbst der stärkste Aufguß hellfarbig bleibt. Vom grünen Thee ist Twankay der geringste, dann Hyson, Young Hyson, und der beste Imperial mit der Abart des Gunpowder. Die meisten dieser Namen sind verderbte chinesische Wörter.

Die Behandlung der Theeblätter erstreckt sich wesentlich auf Trocknen an der Luft und an gelindem Feuer, über dem eiserne oder thönerne offene Halbkugeln angebracht sind, in denen der Arbeiter mit der bloßen Hand die Blätter umdreht. Das Mißtrauen gegen den grünen Thee, als verdankte er seine grüne Farbe der Bereitung auf Kupfer, ist ungegründet, wohl aber behält derselbe bei gelinderem Dörren mehr von dem Gerbestoff, welcher

aus dem andern ausschwitzt. Zuletzt werden die Blätter in einer Fegemühle, die den unsrigen völlig gleich ist, ausgestäubt, aber auch der Staub gut verwerthet. Für die tatarischen Nomadenvölker werden die Blätter förmlich zu Backsteinen zusammengepreßt. Dagegen wird der schwarze Thee durch Arbeiter mit bloßen Füßen, horribile dictu! in die Kisten gestampft, eine Mißhandlung von der der grüne, dessen Blätter zerdrückt werden würden, verschont bleibt.

Natürlich ist das Theegeschäft der Europäer äußerst verwickelt; jedes Handlungshaus hat sein eigenes Theezimmer, in dem manchmal 400 verschiedene Proben stehen, und diese gehörig zu sortiren haben alle größeren Häuser einen eignen Theeschmecker, tea-taster, meist ein Engländer, denen man den feinsten Gaumen zutraut. Der angenehme Lebensberuf dieses Individuums ist, Jahr aus Jahr ein vom Morgen bis zum Abend Thee zu kosten, und fortwährend steht ein Dutzend Tassen zur genauen Prüfung und Vergleichung vor ihm. Nun geht es an die Verschiffung, und hierbei sieht man nicht nur auf sorgfältige Packung, in möglichst großen Kisten, sondern auch darauf daß ein möglichst großer Theil des Schiffsraums nur mit Thee angefüllt sei, ja selbst die Größe des Schiffs ist Vielen nicht gleichgültig. Wenn hierin die Anerkenntniß liegt daß der Thee auf der langen Seereise, auf der er obendrein zweimal die Linie

passirt, leicht an seinem Aroma verliere, so ist man doch in Canton selbst nicht ohne Zweifel über die angenommene Vorzüglichkeit des russischen Landtransportes: während Einige den feineren Geschmack des Karawanenthees geradezu läugnen, gestehen Andre diesen zwar zu, meinen jedoch daß der über Kiachta exportirte vorzügliche Thee auf den Markt von Canton gar nicht komme, wogegen dann Dritte die gewöhnliche Annahme vertheidigen, daß derselbe Thee auf dem Landwege sich besser erhalte als in der Hitze und Feuchtigkeit des Schifftransports.

Es wäre schlimm wenn man in Canton keinen guten Thee zu trinken bekäme, und ich habe darin wahrhaft geschwelgt; so guten Thee als nur je habe ich übrigens in Lima getrunken, wo er in dem Schiff das mich nach China brachte, eben angekommen war; mithin ein Beleg daß eine Seereise ihm nicht unbedingt verderblich ist. Ein Pfund guter Thee kostet $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Dollar, der allerschönste nur $1\frac{1}{2}$ Dollar; natürlich ist man dort wohl bewandert in geschickten Mischungen, mischt jedoch nur schwarz mit schwarz und wieder grün mit grün. Zwei Recepte die man mir anpries mögen zum allgemeinen Nutzen und Frommen hier Platz finden: Zwei Theile Congo (strong Pekoe flavored Congo), ein Theil scented Orange Pekoe gibt einen starken Thee für gewöhnlichen Gebrauch; drei Theile Powchong, ein Theil Flowery Pekoe einen feinen Thee für Damen.

Nach einem bis zwei Jahren verliert der Thee sein stärkstes Aroma, die Chinesen jedoch lassen ihn zu ihrem Gebrauch mit Bedacht 10—15 Jahre liegen. Ihre Manier den Thee ohne Zugabe von Milch und Zucker zu trinken, und die Tasse in der er bereitet wird zugedeckt zu lassen, macht sie jedenfalls eines feineren Thee's würdig als uns.

Von europäischen Artikeln kommen eigentlich nächst dem Opium nur zwei in Betracht, Baumwollenzeuge und Tuch; in den ersteren beherrschen die Engländer den Markt vollkommen; was die für den nördlichen Theil China's wichtigen Tuchwaaren betrifft, so sollen darin die deutschen Fabriken den Vorzug verdienen, aber durch die Nachlässigkeit der Verpackung und die Angabe von falschem Maaß, welche einige Versender sich zu Schulden kommen lassen, haben sie der deutschen Waare in China einen schlechten Ruf gemacht; so belehrte mich ein Deutscher in Canton, der es beklagte daß deutsche Kaufleute das „Ehrlich währt am längsten" in so plumper Weise außer Augen setzten, und Kniffe anwendeten die im Handel mit andern fernen Völkern wohl einträglich sein mögen, den schlauen Chinesen aber nicht entgehen. Von andern Waaren will ich der Curiosität halber einen namhaften Import von Rattenfallen erwähnen, wichtig für ein Land wo dies edle Wild gegessen wird; von Belang ist einigermaaßen die Einfuhr von Taschenuhren, meist silberne

leichte Waare, einer der wenigen Gegenstände welche die Chinesen nicht nachzuahmen vermögen, während sie z. B. recht stattliche Schlaguhren mit Gewichten herstellen. Der Zauber der Taschenuhr den wir alle aus unserer Kindheit kennen, scheint mächtig auch auf den Chinesen zu wirken, und Angesichts der Gefahr daß die Uhr stehen bleiben könnte, kauft er sich lieber gleich zwei und führt sie beide bei sich. Das ist aber auch wirklich das einzige europäische Kunstprodukt, welches in den Augen des Chinesen Werth hat, und in seinen nationellen Haushalt bringt auch nicht der kleinste Gegenstand europäischer Art ein, wogegen man nicht nur viele Europäer im Orient mit chinesischen Sonnenschirmen à la Robinson Crusoe herumgehen sieht, sondern auch chinesische Handwerker überall wo sie hinkommen durch ihre Anstelligkeit, ihren Fleiß und ihre Genügsamkeit alle Mitbewerber, namentlich Europäer ausstechen. Die Zeiten wo ein chinesischer Schneider den Flicklappen des ihm zur Probe mitgegebenen Kleidungsstückes pflichtgemäß mit copirte, sind vorüber, aber auch jetzt noch zeichnen sie sich durch geduldige und gewissenhafte Nachahmung aus, und das ist im Orient, wo man alle Kleidungsstücke von weißem Stoff zum Waschen dutzendweise hat, wohl angebracht. Der köstliche chinesische Battist, grasscloth, ein überaus leichtes, dabei sowohl dauerhaftes als billiges Gewebe findet zu solchen Zwecken Abnehmer unter den Europäern in Menge.

Schließlich möchte ich die größere Benutzung eines Stoffs der in China wie im ganzen tropischen Asien die ausgedehnteste Verwendung findet, des Bambusrohrs, anempfehlen. Nach Canton kommt es in großen Flößen den Fluß hinab, und von dem Gerüst beim Häuserbau bis zu dem Stäbchen mit dem der chinesische Faullenzer seine überlangen Nägel stützt, ist dieses ausnehmend harte, elastische, der feinsten Bearbeitung fähige Rohr überall angewandt. Es käme nur darauf an die Gewerbszweige ausfindig zu machen, welche besonders dies vorzügliche Material verwenden könnten, und dann würden ein paar Schiffsladungen davon wohl lohnen. Was man im Handels-Kauderwelsch Pfefferrohr nennt, ist eine braune Sorte des Bambus.

Wir haben nun noch das Leben des Europäers in Canton zu schildern, wie es damals war und wie es wohl auf lange Zeit noch bleiben wird, wenn gleich eine Plage nach der andern von denen welche damals die Factoreien umringten allmälig verschwindet; diese Factoreien, den engen Rahmen für die Existenz des europäischen Kaufherrn, kennen wir bereits, und somit begeben wir uns sofort ins Innere der Häuser, wo die unbeschränkteste Gastfreundschaft den fremden Besucher erwartet. Da Geld in der That der einzige Gegenstand ist an dem die Existenz in Canton keinen Mangel hat, so finden wir die Wohnung des reichen Kaufmanns mit

allem häuslichen Comfort wohl versehen, namentlich mit Dingen die in der Heimath für erwünscht gelten, dagegen überrascht uns die geringe Menge chinesischer Gegenstände; selbst das Porzellan auf dem Tische ist oft englisch, und wenn wir dagegen einige kostbare Porzellanvasen verstaubt in einem Winkel des Vorzimmers stehen sehen, so leuchtet uns bald ein daß unser Wirth einen herzlichen Ueberdruß an diesen beneideten Zierrathen empfindet, — es ist das in Wirklichkeit ein allgemeiner Charakterzug in anglochinesischen Haushalten, und man lernt nach kurzem Aufenthalt dieses Gefühl theilen. Der ganze Zuschnitt des Haushalts sowie besonders des Tisches verräth Reichthum und gastfreie Sitte; die letztere geht so weit, daß Kaufleute welche aus Europa nach Canton kommen um dort Geschäfte zu machen, ohne weiteres von dem Handlungshaus an das sie empfohlen sind, auf Monate lang als Gäste behandelt werden, selbst im Hause wohnen. Freilich wäre sonst der Ankömmling, da es keine Wirthshäuser gibt, verrathen und verkauft, und es ist einer der glücklichsten Charakterzüge des Lebens von Canton, daß Niemand dahin gelangt der nicht gute Empfehlungen mitbringt, und somit die Gesellschaft der Europäer eine sehr gewählte ist.

Um dem endlosen Aergerniß zu entgehen, welches der Verkehr mit einer Menge untergeordneten Subjekten aus einer verderbten und feindseligen Bevölkerung mit

sich bringen würde, ist man allgemein zu der Sitte gelangt, die vielerlei Besorgungen welche ein so ausgedehnter Haushalt mit sich bringt, ausschließlich in die Hände eines verantwortlichen Haushofmeisters zu legen, eine Sitte welche durchaus auf das chinesische Prinzip der Verantwortlichkeit und der Erpressung gegründet und als ein nothwendiges Uebel längst anerkannt ist. Wie im chinesischen Staat Jeder für seinen unmittelbaren Untergebenen haften muß, und der Kaiser seine Minister in der Furcht hält ihre Pfauenfeder zu verlieren, und diese die oberen Mandarinen, diese die niedern Beamten und diese wieder das Volk aussaugen, so ist es in dem chinesischen Haushalt des Europäers. An der Spitze steht jener Haushofmeister und zugleich Kassier des Handlungshauses, der Comprador: er ist verantwortlich für alle Diener des Hauses, wählt sie aus dem Kreise seiner Schützlinge und verhandelt die Aemter, er bürgt für die Handwerker, den Wäscher, sowie für jedes Ding das im Hause verloren geht. Einst vermißte ich eine Cigarrendose die mir werth war; auf Anrathen der Landeskundigen machte ich dem Comprador Anzeige und Ersatzforderung unter Angabe des Preises, und nach kurzer Zeit war die Dose von unsichtbarer Hand wieder auf meinen Tisch gelegt. Er führt die Kasse für das Haus, und jeder Bewohner desselben hat mit ihm offene Rechnung; er versieht Küche und Tisch und verrechnet

seine Baarauslagen, und für Alles dies erhält er nicht einen Pfennig Besoldung, sondern betrügt täglich und systematisch den Hausherrn, und erpreßt das Uebrige von den Dienern und von den Kaufleuten deren Rechnungen er auszahlt. Dabei werden diese Leute alle reich, sind aber als eine Zunft der abgefeimtesten Gauner allgemein berüchtigt. Das System ist freilich abscheulich, aber der Fremde den eine gierige Bevölkerung lauernd umgibt, wählt diesen Weg der ihm wenigstens die steten kleinen Anläße zum Aerger erspart. Von den Spitzbübereien dieser Leute ließe sich manches Stückchen erzählen; eines der schamlosesten ist das Folgende. In Canton, wo die Viehzucht kläglich bestellt ist, kann man keine gute Milch bekommen, und da es bekannt ist daß Einem in der Regel Frauen-, Hunde- und Schweinemilch verkauft wird, so rühren die wenigsten Europäer die Milch an die der Comprador ins Haus liefert. Nun hatte ein Kaufmann der recht sicher zu gehen gedachte, sich theure englische Kühe angeschafft und für deren Fütterung schweres Geld verausgabt, in der Hoffnung daß er früher oder später von den Thieren gute Milch bekommen werde. Dieser Kaufmann war denn eines Tages bei seinem Nachbar zu Tisch, und als man zum Kaffee vortreffliche Milch servirt, fragt er seinen Wirth, wie er es nur anfange sich zu diesem seltenen Artikel zu verhelfen, den er selbst, obgleich er Kühe halte, stets

entbehren müsse. Der gefällige Wirth läßt sofort den Comprador rufen, um sich nach seiner Milchquelle zu erkundigen; der Mann stockt, wird verlegen, und als endlich sein Herr ihm zu reden befiehlt, klärt es sich auf daß der Comprador des Gastes dem des Nachbarn täglich die gute Milch verhandelt, von der der rechtmäßige Eigenthümer nie einen Tropfen bekommen hat. Da es von Spitzbuben wimmelt und auch Einbrüche häufig vorkommen, so durchgeht die Nacht hindurch ein Wächter alle Gänge und Räume des Hauses, und indem er alle halbe Stunden auf ein Bambus schlägt bringt er die Bewachten selbst um ihren Schlaf, eine Plage die Anfangs, ehe man sie gewöhnt wird, zu den unleidlichsten gehört.

Die Bedienten sind meist Jungen von 14 bis 20 Jahren, guter Leute Kind und anständig gekleidet. Sie betrachten ihre Stellung als sehr angenehm, und viele von ihnen haben sich zu geachteten Kaufleuten emporgeschwungen. Sie sind, wenn sie erst einmal geschult sind, sehr tüchtig, bewahren aber immer ihre Würde und würden sich nie dazu verstehen Einem z. B. die Stiefel auszuziehen. Eben so protestiren sie gegen alles was Tragen und Holen heißt; das ist nicht ihr Amt, und dann rufen sie den Coolie herbei; die Coolies sind gewöhnliche Knechte, dürftig gekleidet, den Zopf um die Stirn geschlungen, und alles Niedrige und Beschwerliche

liegt ihnen ob. Die Bedienten nehmen gegen sie immer einen hohen Ton an, welchen die armen Teufel auch geduldig hinnehmen. Der Junge welchen man mir während meines kurzen Aufenthalts beigegeben hatte, hieß ominöser Weise Awei und war seiner Dummheit halber das Märchen des Hauses, während er mir manchen Seufzer, aber auch manches herzliche Gelächter über seine Unbekanntschaft mit europäischen Geräthen und Gebräuchen entlockte; da er kaum drei Worte englisch verstand, so machten wir ihm mit Mühe die Bedeutung des Worts stupid klar, und das wurde denn sein allgemein üblicher Name. Gar manchmal trat mich die Versuchung an, durch einen Ruck an seinem Zopf, den ich als die Klingelschnur zu seinem Oberstübchen betrachten durfte, mich ihm verständlicher zu machen, doch enthielt ich mich weislich eines so tiefen Eingriffs in die Vorurtheile des Landes, denn der Zopf ist die empfindlichste Stelle am ganzen Chinesen. So hatte ein deutscher Kaufmann in Singapore einen jungen Chinesen zum Bedienten, den er auf einer Reise nach Deutschland mit sich nahm, und wo dieser auch deutsch lernte, das sich in seinem Munde komisch ausnahm; so sehr es dem Jungen dort gefiel, und so sehr er von den Damen gehätschelt wurde, so war es ihm doch vom Schicksal bestimmt, dort wahrscheinlich in Folge des kälteren Klima's seine Zopfhaare zu verlieren; zwar wuchs der Zopf

wieder, aber dieser Unfall war ihm so äußerst unangenehm, daß so oft sein Herr die Geschichte vom verlornen Zopf erzählte er aus dem Zimmer lief; und als ich nach einigen Monaten wieder nach Singapore kam, hatte er um dieser leidigen Geschichte willen den Dienst geradezu verlassen.

Die europäische Gesellschaft in Canton, so sehr sie auch durch die Umstände angewiesen erscheinen möchte, im engsten geselligen Verkehr Ersatz für so viele Entbehrungen zu suchen, zeichnet sich vielmehr durch die Absonderung zunächst der verschiedenen Nationen aus, und ich z. B. der ich einmal durch die gastfreie Aufnahme in einem amerikanischen Haus unter die Amerikaner gerathen war, habe von der englischen Gesellschaft fast gar nichts zu sehen bekommen, sowie überhaupt die Deutschen sich mehr an die Amerikaner anschlossen. Selbst die Landsleute aber schließen sich wiederum gegen einander ab, was man aus der fast unvermeidlichen Rivalität an einem Handelsplatze erklärt, wo Alle in denselben Dingen spekuliren, und wo Jeder seine Geheimnisse und Vortheile zu wahren hat. Außerdem sollen gerade unter den Deutschen kurz nach jener Zeit die häßlichsten Zwistigkeiten vorgekommen sein. Das Belebende und Vereinigende der Frauengesellschaft fehlt fast ganz, denn erst seit dem Frieden dürfen sie Canton betreten, von wo man sie bis dahin, da eine alte

Prophezeiung den Untergang China's durch eine Frau drohte, strenge abgewiesen hatte. Nun waren allmälig einige Frauen angekommen und theilten die beengte und unbehagliche Existenz der Männer, doppelt beengt, weil nicht nur chinesische Neugier, sondern die äußerste Geringschätzung gegen weibliche Wesen die es wagen sich öffentlich zu zeigen, sie in kaum erträglicher Weise verfolgen.

Wenn der Kaufmann nach des Tages Last und Mühe auf Erholung bedacht war, so beschränkte sich der Lebensgenuß zumeist auf den Spaziergang in dem umzäunten „amerikanischen Garten", wo man um einen großen runden Rasenplatz herum sich eine einförmige Bewegung aus Pflichten gegen die Gesundheit machte; wir nannten es nur die Tretmühle. Dabei raucht man den ganzen Tag aus Langeweile auf das Unmäßigste. Wer etwas mehr Luft zu schöpfen wünschte, ließ sich auf den Fluß hinausrudern, wo es fast unvermeidlich war daherschwimmenden eklen Leichnamen zu begegnen, und mit Abscheu zu gedenken daß das Flußwasser unser tägliches Getränke war; sonst bot der Blick auf den weiten Strom Erfrischung und Abwechslung, wenngleich die meisten Fernsichten eben nur fürs Auge waren, dem Fuß des Fremden aber unnahbar blieben. So konnte man sich nach den Fati-Gärten rudern lassen, ausgedehnte Handelsgärtnereien zu bewundern, oder bei dem buddhistischen Tempel landen; von Spaziergängen auf

dem Lande war aber keine Rede, und solche Unternehmen endeten stets mit schimpflicher Verjagung, ja zuweilen in tragischer Weise. Ein kleines Abenteuer, wiewohl sehr harmloser Art, befiel auch mich, als ich mit einem Bekannten nach Whampoa, dem Ankerplatz europäischer Schiffe 15 englische Meilen unterhalb Canton, im Boot gefahren war, um bei einem chinesischen Schiffszimmermann das große Modell einer Junke zu bestellen. Die Gegend ist sehr freundlich; den eigentlichen Ort Whampoa sieht man nicht bei der Fahrt auf dem Hauptarm des Flusses, wohl aber ein Ende desselben, Whampoa Reach genannt, und mehrere andere kleine Dörfer. Die Scenerie ist ächt chinesisch, hübsche grüne Hügel, phantastische Götzentempel, eine Menge Pagoden in der Umgebung, und in den kleineren Thälern die Dörfer. Reisfelder füllen die Niederungen am Flusse aus. Wir wagten uns ans Land, wiewohl streng genommen die Europäer es nicht betreten dürfen, sowie denn auch alle dort ansäßigen auf Schiffen wohnen. Ein niedliches Dorf, ganz von Gebüsch umgeben, zog uns an; wir gingen durch ein hübsches Thor, und auf einem gepflasterten Fußweg den einfachen und schmutzigen Wohnungen entlang. Bald aber sammelte sich die hoffnungsvolle Jugend des Ortes um die ungebetenen Gäste, und begann ein über alle Begriffe schauderhaftes Geheul und den wohlbekannten Ruf: »fan-kwei-lo!«

(Fremder=Teufel=Mann) begleitet von einem lebhaften Feuer von kleinen Steinen. Wir bedachten daß gar kein Grund vorhanden sei, warum die Größe der Steine sich nicht allmälig zu Backsteinen, beiläufig gesagt die Hauptwaffe des Pöbels von Canton gegen die fan-kwei, steigern sollte, und beschlossen den Feind mit silbernen Kugeln zu beschießen; so kauften wir uns einen Haufen Cash, jene kleine Scheidemünze wovon 1200 auf den Dollar gehen, und versuchten mit einer Hand voll die politischen Gefühle dieser Whampoesen zu influenciren. Das gelang denn über Erwarten gut; wir hatten zuletzt an die achtzig Leute jeden Alters um uns, und die Balgereien um das schnöde Metall waren wirklich malerisch; Eltern brachten ihre unmündigen Kinder, und Ein Kind, durch einen recht häßlichen Grind kennbar, wurde uns dreimal hintereinander von drei verschiedenen Vätern dargebracht, um beschenkt zu werden. So hatten wir uns wenn auch nicht eine goldene Brücke, doch eine Brücke zum Rückzug gebaut, und umringt von einer Schaar schmutziger Jungen welche uns das Ehrengeleit bis an unser Boot gaben, verließen wir diesen merkwürdigen Ort in dem großartigen Gefühl öffentlicher Wohlthäter.

Auf dem Weg nach Whampoa kommt man an zwei Inselforts nächst der Stadt vorbei, Dutch Folly und French Folly genannt; das erstere ist durch ein Histörchen merkwürdig, wie die Holländer einmal die

Vergünstigung erlangten dort ein Hospital zu errichten, und anfingen zu bauen und Vorräthe einzunehmen; als sie aber statt der Medicamente eiserne Pillen, zwölfpfündige, dahin schafften, wurde ihre List entdeckt und vereitelt.

Die Kunstfertigkeit der Schiffbauer welche mich nach Whampoa geführt hatte, wird noch in einer andern Weise zur Annehmlichkeit der Europäer ausgebeutet: wie sie alle Dinge geschickt nachahmen, so bauen sie auch sehr stattliche Segel- und Ruderboote europäischer Art, und das so ganz englische Vergnügen des Ruderns ist eine der Haupterholungen, schon um der Gesundheitsrücksicht willen. Auch eine große Regatta mit Segelbooten fand zu meiner Zeit statt und unterbrach die Einförmigkeit des alltäglichen Lebens.

Damit der Existenz des Europäers in Canton auch keine Unannehmlichkeit fehle, ist auch das Klima unerfreulicher Art; noch im April konnte man Kaminfeuer brauchen, und zuweilen schneit es in Canton, das doch noch innerhalb der Wendekreise liegt; diese Erscheinung ist zwar so selten, daß bei ihrem Eintritt viele Chinesen sich verlocken lassen das seltene Produkt in Gefäßen aufzufangen und es, wo möglich am Feuer gedörrt, aufzubewahren. Schlimme Ueberschwemmungen bedrohen die niedrig gelegenen Factoreien, und die schwüle Hitze des Sommers, welche zugleich zahllose Musquitos ans Licht

ruft, ist eine der unerträglichsten die ich kenne. Dennoch ist der Aufenthalt für Europäer nicht ungesund.

An der Würze interessanter Erlebnisse fehlt es jener kleinen Bürgerschaft auch seit dem Frieden nicht, wobei ich die Feuersbrünste, als eine Alltäglichkeit gar nicht einmal rechnen will; fast jeder ältere Bewohner der Factoreien hat schon Dinge erlebt, an denen er für sein ganzes Leben Stoff zum Erzählen hat, und deren Wiederholung märchenhaft klänge, wenn sie nicht durch einstimmiges Zeugniß bestätigt würden, namentlich unglaubliche Beispiele von Feigheit des Pöbels, der im Lärmen und Feueranlegen, sowie in der Mißhandlung Wehrloser seinen Ruhm sucht, aber namentlich vor einem Schießgewehr in Masse davonläuft. So haben manchmal zwei oder drei Leute bei Feuersbrunst oder Aufstand die schwere Kasse durch Tausende von plünderungslustigem Gesindel geleitet, eine eben so kleine Schaar ganze Gassen gesäubert, und als der gewaltige Opium-Commissär Lin einen eingebornen Opiumschmuggler vor den Factoreien wollte erdrosseln lassen, trieb eine Handvoll beherzter Europäer die Tausende von Zuschauer bis zur Mitte des großen Platzes zurück, warf den Richtstuhl sammt dem armen Sünder, Richter und Richterbank über den Haufen und verhinderte, an jenem Tage wenigstens mit Erfolg, die Execution, welche auf eine Beschimpfung der Europäer berechnet war; später wiederholte sich freilich die Tragödie

mit ernsterem Ausgang. Andere haben nicht sowohl zu handeln als zu leiden gehabt, sind während des Krieges mit einer Kette um den Hals in die Stadt geschleppt, bei einem unvorsichtigen Spaziergang aufgegriffen und mißhandelt worden, was immer eine besonders beliebte Heldenthat der Chinesen war. Die stärkste Prüfung für die Nerven der Europäer mag wohl ein Ereigniß des Jahres 1843 gewesen sein: es hatte einmal wieder ein großer Brand in den Factoreien stattgefunden; die Brandstifter wurden ergriffen, und um den Fremden eine angenehme Genugthuung zu geben, ließ man die zum Tode verurtheilten Missethäter dicht vor dem Thor der Factoreien in den Kang setzen und da Hungers sterben. Der Kang ist eine schwere Bohle mit einem oder zwei Löchern für die Köpfe der Verbrecher; je zwei wurden so zusammengesperrt und saßen auf dem Platze wo der Hunde- und Katzenmarkt ist, und wo jeder Europäer täglich mehrmals vorbeigeht. Es waren zwanzig Verurtheilte; sowie einer starb, wurde sein Platz im Kang ersetzt um ihre Qual zu vermehren; daneben gestattete eine barbarische Milde zur Verlängerung ihrer Leiden ihnen täglich ein wenig Nahrung zu reichen, und es dauerte zwölf Tage bis alle verschieden waren. Die Unglücklichen erlitten ihre Strafe mit aller Standhaftigkeit die ihrer Nation eigen ist.

In diese Welt der bunten und grellen Erlebnisse

war denn auch ich verschlagen worden, und als einziger Fremder der des Vergnügens halber sich gerade dort aufhielt, kam ich mir wunderlich genug vor zwischen den emsigen Geschäftsleuten, die das vorgesteckte Ziel fest im Auge weder auf die fremdartige Umgebung viel achteten, noch sich die unumgänglichen Entsagungen dieses Lebens viel anfechten ließen. Man nimmt an daß der Kaufmann in Canton so rasch zu Vermögen gelange, daß er noch in den besten Jahren als ein steinreicher Mann nach Hause zurückkehren könne; freilich war seit dem Frieden die Zahl der Theilnehmer an dieser reichen Ernte sehr gewachsen, und obendrein hatte diese Concurrenz die Preise der Einfuhr gedrückt und die der Ausfuhrgegenstände nicht vermindert; im Jahre vorher, hieß es, hätten alle eher verloren als gewonnen. Nur einen Tag nachdem ich aus Südamerika herübergekommen war, traf ein junger Deutscher aus Bremen, Herr Clemens A. Cäsar, nach einer halbjährigen Reise ums Cap der guten Hoffnung dort ein; ich fand in ihm, wie in so manchem seiner Mitbürger aus der alten ehrenfesten Hansestadt einen biedern und liebenswürdigen Charakter, der zu meiner Freude in dem gastlichen Nye'schen Hause mein Zimmernachbar wurde; mit ihm habe ich manche angenehme und gemüthliche Stunde verlebt und manche Expedition in die chinesische Wunderwelt, die ihm so fremd war als mir, unternommen. Unter den ansäßigen

Deutschen muß ich vor allen des nunmehrigen preußischen Consuls Herrn von Carlowitz gedenken, der mit meinen Wirthen in der Bezeigung aller erdenklichen Freundlichkeiten wetteiferte; er vereinigte zuweilen ganz Deutsch-China um sich, und verschaffte mir so einen gemüthlicheren Genuß als er dem Europäer dort so leicht zu Theil wird. Ich verließ Herrn von Carlowitz mitten in der kühnen, von Wenigen unternommenen Aufgabe sich der chinesischen Sprache mächtig zu machen, nach der allgemeinen Annahme das Werk zweijährigen angestrengten Studiums; die endlos verworrenen Zeichen lassen sich auf 214 Wurzelwörter zurückführen, und so ist das Bestreben wenigstens so hoffnungslos nicht, als der erste Blick in das Kribbis-Krabbis eines chinesischen Buchs es erscheinen läßt; die gänzliche Verschiedenheit des Organs sowie die Unterschiede der verschiedenen Dialekte sind besonders erschwerend, und sogar der kundige Missionär Dr. Parker mußte es sich gefallen lassen, daß in dem oben citirten injuriösen Plakat gegen ihn auch auf das Bischen Kenntniß des gemeinen Dialekts von Canton das er aufgeschnappt habe, in hämischer Weise angespielt wurde. Es klingt sehr komisch, wenn ein Europäer die breiten einsylbigen Wörter im Munde herum wirft, aber auch die Sprache des Eingebornen ist sehr wenig melodisch. Bewunderungswürdig ist die allgemeine Geschicklichkeit des Volkes im Lesen und Schreiben, die

trotz der Schwierigkeit kaum minder verbreitet sein wird als in der Mehrzahl europäischer Länder.

So vielfache Gelegenheit ich hatte die Güte und Gastfreiheit meiner europäischen Freunde auf die Probe zu stellen, so kommt doch allmonatlich eine Zeit, wo die ganze Handelswelt sich von dem fremden Müßiggänger zwar nicht feindlich aber doch vollständig abwendet, — die Zeit des Abgangs des Dampfschiffs. Diese Tage vor Postabgang sind in Canton eine wahre Schreckenszeit; kein Mensch ist zu sehen oder zu sprechen, Alles schreibt und rechnet, und jeder menschliche Gedanke ist erstickt; dazu kam daß auch ich, der ich weislich zu handeln geglaubt hatte indem ich die Beschreibung aller der bunten Eindrücke auf diese Zeit verschob, mich von der Masse des Stoffs völlig zu Boden gedrückt fand, und nach einigen Tagen rastlosen Schreibens die allgemeine körperliche und geistige Ermattung theilte. Recht gelegen kam mir da die Einladung des älteren Herrn Nye ihn nach Macao zu begleiten, wo die Kaufleute Canton's gewöhnlich Erholung von Geschäften und frische Luft suchen, und am 23. April Abends verließen wir die Stadt in einem jener Eilboote, welche ausschließlich für solche kleine Reisen wie nach Hongkong und Macao bestimmt sind, und vor Einführung von Dampfschiffen die einzige Reisegelegenheit abgaben. Vor dem Kriege bedurfte es selbst für diese Ausflüge einer Erlaubniß von

den Mandarinen, und der Reisende war unterwegs einer Menge Visitationen und Erpressungen ausgesetzt; da die Erwirkung des Passes zwei Tage erforderte, so umging auch mancher dieselbe und mußte sich dann schimpflich im Raum verstecken, so oft die Mandarinen an Bord kamen. Diese Uebel hatten indeß für uns nur noch ein historisches Interesse, und wir breiteten uns auf unserm Boot recht behaglich aus; ein chinesisches Fahrzeug ist durchaus unbeschreiblich, ein sehr hoher Hintertheil auf welchem die Mannschaft sich aufhält, das Steuerruder außerordentlich lang und durchlöchert, um den Widerstand zu schwächen, die Segel von Matten höchst wunderlich anzuschauen. Auf der Mitte des Verdecks ist eine Art Kajüte gezimmert, welche nebst den nöthigen Räumen für Dienerschaft, Speisekammer u. s. w. ein ziemlich geräumiges Zimmer für die Reisenden enthält. Da unsere Fahrt bei dem widrigen Wind etwas langwierig zu werden versprach, hatten wir jede mögliche Bequemlichkeit bei uns: Betten, Stühle und Tische, Sopha's, nicht zu vergessen die ansehnlichen Vorräthe an Speise und Trank.

Am nächsten Morgen, nach einer durch die Musquitoqual schlaflosen Nacht fanden wir uns unterhalb Whampoa vor Anker, denn die Fluth gestattete uns nicht weiter zu gehen. Vor uns lag die schöne neunstöckige Pagode, die Verzweiflung aller Reisenden auf dem Flusse, da sie

wegen ihrer Höhe eine weithin sichtbare Landmarke bildet und jede Illusion des Fortschrittes zerstört. Gern hätte ich sie während des gezwungenen Stillliegens besucht, aber auch auf diesen Genuß wie auf so manchen ähnlichen lernt man in China verzichten; es ist wohl vorgekommen daß man neugierige Europäer während sie das Gebäude erstiegen, eingeschlossen hat. Mit eintretender Ebbe gelangten wir gegen den Wind langsam vorwärts und passirten Nachmittags die Bocca Tigris mit ihren furchtbaren Forts, die man unter Anwendung eines bekannten chinesischen Sprüchworts „papierne Tiger", fürchterlich von Aussehen und harmlos in der Wirklichkeit, nennen kann. Wir waren nun in der offenen See, und lächerlich zu sagen, die kurzen unangenehmen Bewegungen des Boots machten uns so seekrank, daß wir nach einem verstohlenen beschämten Blick auf einander vom Mittagstisch wieder aufstanden ohne etwas berührt zu haben, wenngleich von wirklicher Krankheit die Rede nicht war. Zum zweiten Mal kam nun die Nacht heran; unsere Schiffer stellten ihre furchtbaren Donnerbüchsen auf Deck auf, um einen eingebildeten Schutz gegen die Seeräuber zu gewähren, und wir suchten unsere Betten um uns von der Langeweile und Unthätigkeit des verflossenen Tages zu erholen. Am nächsten Morgen befanden wir uns schon weit außen in dem Labyrinth steiler und unfruchtbarer Inseln, welche die Mündung des

Flusses und die ganze Küste umgeben. Der Pik von Lintin ragt vor allen hervor, und erinnert an die erfolgreichen Opiumschmuggeleien welche hier hauptsächlich ihren Sitz hatten. Erst Abends um 6 Uhr erreichten wir Macao, kaum 100 englische Meilen in 44 Stunden; obendrein fiel die Ebbe ein, und um wenigstens noch bei Tage anzukommen, landeten wir eine Stunde vor der Stadt und zogen vor zu Fuß unsere unangenehme Tour zu beendigen.

Macao ist ungemein hübsch gelegen, und ohne gerade großartig zu sein, macht es doch einen sehr angenehmen Eindruck. An einer halbrunden, von mäßigen Hügeln eingeschlossenen Bai erblickt man zunächst eine lange Reihe schöner massiver Gebäude, die Praya grande; das Haus meines Gastfreundes lag am obern Ende derselben und gewährte uns neben dem Genuß der frischen Seeluft die schönste Aussicht auf diesen Halbmond von stattlichen Gebäuden, an beiden Enden von Forts begrenzt. Hinter der Praya erhebt sich die Stadt und steigt über die Hügel bis zu der andern Seite der Landzunge, auf der Macao liegt, hinab; die meisten Häuser sind im spanischen Geschmack, hoch und massiv, mit Verandah's versehen. Dazwischen liegen aber auch wieder chinesische Stadttheile, wie denn die arbeitenden Klassen hauptsächlich aus Chinesen bestehen. Daneben sieht man portugiesische Gestalten, zum bei weitem

größten Theil sehr gemischtes Blut, welches keineswegs einen veredelnden Einfluß geübt hat. Auch Neger und Mulatten finden sich, da Sklaverei besteht.

Spaziergänge in der Umgegend, ein in Canton so sehr vermißtes Vergnügen, und der Umgang mit den wenigen englischen oder amerikanischen Familien machten die Hauptbeschäftigung während unseres Aufenthaltes in Macao, der meinerseits wenigstens nicht sowohl dem Sehen als dem Ausruhen vom Sehen gewidmet war. Mit den Portugiesen haben diese Ausländer in der Regel wenig zu schaffen. Unsere Ausflüge umfaßten natürlich alle die Hauptmerkwürdigkeiten des Platzes: weltberühmt ist vor Allem die Grotte des Camoens, wo dieser während seiner Verbannung in Macao die Lusiade verfaßt haben soll. Sie liegt in einem großen Garten nach der Typa, dem innern Hafen zu; die Anlagen selbst sind verwildert, aber die tropische Natur hat die Pflege derselben an sich genommen und man verliert dabei nichts. Unter den vielen hübschen Felspartien des Gartens steht diese Grotte, aus drei von der Natur aufgethürmten Felsblöcken gebildet, obenan; leider hat der Besitzer mit vandalischem Sinn ein weißangestrichenes Portal daran geklebt, dieses mit chinesischen, sage chinesischen Charakteren beklert und oben darauf als Krone des Ganzen ein Tempelchen gebaut. Der Gedanke daß kein Poet sich von dem Gebäu wie es jetzt ist, könnte

begeistern lassen, drängt sich dem Beschauer zu sehr auf und bricht den Stab über das barbarische, gewiß wohlgemeinte Werk. Innen steht eine Büste von Camoens mit Inschrift auf dem Piedestal, und auch der eitle Franzose de Rienzi hat sich dort mit einer in Stein gehauenen Inschrift verewigt.

Ebenfalls am inneren Hafen, an einem Vorsprung ist der sehr bekannte Götzentempel gelegen; wir ließen uns hinrudern, und ich lernte so die eigenthümlichen Boote von Macao, tan-kea, Eierschale genannt, kennen, welche nicht nur durch diese ihre Gestalt sondern durch die Bootleute merkwürdig sind; es ist ein besonderer Stamm, der fast nie ans Land kommt und von den übrigen Chinesen gehaßt und verachtet wird, auch mit diesen keine Verbindungen eingeht; meist lenkt wie in Canton, ein Mädchen das leichte Boot. Jener Tempel ist ein wahres Muster chinesischen Geschmacks im Kleinen und Kleinlichen; das Bereich desselben erstreckt sich einen steilen Abhang voll Felsen hinauf; Treppen führen hindurch, und an allen Enden stehen kleine Tempelchen mit ihren niedlichen Dächern, von uralten Bäumen beschattet. Alle Felsen sind mit Inschriften bedeckt, denen man das höchste Alter zuschreibt. Am Eingang des Ganzen stehen zwei Löwen von Granit, dem chinesischen Stil angepaßt, welche künstlich ausgemeiselte Kugeln in ihrem Rachen halten, so daß sie nicht herausgenommen werden können.

Wenn sie diese Kugeln ausspeien, sagte man mir, wird die Welt untergehen.

Neben dem Garten des Camoens liegt der freundliche protestantische Friedhof, charakteristisch wie viele solche Orte im Ausland durch die Menge Grabmäler für Europäer, welche fern von der Heimath ihrem Schicksal erlegen sind, sei es durch böse Fieber, oder wie hier so oft, durch die Unthaten der Eingebornen. Man zeigt den einfachen Denkstein des großen Missionärs Morrison und seines Sohnes. Die ganze Umgegend der Stadt ist voll chinesischer Gräber, und es ist ein oft gerügtes Uebel, daß in diesem übervölkerten Lande die übergroße Pietät gegen die Todten weite Strecken der Bebauung entzieht; diese Gräber welche der ärmeren Klasse angehören sind meist sehr einfach, überall jedoch begegnet man der charakteristischen und malerischen Form des Omega Ω; in der Mitte des Bogens befindet sich der Eingang zur Grabstätte. In Macao wurde mir denn auch vor meinem Fenster, an das mich der schauderhafte Lärm chinesischer Musik lockte, das wunderbare Schauspiel eines Leichenbegängnisses: begleitet von einer großen Anzahl Laternen, Fahnen, Tischchen mit Speisen für den Todten, wurde der Sarg, aus einem ausgehöhlten Baumstamm bestehend und mit einem rothen Tuche bedeckt, einhergetragen; an der Seite gingen sechs Verwandte in weißen Trauerkleidern und von ihrem

Schmerz dermaaßen gebeugt, daß sie den Oberkörper ganz wagrecht trugen; in der Hand führten sie einen weißumwickelten Stab. Sie zogen nicht weinend, sondern brüllend vor Schmerz einher; hintennach wackelten die Weiber in ähnlicher Verzweiflung, „bleich mit aufgelöstem Haar," ebenfalls in Weiß und von Dienerinnen unterstützt. Ich fühlloser Mensch mußte lächeln, beruhigte mich indeß über meine unziemliche Heiterkeit, als ich die Leidtragenden nach einer Weile sehr gefaßt wiederkehren sah. Es ist nicht sehr Ernst mit diesem heulenden Jammer, welcher oft sogar von gemietheten Leuten dargestellt wird.

Macao kann nicht eine portugiesische Besitzung sondern auch nur eine Factorei genannt werden, da der Grund und Boden von der chinesischen Regierung nur gemiethet ist, und chinesische Mandarinen dort neben den portugiesischen Behörden Autorität üben. So vermochte auch der portugiesische Gouverneur den Engländern, als sie von Canton beim Ausbruch der Feindseligkeiten vertrieben wurden, keine bleibende Stätte in Macao, wohin sie sich zurückgezogen, zu gewähren, eine Schwäche die die Engländer wohl mit Recht sehr übel genommen haben. Die Halbinsel Macao ist durch Befestigungen und Wächter abgesperrt, und die Ueberschreitung der Grenze wird so streng geahndet als in Canton. Obgleich Hongkong wohl unter allen Umständen von den

Engländern in Besitz genommen worden wäre, so ist es doch ein großer Zweifel, ob nicht Macao einen wesentlichen Theil des regen Verkehrs der jetzt auf jener Insel blüht, hätte an sich ziehen können, wäre es dem portugiesischen Gouvernement gegeben gewesen durch raschen freisinnigen und energischen Entschluß mit den Engländern gemeinschaftliche Sache zu machen, und zugleich durch Gestattung von Handelsfreiheit den Ansiedlern entgegen zu kommen; manches kostspielige Etablissement auf dem öden, heißen und ungesunden Hongkong wäre vielleicht unterblieben. Die romanischen Völkerstämme sind indeß den Engländern so wenig sympathisch und beide verstehen sich so wenig, daß alles dies in's Bereich der frommen Wünsche gehört und gehören mußte. Nach der Hand wurde nun auch Macao zum Freihafen gemacht, aber zu spät, und die Colonie soll, trotz neuerer Erleichterungen chinesischer Seits, dem Ruin mehr und mehr entgegen gehen.

Der geschäftige kleine Dampfer Corsair kam ausnahmsweise auch in den Hafen von Macao und sollte am 5. Mai von da nach Canton gehen; diese erwünschte Gelegenheit benutzten wir denn zur Rückkehr, und ich lernte dabei den berühmten Hafen des Opiumschmuggels, Cumsingmoon kennen, wo unser Schiff selbst 80 Kisten abzuladen hatte; mehrere englische und amerikanische Fahrzeuge ankerten da „auf offener See," aber

durch einen schönen runden Hafen von Inseln geschützt; am Ufer sahen wir einige elende Hütten.

Mein zweiter Aufenthalt in Canton, den ich bei der Erzählung mit dem ersten verwebt habe, ging nun auch zu Ende, und am Abend des 23. Mai schlug die Abschiedsstunde. Die herzlichen Wünsche meiner wahrhaft liebenswürdigen Wirthe und der Deutschen begleiteten mich und letztere gaben mir noch das Geleit an Bord, und so war mir denn abermals eine Abschiedsscene auferlegt, wie sie das Schicksal eines unstäten Reisenden sind, von Menschen die man schnell liebgewonnen und denen man manchen Dank schuldig geworden, fast ohne die Hoffnung des Wiedersehens zu scheiden.

Obgleich ich noch nicht in Eile zu sein brauchte, benutzte ich doch ganz gern das Dampfschiff statt eines Eilbootes, denn letztere waren seit einem Abenteuer welches einige Tage zuvor einen unserer Bekannten traf, sehr unbeliebt: derselbe wurde nämlich in seinem Eilboot von drei Piratenschiffen, zusammen 120 Mann angehalten; jeder Widerstand war unnütz, sie raubten ihm Alles mit Ausnahme eines Hemdes, in welchem Aufzug er in Hongkong ankam, noch glücklich mit dem Schrecken und einigen nur halb bös gemeinten Püffen und Knüffen davon gekommen zu sein. In China lacht man obendrein über ein solches Abenteuer und eignet sich damit

die Herzlosigkeit der Chinesen an, welche bei einem Unfall ihrer Freunde nie Bedauern, sondern immer Schadenfreude an den Tag legen. Schlimmer erging es denselben Sommer zwei andern meiner Bekannten die von Piraten überfallen wurden; der eine insbesondere sprang in seiner Angst über Bord und ertrank. Wir erreichten Hongkong in 9 Stunden, sehr schnell, und ich hatte die Zeit glücklich verschlafen.

Gastfreie Aufnahme ward auch hier von Herren Nye's Correspondenten bereitet, und ich brachte den Tag ganz angenehm zu. Insbesondere hatte ich das Vergnügen einen jungen Deutschen aus Hamburg, Herrn Ferdinand Blaß wiederzusehen, den ich in Habana kennen gelernt hatte, und den ich damals mit Neid über Mexico und Acapulco die weite Fahrt nach China hatte antreten sehen. Eine noch merkwürdigere Coincidenz die mir in China aufstieß, will ich bei diesem Anlaß ebenfalls erwähnen: Als ich im Jahr 1842 Hamburg besuchte, ließ ich mich im Hafen herumrudern, und besah unter andern Schiffen auch die Esmeralda, Capitän Tollens, einen Ostindienfahrer, mit all der Ehrfurcht die der Landratte eigen ist. Im Jahr 1846 nahm diese selbe Esmeralda, damals gerade in China, den größeren und werthvolleren Theil meiner chinesischen Sammlungen auf, und in Macao sah ich sie auf der Heimkehr, mit meinen Schätzen beladen vorbeisegeln.

Dritter Abschnitt.

Singapore — Batavia — Javanische Fürstenhöfe.

Das Dampfschiff Braganza verließ den Hafen von Hongkong am 25. Mai Mittags; die Feier des Geburtstags der Königin war wegen des gestrigen Sonntags auf diesen Tag verlegt, und als wir eben den Anker lichteten begannen die Kriegsschiffe im Hafen ihre Salutsalven; der Donner der Kanonen, der zwischen den engen und steilen Wänden der Bucht unzählige Mal wiederhallte, machte einen majestätischen Eindruck, die dicken Dampfwolken umzogen die reich bewimpelten Masten der Schiffe und unsere Ausfahrt war eine wahrhaft großartige. Rasch erreichten wir den großen äußeren Hafen, und bald waren alle Inseln des himmlischen Reiches hinter uns und unser Schiff auf hoher See, Indien zugewendet.

So war denn der Vorhang vor einem Bilde gefallen, dessen Anblick man leicht geneigt sein möchte für

einen der merkwürdigsten und beneidenswerthesten zu halten; dennoch entsagte ich demselben mit leichtem Herzen, ja mit dem Gefühl des Kindes, welches zum Erstenmal in eine große Oper geführt wird, wie betäubt vor den neuen Eindrücken steht, und sich hinwegsehnt noch ehe es die Wunder gefaßt und genossen hat. Einen Genuß läßt namentlich das völlig Fremdartige nicht zu, und überdies hat das Schauspiel der chinesischen Welt des Frischen und Poetischen so wenig, daß dem flüchtigen Besucher außer dem kalten Eindruck des Sonderbaren kaum eine Erinnerung an China bleibt.

Wir waren im Ganzen nur 9 Passagiere, und das zwar elegante aber nicht sehr geräumige Schiff gerade groß genug für uns; wir hatten den portugiesischen Exgouverneur von Macao, Senhor Pegado an Bord, und einen spanischen Marineofficier der die Post von den Philippinen führte. Mittags wurde gebührendermaaßen die Gesundheit der Königin Victoria getrunken, und der Capitain hatte die Aufmerksamkeit die Gesundheit der zwei Königinnen deren Diener an Bord waren, daran zu reihen, da schrie einer der „Gentlemen“ am Tische dazwischen: »And Queen Pomare of Tahiti!« Zum Glück verstanden die Beiden welche diese pöbelhafte Ungezogenheit zunächst anging, dieselbe nicht, und die Uebrigen lachten; an solchen Beispielen aber mögen feinfühlende Engländer die Beantwortung der Frage abmessen, ob

bei solch übermüthiger Verachtung fremder Nationen die täglich wachsende Abneigung gegen sie ein Wunder ist.

Die Fahrt war überaus ruhig auf kaum bewegter See; am 29. und 30. passirten wir Pulo (auf malayisch Insel) Sapata und Pulo Condor, und nachdem wir auch Pfingsten an Bord gehalten, erreichten wir den Hafen von Singapore am 2. Juni in der Nacht.

Diese kleine Insel, an der Südspitze der Halbinsel von Malacca, und somit südlicher als irgend ein Punkt des Festlandes von Asien, liegt unter 1° 17′ nördlicher Breite, erfreut sich aber trotz dieser Nähe am Aequator eines herrlichen Klima's; fast tägliche Regen und frische Seewinde gereichen zur großen Labung, und das Thermometer zeigte während meines Aufenthaltes nicht über 25° Reaumur. Von der Seeseite nimmt sich die Bai sehr freundlich, wiewohl gar nicht großartig aus, die Küste ist flach oder hügelig, aber mit reichem Grün bedeckt und durch hübsche Häuser geziert. Eine Menge chinesischer Junken, die sich über das chinesische Meer herüber mit den regelmäßigen Monsoon-Winden unbedenklich hierher wagen, füllten den Hafen, und man glaubt sich schon wieder in China dem man kaum glücklich entronnen; daneben zeigen sich die schmalen Prau's der Malayen, und eine ansehnliche europäische Kriegs- und Handelsflotte.

Ich landete unmittelbar an dem London Hotel, welches die beste Aufnahme für Reisende bietet und von einem unternehmenden Franzosen zu Gunsten der vielen Fremden und Passagiere errichtet ist; wie seltsam stach die Beweglichkeit und der Diensteifer unseres Wirths gegen die kalten Formen der Engländer ab, doch waren wir wohl bei ihm aufgehoben und die Abwechslung französischer Kost war mir auch recht willkommen. Bald sah ich mich in einem Bungalow oder Nebengebäude im leichten Stil eines Landhauses einlogirt, wo der Hafen und ein Theil der Esplanade, einer angenehmen Anlage mit Rasenplätzen und Wegen vor mir lag. Mehrere Passagiere von der Braganza fanden dort ebenfalls ihre Unterkunft, und gute Gesellschaft war um so willkommener, als ich hier zum hundertsten Male die tropische Sonne verwünschte, welche mich den größten Theil eines ohnehin kurzen Aufenthalts ans Zimmer fesselte.

Die Abende und frühen Morgenstunden verwendeten wir zu Ausflügen in die Umgegend, welche nach den Entbehrungen des Lebens von Canton mir paradiesisch erschien; man hat vortreffliche Wege, bald reichen Pflanzungen und Zuckerfeldern entlang, bald zwischen Gärten und Buschwerk, oder zwischen reich bepflanzten Hügeln, deren Spitze der Wohnsitz irgend eines reichen Einwohners krönt. Die Vegetation ist natürlich

vollkommen tropisch; besonders häufig sieht man neben der Cocos- und Sagopalme die Arecapalme, welche sorgfältig angepflanzt wird und die bekannte Nuß, gemeinhin und fälschlich Betelnuß genannt, liefert. Weiter nach dem Innern, wo hinter einem engen Arm der See das Festland von Malacca sichtbar wird, durften wir uns nicht wagen, indem vielleicht ein räuberischer Tiger uns Pferd und Wagenlenker weggefressen hätte; die Insel wimmelt von Tigern, die trotz aller Jagd stets vom Festlande aus herübergeschwommen kommen, und da alles Wild längst ausgerottet ist, furchtbare Angriffe tagtäglich auf verirrte oder unvorsichtige Menschen richten. Das Fuhrwerk von Singapore ist der indische Palankin-Wagen, mit dem wirklichen Palankin nicht zu verwechseln, ein langer schmaler bedeckter Kasten auf vier Rädern, in welchem zwei Personen einander gegenüber bequem Platz finden, aber auch vier sich einzwängen können; ein kleiner Pony zieht das Gefährt und ein malayischer Läufer in seiner malerischen Landestracht rennt, das Pferdchen am Zügel haltend, nebenher. Gewichtige oder aufgeblasene Leute haben auch wohl zwei Läufer in reicher Kleidung neben ihrem Wagen oder Pferd. Kein Europäer geht, in Singapore so wenig wie in Vorderindien zu Fuß, und man gewöhnt sich nur zu bald an den den Neuling empörenden Anblick des rennenden Kutschers; die Leute sind von Jugend auf daran gewöhnt,

und ein menschenfreundlicher Herr der für seinen Läufer eine Art Bock hatte herrichten lassen, mußte die alte Art auf Bitten seines Dieners wieder herstellen, den der Mangel der gewöhnten heftigen Bewegung krank machte.

In zwei großen Vorstädten enthält Singapore eine ansehnliche malayische und chinesische Bevölkerung; die ersteren sind von allen Stämmen der benachbarten Inselmenge zusammengewürfelt, und kaum gute Specimina reiner Race; man sieht unter ihnen aber prachtvolle Köpfe und Figuren, edle Gesichtszüge und anmuthsvolle Bewegung. Ein buntes Tuch ersetzt den Turban, und um ihren Leib schlingen sich mehrere verschiedenfarbige Tücher und Shawls, deren Toilettengeheimniß schwer zu ergründen ist: öfters tragen sie lange Hosen. Die niedern Klassen haben meist gar keine Bedeckung des Oberkörpers, und desto vortheilhafter stellt sich ihr muskulöser Bau dar; die Leute sehen aus wie Bronzestatuen. Auch Hindus finden sich hier, ferner Araber, Armenier, Juden und Parsi's; bei unserm Essen warteten einmal Bediente von drei Hauptracen auf, Neger, Malayen und Chinesen, und wir am Tische repräsentirten die vierte Race der alten Welt, ein Zusammentreffen das sich wohl nicht oft findet.

Durch Gründung der Colonie Singapore hat sich der ruhmwürdige Sir Thomas Stamford Raffles ein beneidenswerthes Denkmal gesetzt, und hohe Blüthe

und der regste Völkerverkehr sind mit unglaublicher Schnelle aus einer glücklichen und fruchtbringenden Idee jenes Staatsmannes emporgewachsen, der sich entschloß die kaum gekannte kleine Insel zu einer britischen Colonie zu machen. Singapore verdankt seiner Lage an einer großen Seehandelsstraße und in der Mitte vieler isolirter Niederlassungen sehr viel, eben so viel aber auch dem Geiste in dem die Colonie verwaltet wird, dem geraden Gegensatz der Grundsätze der Beschränkung und des Monopols, die durch die niederländische Alleinherrschaft in diesen Gewässern bislang überwogen.* Man kann die anspruchlose Geschicklichkeit nicht genug bewundern, welche die Engländer bei dieser Colonisirung gezeigt haben; die Ansiedlung war damals kaum 27 Jahre alt, und besaß eine schöne Hauptstadt mit großen malayischen, chinesischen, hindostanischen Vorstädten; der an sich schlechte Boden ist nach Möglichkeit ausgebeutet, schöne Straßen durchziehen die ganze Insel, die öffentliche Sicherheit ist vollkommen, und der Hafen, vor kurzer Zeit noch ein Schlupfwinkel der Piraten, wimmelt jetzt von

* Mit sicherm Blick in die Zukunft schrieb Raffles im Jahr 1819, dem Jahr der Gründung: „Unser Zweck ist nicht Landbesitz sondern Handel; ein großer Stapelplatz und ein Hebelpunkt, von dem aus wir unsern politischen Einfluß so weit zu erstrecken vermögen als dereinst die Umstände erfordern. Ein Freihafen in diesen Gewässern muß den Erfolg haben den Bann des holländischen Monopols zu lösen, und was Malta im Westen kann Singapore im Osten werden.“

den Kauffahrern aller Nationen, aller Flaggen und aller Formen, denn chinesische Junken und malayische Prau's liegen friedlich neben den solideren Bauwerken der europäischen Völker. Dabei kostet die Colonie dem Mutterlande gar nichts. Alle diese Herrlichkeit verdankt Singapore dem praktischen Sinne seines Gründers und der Engländer überhaupt: während andere Gewalthaber an nichts als Restrictionen denken, haben sie nichts als Erleichterungen im Sinne gehabt; kein Pfennig Eingangs- oder Ausgangszoll oder Hafengebühren, keine Erschwerung der Niederlassung von Chinesen, Malayen, Hindus, eine zusammengelaufene Bevölkerung vor der Einem grauen möchte, die aber durch die einfachen und praktischen Polizeimaaßregeln völlig im Zaum gehalten werden; die englische Polizei, berühmt schon von den Straßen von London her, wirkt Wunder wo sie ihre Macht ausübt, durch die verständige Auffassung daß die Erhaltung der alltäglichen bürgerlichen Ordnung vollkommen so sehr im Interesse aller Einzelnen als in dem des Staates liegt; sie haben eine einfache Liste von Geboten und Verboten, oft drakonisch genug, die aber Jedermann um seines eigenen Vortheils willen gern unterschreibt, und deren Summe ist: „Thue was du willst, lebe wie du willst, aber störe weder die Rechte Anderer noch die öffentliche Ruhe, Sicherheit und Sittlichkeit; gehorche dem Constable, denn wenn du ihm nicht folgen willst, so

hat er die Befugniß dich niederzuschlagen und dich der Behörde zu übergeben wie er kann." Dann sind die Magistrate Leute von Charakter und Ansehen im Bezirk, meist nicht bezahlt, und vor diesen und vor dem Publikum wird die Sache einfach verhandelt, Jeder weiß woran er ist und sieht daß Alles zum öffentlichen Besten dient. Wir fürchten bei dieser Anpreisung des lokalen Selfgovernment den Einwurf nicht, daß wir der Autorität und der politischen Aufsicht zweckwidrige Schranken setzen wollten, denn wir wissen aus Erfahrung daß gerade die Polizei die dem rechtlichen Bürger das Leben sauer macht, die Spitzbuben nicht scheucht und vor der Revolution sich verkriecht.

Obgleich zunächst zur Belebung des Handels wichtig, hat doch Singapore auch einigen Plantagenbau, und besonders verdient die Anpflanzung von Gewürzsträuchen Erwähnung; die Muskatnußanlage des Dr. Orley ist sehr bedeutend, und derselbe Mann, ein eifriger Botaniker, ist an der Entdeckung der Gutta percha betheiligt, welche dem Kautschuk ähnlich aus einem in Singapore und Malacca heimischen Baume gewonnen wird. Schon damals, als das Produkt in Europa kaum gekannt war, verkauften dort die Malayen die bekannten Reitpeitschen und Stöcke, auch Eimer und Gefäße zu unglaublich billigem Preise. Singapore ist auch der Stapelplatz für die Malacca-Rohre, die gewöhnlichen

braunen Rohre die wir zu eleganten Stöcken verwenden; jedes Stück von 3—4 Fuß Länge ist ein Schoß zwischen zwei Knoten des Rohrs, und dort hat man die Auswahl von unzweifelhaft ächten langen Stücken, während bei uns die Fabrikanten die kurzen Stücke zu verwenden wissen, indem sie den einen Knoten abschaben und dann wieder überfirnissen.

Die freundliche Lage, das angenehme und gesunde Klima und der Anblick des Gedeihens und der Regsamkeit machen Singapore zu einem reizenden Orte, und obgleich alles Inselleben leicht ermüdet, ist es doch für einen kurzen Aufenthalt desto anziehender, und überhaupt ist der malayische Archipelagus, wenn er auch in der prachtvollen Entwicklung tropischer Formen von Brasilien und Guiana übertroffen werden mag, das Paradies auf Erden. Mit besonderem Vergnügen verweise ich den Leser auf ein englisches Werk: Trade and travel in the far East by Davidson, eine der anziehendsten Reisebeschreibungen und wohl geeignet die Sehnsucht nach jenem Paradies zu erwecken, wie sie mir wach wird, da ich das Buch welches ich damals an Ort und Stelle gelesen, wieder zur Hand nehme.

Die Ananas von Singapore gilt für die edelste und feinste, und außerdem ist es der Mittelpunkt für eine hochberühmte Frucht, den Mangustin, welcher auf den malayischen Archipelagus und zwischen 8°

nördlich und südlich vom Aequator beschränkt ist. In einer lederartigen dicken braunen Hülle sind 6—8 zu einer runden weißlichen Frucht vereinigte Schnitze, wie die der Orange, aber das Ganze nicht größer als ein Apfel und das Innere wie eine Reine-Claude. Der Geschmack ist reine Süßigkeit, ohne Beigeschmack den selbst der Zucker hat, und insofern läßt es sich wohl rechtfertigen daß es die beste Frucht der Welt sei. Sie ist aber langweilig zu essen, und so kommt man immer wieder auf die Vorzüglichkeit europäischen Obstes zurück. Vortrefflich sind hier und in Java die Orangen, eine kleine Sorte die reif ist während die Schale noch ganz saftgrün erscheint. Auch die chinesische Sorte, glatt und mit loser Schale ist in diesen Gegenden allgemein.

Viele Engländer suchen von Indien aus hier Erholung und Gesundheit, aber nicht minder sagt den asiatischen Völkerstämmen das Leben an einem Orte zu, wo ihrem Treiben wenig in den Weg gelegt wird, wenn sie nur Ordnung halten, und diese ist vortrefflich; selbst die Chinesen und die zu Mord und Todtschlag stets fertigen Malayen werden durch die Peons oder eingebornen Polizeidiener gezügelt. Religionsfreiheit herrscht ohnehin; neben einem sehr niedlichen chinesischen Götzentempel, deren es viele auf der Insel gibt, steht eine Moschee und ein Hindutempel mit hoher Pagode. In die Moschee wollte man uns ohne Abnahme der Schuhe keinen

Eintritt gestatten, und an dem Hinduheiligthume ging ich, Größeres in Indien erwartend, gleichgültig vorüber.

Zur Beförderung von Post und Reisenden nach Batavia war inzwischen das Dampfschiff Koningen der Nederlanden angekommen, und am Mittag des 8. Juni gingen wir, nachdem Nebel und starker Regen uns einige Stunden aufgehalten, in See. Wir sahen fortwährend Land, des Abends landeten wir vor Rhio, der Hauptstadt der niederländischen Insel Bintang, feuerten eine nervenerschütternde Menge Schüsse aus unsern Sechspfündern, aber mußten doch bis zum nächsten Morgen auf Verbindung mit dem Lande warten. Am 9. passirten wir die Linie, für mich das drittemal; am 10. Abends näherten wir uns der Straße von Banca, und vor der Stadt Muntok abermals Kanoniren und Aufenthalt. Den ganzen folgenden Tag segelten wir, langsam genug, durch die Straße von Banca, links die hohen Piks dieser zinnreichen Insel, rechts die flachen bewaldeten Ufer von Sumatra;* die hohen Gebirge letzterer Insel liegen westwärts und sollen auf jener Seite einen majestätischen Anblick von der See aus gewähren. Bis hierher war unsere Fahrt vollkommen so bequem wie eine Stromfahrt, so daß wir auf Deck essen und unsere Luken offen halten konnten. Als wir die Straße von Banca, in der eine heftige

* Sumātra, ebenso Celēbes, dagegen Bornĕo.

Strömung uns entgegen war, endlich verließen, kamen wir in offene See und schaukelten ein wenig, sonst bewahrt aber auch hier die Aequatorialgegend ihren Charakter der Windstillen, eine ominöse Eigenschaft gerade in den malayischen Meeren, wo sie den Angriffen der berüchtigten Piraten die günstigste Gelegenheit gibt; diese nämlich pflegen den Zeitpunkt völliger Windstille abzuwarten, und dann das Schiff das ihr Opfer werden soll mit Ruderbooten zu umzingeln. Dampfschiffe sind die einzige und beste Waffe gegen dieses Raubgesindel.

Das Leben an Bord war angenehm, und das Essen gut; besonders behagte mir die holländische, der unsern gleiche Weise Gemüse zu bereiten, nachdem ich so lange die in kochendem Wasser nur abgebrühten englischen Futtergräser hatte verzehren müssen. Ich nahm vom englischen Wesen nun auf einige Zeit Abschied, und zwei Engländer die unter den Passagieren waren, fanden sich ganz vereinzelt, so daß ich, der am wenigsten Unenglische an Bord, ihre Hauptgesellschaft war. In der That sind die niederländischen Colonien nebst den kaum nennenswerthen französischen Ansiedlungen die einzigen, wo statt des Englischen die französische Sprache allgemein geläufig ist; mit ersterer Sprache kann man die Welt umsegeln und überall sich forthelfen, während man ohne diese nur schwer und auf den gebahntesten Wegen sein Fortkommen finden würde, und jedenfalls auf Bekanntschaft

mit Land und Leuten fast überall verzichten müßte. Der Holländer, schon durch die geringe Verbreitung seines Idioms auf Sprachkunde angewiesen, spricht geläufig französisch, zugleich aber englisch so gut und frei von Accent wie keine andere Nation, namentlich auch der Deutsche nicht. Der Engländer, der durch die allgemeine Kenntniß seiner Muttersprache verwöhnt ist, und ohnehin nie es sich einfallen läßt sich in fremde Sitten zu fügen, ist denn im malayischen Meer völlig so rathlos wie auf unserm Rhein.

Nachdem wir die Strecke von kaum 500 Seemeilen in 4½ Tagen zurückgelegt, gingen wir am 13. Morgens vor Batavia vor Anker. Einen langen Kanal hinauf, der die offene Rhede mit dem Landungsplatz verbindet, erreicht man zuerst die eigentliche Stadt, nur Geschäftshäuser und Waarenlager der europäischen Kaufleute, sowie die Wohnungen von Malayen und Chinesen enthaltend. Diese alte Stadt ist es, der Batavia den furchtbaren Ruf das Grab der Europäer zu sein in so hohem und jetzt ungerechtem Maaße verdankt; allerdings gab es Zeiten um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo Jahr aus Jahr ein an 50,000 Menschen dem bösen Klima und der sumpfigen Lage zum Opfer fielen, aber nicht nur ist diese große Sterblichkeit längst überwunden, sondern es bringt auch kein Europäer auch nur eine Nacht in der alten Stadt zu, welche namentlich während

der Ueberschwemmungen der Regenzeit immer ungesund bleibt; eine kurze Fahrt von kaum einer halben Stunde bringt den Geschäftsmann Abends in die reizend gelegene europäische Stadt, eine Ansiedlung die ohne Widerrede die zweckmäßigste und schönste Niederlassung von Europäern in der heißen Zone ist. Es ist Demerara im verschönerten Grade, jedes Haus steht für sich in der Mitte von Bäumen und Anlagen, ist mit einer breiten Verandah umgeben und besitzt nach der Straße zu einen zierlichen Blumengarten; so reiht sich Wohnung an Wohnung an breiten schattigen und wohl chaussirten Straßen, in deren Mitte die Kanäle zwar eine dem Nichtholländer stets auffallende Zugabe bilden, aber so wenig als in dem ebenfalls ursprünglich holländischen Demerara unangenehm oder ungesund werden. In solcher Lage befand sich auch das Hôtel de Provence, ein wahres Dorf, in dessen zahlreichen Nebengebäuden die Gäste ländlich und kühl wohnten, während man zugleich an der Hauptstraße und im Mittelpunkt alles Lebens sich befand.

Hier traf ich verabredeter Maaßen den Herrn Eugène Delessert, einen jungen Franzosen aus der bekannten namhaften Familie, der wie ich die Welt zu seinem Vergnügen durchreiste. So wie ich aus Südamerika nach Canton gelangt war, kam er aus Neuseeland dort an, nachdem er Südamerika und alle australischen

Colonien durchstreift hatte; wir schlossen schnell Bekanntschaft, und als er mir voraus nach Batavia abreiste verabredeten wir eine gemeinschaftliche Reise ins Innere von Java, zu der ich nun ihn abzuholen kam. Das große und seltene Gut eines angenehmen Reisegefährten wurde mir in ihm in vollem Maaße zu Theil: völlig unabhängig von einander, und so verschiedener Natur als Deutscher und Franzose nur sein können, vertrugen wir uns um so besser, und seine unendliche Reiseerfahrung, seine Energie und Tüchtigkeit, verbunden mit Biederkeit des Charakters und rücksichtsvollem Wohlwollen sind mir in bleibender angenehmster Erinnerung. Da Delessert mich schon lange erwartete, und auch mir die Abwechslung einer Streiferei im Innern weit lockender war als das Leben in der europäisirten Hauptstadt, so dachten wir alsbald an die Abreise; eine Erlaubniß zur Reise, namentlich in die Mediatbezirke der javanischen Häuptlinge wurde nicht ohne Mühe und mit vielen Bücklingen ausgewirkt, und so waren wir schon am 17. reisefertig.

Mit all der Hast und ungemüthlichen Eile der selbst der erfahrene Reisende so oft ausgesetzt ist, verließen wir früh Morgens den Gasthof, fuhren durch die Stadt, auf der ein ungesunder Nebel lag, der See zu und befanden uns bald am Anfang des breiten Kanals der nach der Rhede führt. Dort fanden wir bereits die

Mehrzahl der Passagiere versammelt, die Zeit für die Abfahrt war gekommen, aber nach einem servilen Gebrauch wartete man noch auf einen großen Mann, den die Anwesenden mit tief abgezogenem Hute begrüßten, während er selbst nicht einmal an den seinigen zu greifen geruhte, wenn einer der Bewunderer demuthsvoll herantrat. Nun hatte der große Mann Pferde und Wagen mit sich, Alles das mußte an Bord geschafft werden, und als wir statt um 6 um 9 Uhr segelfertig waren, mußten wir noch froh sein. Das Dampfschiff, dieselbe Koningen der Nederlanden, ein kleines, unbequemes und langsames Fahrzeug, hatte Kajüten für 12 Personen, wir aber waren 33, darunter einige Damen, außerdem aber eine große Anzahl malayischer Bedienten, Deckpassagiere, Pferde, Rinder, Schafe, Hunde; die Damen hatten natürlich Canarienvögel, Schooßhunde, Kinder, Papageien und andre Kurzweil bei sich, und das Schiff war die wahre Arche Noäh, der zu Ehren sich denn auch alsbald eine Sündfluth, wie sie nur aus dem tropischen Himmel herabgießt, einstellte. Es ging uns armen Obdachlosen schlecht auf dieser zweitägigen Fahrt, und ich war noch vor Vielen glücklich eine Stelle unter Deck zu finden, wo ich das Privilegium hatte in meinen Mantel und mein bischen Philosophie gehüllt wenigstens die Nacht zu schlafen.

Am dritten Morgen lag die prachtvolle Umgebung

von Samárang vor uns; mehrere majestätische Berggipfel zieren hier die Küste, welche am ersten Tage flach und prosaisch erschienen war; drei Piks von augenscheinlich vulkanischer Natur erheben sich aus der Ebene in welcher Samarang liegt. Auch hier landet man am Ende eines langen Kanals; kleine Kähne aus Baumstämmen brachten uns, an Prau's mit ihren ungeheuern Segeln und hohen Hintertheilen vorüber, ans Land. Wir erreichten bald den Gasthof, wo wir bei guter Verpflegung und einigen angenehmen Bekanntschaften, die Delessert mit französischer Gewandtheit anzuknüpfen wußte, die erlittenen Mühsale schnell vergaßen und sie als unterhaltende Abenteuer in unserm Gedächtniß gleich so manchen früheren aufbewahrten. Der Aufenthalt an diesem an sich wenig interessanten Orte verlängerte sich jedoch zu einer Woche; theils lag dies an den Vorbereitungen zur Reise ins Innere, da wir einen Wagen kaufen und in Stand setzen lassen mußten, überdies aber konnten wir keine Postpferde bekommen, da größere Leute als wir alle Relais in Beschlag genommen hatten; Java wimmelt von kleinen Größen, und der gute Seume, wenn ihn anders sein vortreffliches Stiefelpaar so weit getragen hätte, wäre in diesem Lande der Privilegien verzweifelt.

Samarang war uns als sehr heiß angekündigt, doch hatte ich in meinem Zimmer selten über 23 bis 24° R.,

und der Temperaturwechsel zwischen Tag und Nacht war, ohne Zweifel wegen der nahen Gebirge, bedeutend größer als in Westindien, auch hat die Stadt einen besseren Ruf als Batavia und die Europäer scheuen sich nicht in der Niederung zu leben, obgleich Sumpfgesträuch im halbsalzigen Wasser, wo die Ausdünstung immer am verderblichsten ist, die Küste umkränzt. Samarang ist die dritte Stadt der Insel, hat einige Schiffsahrt und eine zahlreiche europäische Gesellschaft, sogar ein Theater, dessen größte Merkwürdigkeit eine solche tropische Luftigkeit war, daß die Fledermäuse dutzendweis über den Frisuren der Damen herumschwirrten, ohne jedoch die abergläubischen Schrecken unserer Schönen in Deutschland rege zu machen. Die Stadt hat nichts Schönes, keine bedeutenden öffentlichen Gebäude, aber eine gewaltig geschmacklose Kirche mit riesenhafter Kuppel. Sehr niedlich sind die Umgebungen; wie in Batavia liegen die europäischen Landhäuser an langen beschatteten Avenuen, jedes Haus im Hintergrund eines Grasplatzes oder Gartens; aber während in der Hauptstadt Haus für Haus Reichthum und Geschmack verräth, sieht man hier viele geringe Gebäude und die elenden Hütten der Eingebornen, die immer dutzendweis zusammenstehend eine Art Dorf bilden; einige sind aus solidem Material mit seltsamen hohen Ziegeldächern, andre bestehen nur aus Matten und Stroh. Eine große chinesische Vorstadt mit

Thoren im nationellen Geschmack versehen, ist sehenswerth; die Chinesen sind auf Java sehr zahlreich und überall verbreitet, und ihre Emsigkeit und Anstelligkeit macht sie zu sehr nützlichen Leuten; sie sind meist Handwerker, aber auch Wucherer und Pfandleiher — die wahren Juden dieser Länder, denen sie auch durch ihre nationale Abgeschlossenheit, ihr zähes Festhalten an der alten Sitte, und durch Gleichgültigkeit gegen schlechte Behandlung, wenn nur Vortheil daraus erwächst, ähneln. Sehr unjüdisch dagegen ist ihre Eigenschaft als Schweinemetzger, ein Geschäft zu dem der mahommedanische Javane sich nicht hergibt. Ihren Zopf und ihre Tracht behalten sie bei, doch legen sie sich hier wie in Singapore einen Strohhut zu. Von Pferden, für die sich in China selbst kein Futter erübrigen läßt, scheinen sie große Liebhaber, denn man sieht sie sehr häufig hoch zu Roß in der ganzen Abenteuerlichkeit ihrer Landestracht. Sie werden nicht nur scheel angesehen weil sie ihre Reichthümer stets wieder außer Land ziehen, sondern von den Javanen, die sie aussaugen wie die Schacherjuden unsre deutschen Bauern, nicht selten darum ermordet. Auf Banca, wo sie als Arbeiter bei den Zinnbergwerken die ungeheure Mehrzahl bilden, hatten sie im Jahre 1823 eine Verschwörung angestiftet alle Europäer zu ermorden. Ihre Muthlosigkeit als sie entdeckt wurde, dient dem Vorwurf der Feigheit der sie allgemein trifft, zur Bestätigung.

Eine große Eigenthümlichkeit Java's bilden die zahlreichen Wachthäuser, welche man an den Hauptzugängen alle hundert Schritte antrifft; einige enthalten fortwährend einen Posten einheimischer Bewehrter, andere sind nur bei Nacht besetzt. Doch würde man Unrecht thun hieraus auf besondre Unsicherheit oder wilde Natur der eigentlichen Javanen zu schließen; vielmehr ist derselbe von seinen malayischen Stammgenossen durch Zahmheit und Sanftmuth unterschieden. So kommt auch das berüchtigte A muck-Laufen der Malayen auf Java kaum ein- oder zweimal des Jahres vor, aber die Sache ist außer Zweifel und wurde mir von glaubwürdigen Leuten folgendermaaßen erzählt: Ein Malaye der sich für eine erlittene Unbill rächen will, versetzt sich durch berauschende Getränke oder Opium in einen Zustand der Wuth, und stürzt dann unter jenem Rufe: »a muck, a muck!« den Dolch in der Hand und mit herabhängendem Haar ins Freie, um Jeden niederzustoßen der ihm begegnet. * Jedermann hat das Recht ein so gemeingefährliches

* Daß der malayische Charakter solcher Hallucinationen sehr fähig ist, zeigte ein Vorfall der in Batavia unter meinen Augen geschah. Bei einem Diner waren unsere Bedienten über den Wein gerathen, und ein Bursche von 10—12 Jahren stürzte plötzlich athemlos und verstört einher, mit dem Geschrei, es seien wohl 30,000 Feinde und Mörder hinter ihm, und geberdete sich nicht nur wie ein Betrunkener der er war, sondern wie ein Rasender, und war nicht zu beruhigen bis er ermattet einschlief.

Subjekt zu tödten, und die Polizeistationen bewahren große Gabeln wie unsere Heugabeln, ohne Spitzen aber innen mit Widerhaken versehen, und mit diesen wird der Rasende am Arm, am Bein, am Halse festgehalten und meist niedergemacht. Da die Widerhaken dieser Polizeigabeln kurz und stumpf sind und keine gefährlichen, wohl aber schmerzhafte Wunden hervorbringen und deßhalb zum Festhalten vortrefflich sind, so bedient man sich ihrer auch allgemein zur Jagd auf gewöhnliche Spitzbuben und Ausreißer; eine Abart ist von Holz, mit Dornzweigen umwickelt, noch sinnreicher und praktischer.

Am 28. endlich brachen wir von Samarang auf; unser Wagen, ein merkwürdiges altes Gebäude das schon Herrn von Lagrenée, dem französischen Gesandten in China zu einer Tour durch die Insel gedient hatte, war eine Art char à banc, und fähig eine Unzahl Menschen zu fassen; dasmal zogen wir mit 11 Köpfen und 6 Pferden aus, eine abenteuerliche Art zu reisen! Außer uns beiden und zwei Bekannten die uns auf eine Strecke das Geleite gaben, hatten wir drei Bediente, den Kutscher, einen Postillon für die Vorderpferde und zwei Läufer; diese stehen mit großen Peitschen bewaffnet hinten auf dem Wagen, um bei jedem Anlaß die Pferde entweder am Zügel zu führen, oder neben ihnen her laufend sie mit unmäßigem Geklatsch anzutreiben. Die Pferdchen laufen ungemein rasch, zehn, zwölf, vierzehn

englische Meilen und selbst mehr die Stunde, aber sie ziehen so wenig kräftig, daß die Läufer auf jeder Station die Räder erst durch Eingreifen in die Speichen in Umlauf bringen müssen. Weit weniger rasch ging es auf den bergigen Wegen welche wir vor uns hatten, und an jeder steilen Strecke werden, bereits im Voraus bestellt, ein paar Büffel, ungeheure Thiere von elephantenähnlicher Gestalt und Schwere an einem langen Seil vorgespannt, welche dann den Wagen mit Leichtigkeit, aber langsam hinaufziehen. Auf jeder Station werden neue Pferde mit größter Schnelligkeit vorgelegt, man hält währenddem mit dem Wagen unter einem freien Schoppen, der die ganze Breite des Wegs bedeckt und während der Tageshitze ein sehr erwünschtes Obdach bietet. Dieselben Posteinrichtungen und dieselben vortrefflichen Straßen findet man auf der ganzen Insel, und die Einrichtung wäre sehr preiswürdig, wenn nicht die Erlaubniß dieselbe für gutes Geld zu benutzen, wie fast Alles in Java von Gunst und Bücklingen abhinge.

Gleich hinter Samarang ist die Steigung bedeutend, und man gewinnt bald einen herrlichen Blick über Schluchten und Hügel hinweg auf die Stadt und das Meer; Reisfelder und wohlbebautes Land begleiteten uns auf dem ganzen Wege, und jene konnte ich als das Abbild unserer deutschen Getreidefelder, deren Anblick ich nun schon seit zwei Jahren entbehrte, nicht ohne Rührung

betrachten. So hat man Beispiele, daß Europäer welche auf den Höhen der Andes nach langem Verweilen in den Tropen wieder Getreidefelder sahen, in Thränen ausgebrochen sind.

Die Gastfreundschaft Java's übertrifft wo möglich noch die von Amerika; wenn man auf der Landstraße reist bedarf es nur geringer Bekanntschaft, um mit offenen Armen aufgenommen zu werden. Auf einer Pflanzung nahmen wir auf gut holländisch ein Glas Madeira mit einem bittern Saft gewürzt, eines jener vermeintlich magenstärkenden Mittel die denselben auf die Dauer gründlich ruiniren; an der nächsten Haltestelle erwartete uns ein vortreffliches Frühstück, und wir konnten uns kaum von unserem liebenswürdigen Wirth losmachen um unsere kleine Tagereise zu vollenden. So kamen wir bei guter Zeit nach Salatiga, einem niedlichen Städtchen; die Wohnungen der Europäer bilden eine lange Straße, wie in Batavia und Samarang jedes Haus im Grünen. Ein freundliches, ländlich aussehendes Wirthshaus nahm uns auf; die Lage ist prachtvoll. Im Vordergrund Alles grün und herrliche Bäume, hinten die kolossalen Berge vulkanischer Struktur. Der Ort liegt 1500 Fuß über dem Meere, und bei 20° R. suchten wir verwöhnten Leute die warmen Röcke hervor und deckten uns im Bett sorgfältig zu.

Hier machten wir die Bekanntschaft eines sehr

liebenswürdigen jungen Pflanzers, der uns mit zwangloser Freundlichkeit zu einem Aufenthalt auf seiner Kaffeepflanzung Ploembang einlud; gleich den nächsten Morgen gingen wir dahin ab, und fanden abermals eine paradiesische Lage Angesichts der zwei mächtigen Kegelberge Merbabu und Merapi, deren letzterer ein noch thätiger Vulkan ist und fortwährend Rauchwolken ausstieß; Felder, Kaffeegehölze und Wäldchen von Cocospalmen sind in der reizendsten Mannichfaltigkeit auf dem hügeligen Boden vertheilt; die Dörfer von Bambusgeflechten leicht erbaut, verschwinden fast zwischen Bäumen und Gebüschen, hinter denen der Javane seine Wohnung zu verstecken liebt. Unser Freund d'Abo, Sohn eines holländischen Generals, wohnte in einem einfachen, leicht aus Holz und Bambus gezimmerten Landhause als Pflanzer, und beherbergte uns fast eine Woche lang in seinem friedlichen und ländlichen Haushalt. Unser großer Zweck war Jagd, und hierzu bot die an wilden Schweinen überreiche Gegend alle Gelegenheit. Wir zogen mit 20 bis 30 lanzenbewaffneten Javanen und einer Koppel Hunde oftmals aus; in den Reisfeldern und Dickichten wurden Treiben angestellt und mancher Eber kam zu Schuß; freilich wurde, da wir mit Paßkugeln schossen, tüchtig gepudelt. Gleich der erste Abend jedoch bot eine schöne Jagdscene: eine mehrfach verwundete Sau wurde von unsern wackern

Hunden scharf gehetzt; wir folgten in der Hoffnung auf baldigen Sieg der letzteren, und nach einem tollen Rennen durch Dick und Dünn, Wald und Feld, gab das emsige Gebell der Meute uns kund daß der Eber gefällt sei. In einem Bach, wenige Fuß tief, zausten sich die kleinen aber unermüdlichen Kläffer mit ihrem Feinde herum; einige waren schwer verwundet, aber sie hielten ihn am Hals, an den Ohren und an den Lippen fest und hatten ihn fast ersäuft, ehe wir hinzukamen und den schönen dreijährigen Keiler mit der Lanze erlegten. Es fand sich daß der eine Schuß ihm das ganze Vordergelenk des einen Laufs weggerissen hatte; dennoch war er noch über eine Stunde gerannt, ehe die Hunde seiner habhaft wurden. Für die Sauen ist Java mit seinen feuchten Reisfeldern, und dabei an Dickichten reich, die unvergleichlichste Hege, und wir haben sie am Abend zu Hunderten, selbst von der Landstraße aus unserm Wagen gesehen. Im Allgemeinen ist das javanische Wildschwein, obgleich mit dem unsrigen wohl identisch, nicht so groß und wild, doch versicherte mich ein alter Jäger, daß er mit einer alten Sau auf freiem Felde wo kein Baum vorhanden, hinter den man ausweichen könne, nichts zu schaffen haben wolle. Diesen Jagdstrapazen konnte man bei der hohen kühlen Lage von Ploembang den ganzen Tag hindurch obliegen, und man fühlt sich wahrhaft verjüngt, wenn man sich aller

europäischen Regsamkeit wieder einmal hingeben kann, ohne gleich an Fieber und Sonnenstich denken zu müssen.

Bei diesen Jagden sah ich denn auch viel von der Bebauung des Landes, da die sumpfigen Reisfelder so recht für die Sauen gemacht sind. Der große Reichthum an Wasser begünstigt die Bewässerung der in Terrassen künstlich angelegten Beete. Zur Bebauung dienen jene Büffel oder Carbouwen, ein friedliches Thier, so formidabel es aussieht. Ihr größtes Glück ist im Wasser zu liegen; oft sieht man nur die Schnauze herausragen, und es nimmt sich seltsam aus wenn der Hirt, auf einem der Thiere stehend, seine Heerde im Wasser hütet.

Eine erfolgreiche Tigerjagd war mir in Java nicht beschieden, wohl zu meinem Heil, da ich als kurzsichtiger Schütz vielleicht schlimm gefahren wäre; der javanische Weidmann sucht den Tiger zu Fuß im Dickicht auf, und bedarf nicht nur eines unerschütterlichen Muthes sondern auch eines scharfen und sichern Blickes; der Tiger oder der Jäger ist verloren, und die Tigerjagd auf Elephanten, wie ich sie in Nordindien mitgemacht, ist dagegen Kinderspiel; doch gibt es in der Präsidentschaft Bombay ebenfalls kühne Jäger die zu Fuß auf diese Jagd ausziehen. Noch gefährlicher ist nach allgemeinem Urtheil die Jagd auf wilde Büffel in Java, und dieses bösartige Thier bewacht selbst den Jäger der sich

auf einen Baum geflüchtet mit unablässiger Aufmerksamkeit, und sucht auch den Baum umzurennen. Nicht minder ist das Rhinoceros ein Ziel des Ehrgeizes des javanischen Jägers; in dem tiefen Dickicht kann man ihm nur auf den Pfaden beikommen die sich das mächtige Thier selbst gebrochen hat, und die Begegnung auf diesen bringt den Jäger in Gefahr wie ein schwaches Rohr niedergetreten zu werden. Elephanten hat Java nicht, wohl aber Sumatra und das kleinere Ceylon. Vom Panther hat man unter Anderm die schwarze Varietät, romanhaften Angedenkens; ein solches Thier sah ich im Käfig und zwar sehr zahm und zutraulich, wie denn überhaupt schwarze Abarten bei vielen Thieren schwächer und sanfter zu sein pflegen; auf dem dunkeln Fell waren die Pantherflecken doch noch sichtbar. Ich erwähne bei diesem Anlaß eines merkwürdigen Thiers, das ich, obgleich es in Java fremd ist, dort gezähmt sah, einen Orang-Outang; das Thier hatte die Größe eines 6—8jährigen Kindes, das Innere der Arme war unbehaart, und seine langsamen Bewegungen wie die Abwesenheit der eigentlichen muthwilligen Affenbosheit rücken dieses Thier noch näher in der Ordnung der Geschöpfe an den Menschen hinan.

Eine sehr ergötzliche Jagd war die auf die fliegenden Hunde, Kalong's, welche sehr häufig sind und jeden Abend mit Sonnenuntergang in großen Zügen

vorbeiflogen. Dieses Thier, den Fledermäusen sehr ähnlich, lebt nur von Früchten und wird deßhalb eben so schädlich, als jene durch Vertilgung von Insekten nützlich. Ihr Flug ist schwer und in gerader Richtung, und in einiger Entfernung möchte man sie für Raben halten; wenn auch nur ein Schrot durch die häutigen Flügel drang, stürzten sie, sich mit einem schrillen Weheruf in ihre Flügel hüllend, herab, bissen aber dann noch tüchtig um sich; die spitze Schnauze und das ganze Gesicht gleicht dem Fuchs, doch sind sie ungleich kleiner; die Flügelbreite aber betrug bei einigen volle 5½ Fuß; nachdem wir sie einigemal beschossen, zogen sie die nächsten Abende so hoch in der Luft, daß sie nicht zu erreichen waren. Später habe ich sie einmal an ihrem Ruheplatz beschlichen, wo sie an einigen alten hohen Bäumen die auf freiem Felde eine Gruppe bildeten, hundertweis in den Aesten hingen; beim ersten Schuß erhoben sie sich wie eine schwarze Wolke mit Geschrei und lautem Flügelschlag und waren bald verschwunden, während einige trotzig in den Aesten hängen blieben. Von ihrem Fleisch, das man bei der Lebensart des Thieres ohne Ekel essen kann, versäumten wir nicht zu kosten, da es dem Hasen verglichen wird; doch ist es etwas trocken. Endlich glückte uns auf einer unserer Jagdpartien auch der Fang einer ganzen Familie von Schuppenthieren; dieses seltsame Geschöpf wohnt in Erdhöhlen, zwei Männer waren nicht

im Stande es an dem starken, breiten beschuppten Schwanze herauszuziehen, und wir mußten es ausgraben; es war ein Männchen, $2\frac{1}{2}$ Fuß lang, das kleinere Weibchen nebst einem Jungen fand sich im Grunde der Höhle. Ihre Füße sind mit starken Krallen zum Graben bewaffnet, sie sind aber wehrlos und rollen sich beim Angriff in eine Kugel zusammen, der selbst die Hunde nichts anhaben konnten. Die Thiere wurden schlecht verwahrt und entkamen; eines derselben fanden wir auf einem Baume wieder, wo es sich fest angeklammert hatte.

Eine Sonderbarkeit kam noch in Ploembang unter meine Augen: beim Durchstreifen der Umgegend fanden wir mehrmals zurückgelassene Spuren einer Zibethkatze, welche von Kaffeebeeren lebt, jedoch nur den fleischigen Theil verdaut, während die Bohnen wieder abgehen und in ihrem Mist in Menge vorhanden sind. Da nun dieses Thier stets nur die reifsten und vollkommensten Beeren frißt, so pflegt man die gedachten Abgänge zu sammeln und die Bohnen als den köstlichsten auserlesenen Kaffee zu benutzen. So versicherte man mich, und zwar in einer Weise die keinem Zweifel Raum ließ, und jene inhaltreichen Abgänge wenigstens habe ich selbst gesehen.

Was man im tropischen Amerika, soweit ich es gesehen, so ganz vermißt, den behaglichen und raffinirten Genuß des Klima's und der Natur, das findet man in vollem Maaße auf den Pflanzungen Java's, und so

unleidlich Zwang, Steifheit und die Ertragung büreaukratischer Arroganz den Aufenthalt in den größeren Orten machen, so sehr entschädigt man sich auf dem Lande, und findet in dem Pflanzer überhaupt einen ganz andern Menschen, der überdies die Gefühle des Fremden theilt und sich nur mit Scheu und Mißbehagen in jene Kreise ziehen läßt, die er aus Rücksichten der eignen Existenz nicht ganz vermeiden darf. Die Gastfreundschaft in Ploembang in dem unansehnlichen Bambushäuschen war der reizendsten Art, und nebst liebenswürdigem Umgang und interessanten Ausflügen genossen wir auch einer recht behaglichen Pflege: die Küche auf Java sagt dem Deutschen sehr zu, und schon der Ueberfluß an europäischem Gemüse und besonders an vortrefflichen Kartoffeln, die in den höheren Landstrichen gedeihen, ist für den nordischen Magen eine Wohlthat, und läßt es als eine geringe Entbehrung erscheinen, wenn auf den entlegenen Pflanzungen das Brod nur zum Dessert mit Butter aufgetragen wird. Der Theetopf steht in Java den ganzen Tag auf dem Tisch, und man lernt dieses specifische Mittel gegen Uebermüdung und Erhitzung bald sehr hoch schätzen. Auf gut javanisch machten wir es uns auch mit der Kleidung sehr bequem, indem wir leichte baumwollene Beinkleider mit einem offenen Hemd darüber, und Schuhe ohne Strümpfe trugen, dabei die schönen Bäder in der Nähe unablässig benutzten. Mit Murren

sucht man dann in den Städten und Städtchen wieder nicht nur den schwarzen Frack, sondern selbst den schwarzen Ueberrock hervor. Das höchste Raffinement aber war uns beschieden, als eines Abends nach einem heißen Jagdtag d'Abo einige Musiker mit dem nationellen Gamelan in der Vorhalle aufstellte, um uns förmlich in den Schlaf zu lullen. Der Reiz der sanften glockenähnlichen Töne, welche einer Art Harmonika aus Metallplatten, auch aus Bambusstücken entlockt werden, ist sehr lieblich, und bei denselben einzuschlafen ein oft gesuchter Genuß.

Ein schönes von alten Bäumen beschattetes heiliges Bad, Sint Joyo besuchten wir ebenfalls; der Javane zollt diesem Bad Verehrung, und unfruchtbare Ehepaare baden darin. Ueberhaupt liebt der Javane das Bad, wie alle Völker der heißen Zone, und selbst Frauen nach ihrer Entbindung gehen sofort ins Wasser und schnüren sich ein Tuch um den Leib, das sie am einen Ende an einen Baum befestigt haben, und wiederholen das mehrere Tage. Mir ist jenes Bad merkwürdig wegen der Fahrt dahin, da ich auf derselben die Erfahrung machte daß Freund Delessert ein eben so geschickter als leider verwegener Wagenlenker war; es ging mit unserm zweirädrigen Wägelchen oder „Bandy", das mit zwei Pferden bespannt war, steil bergab, und da die schwachen Pferdchen im Aufhalten nicht geschickt waren, behauptete er es sei zu gefährlich im Schritt zu fahren, und ließ

ihnen die Zügel zu einer so tollen Carrière schießen, daß wir wirklich nur durch ein Wunder lebendig unten ankamen; auf der Rückfahrt hatte er dann die Gewogenheit uns wenigstens sänftiglich umzuwerfen. Seine Geschicklichkeit als Reiter und Schütze hatte ich in diesen Tagen ebenfalls zu bewundern Gelegenheit, als er von einem fremden Pferde herab eine Rabe mit der Kugel erlegte.

Bis zum 3. Juli dauerte unser Aufenthalt auf dem Lande, während dessen wir manche schöne Jagd machten, viele angenehme Bekanntschaften anknüpften und uns trefflich unterhielten. Damals erschienen uns die Besuche bei den Häuptlingen einiger Dörfer höchst interessant; doch verschwanden diese Eindrücke bald, als wir wenige Tage darauf den Mittelpunkt altjavanischer Herrschaft besuchen und bewundern konnten; erzählen will ich nur daß einer jener Trefflichen uns, als wir auf der Jagd an seinem Wohnsitze vorbeizogen, mit höchst willkommener Gastfreiheit bewirthet hat. Wir hatten uns sehr ermüdet und erhitzt in einer zum Schutz des Kaffee's im Felde errichteten Hütte niedergelassen, als sofort seine Diener mit frischen Cocosnüssen, Klapper auf holländisch, erschienen, deren kühlender Saft oder Milch uns gerade gelegen kam. Später sandte der Häuptling Obst, Kaffee, Backwerk, und erschien selbst, sich ehrerbietig vor uns auf einer Matte niederlassend, während man für

uns Stühle herbeibrachte; die Etikette ist streng, und die Regierung hält aus verständiger Politik auf genaue Aufrechterhaltung der Ehrenrechte, welche der Javane dem Europäer zu zollen einmal gewohnt ist.

Wir verließen Ploembang Mittags den 3., begleitet von d'Abo, der sich willig finden ließ in unserm geräumigen Wagen bis Solo einen Platz einzunehmen; ein hübscher Weg der sich allmälig bis in die Ebene senkt, brachte uns dorthin ohne besondere Begegnisse, ausgenommen einen Zug Spitzbuben, welche von Polizei und Lanzenträgern escortirt kläglich einherschritten: einige gingen zu Fuß mit hölzernen Handfesseln in chinesischer Manier, andere wurden in erschrecklich kleinen sargähnlichen Sänften getragen, einer endlich war krumm geschlossen in ein Tuch gepackt, welches zwei Männer an einem Bambus auf der Schulter trugen. Prachtvolle Alleen von alten Bäumen, leider durch die Zeit und prosaische Menschen arg gelichtet, verkündeten die Nähe eines bedeutenden Ortes; am Wege zeigte sich das Landhaus eines javanischen Prinzen, vor dessen Fronte eine Reihe alter javanischer Götzenbilder, mit greller Geschmacklosigkeit angepinselt, unsere Verwunderung erregte. Gegen Sonnenuntergang kamen wir in dem europäischen Theil Solo's vor einem bescheidenen „Heeren-Logement" oder Wirthshaus an, und wenig ließen wir uns von den Herrlichkeiten des Orts träumen, die uns in den

nächsten Tagen mit fast überwältigendem Interesse heimsuchen sollten.

Solo ist die Hauptstadt des Kaiserthums Solo oder Suracarta, welches ebenso wie das benachbarte und verwandte Sultanat Djocjocarta (meist Djocja oder Yugya genannt) dem Namen nach unabhängig, aber von allen Seiten durch direkten und indirekten holländischen Einfluß eingeengt, seine Existenz behauptet. Während der niederländische Resident anscheinend nur neben dem Herrn des Landes steht, unterhält der Susuhunan, das ist sein, unrichtig mit Kaiser übersetzter, Titel, hier einen zahlreichen und glänzenden Hof, und in dessen Bereich zu gelangen war für uns natürlich ein Gegenstand des höchsten Interesses. Außer bei den großen Festlichkeiten welche in jene Zeit fielen, sahen wir ihn zweimal, einmal als wir ihm in seinem Kraton oder Palaste vorgestellt wurden; dieses vielfach ummauerte, im Ganzen wohl von 30,000 Menschen erfüllte Gebäude ist vielmehr ein Dorf, in welchem die zahlreichen Prinzen des Hauses sammt ihrem Hofstaat und ihrem Anhange sich niedergelassen haben. Die Wanderung durch dieses nichts weniger als palastähnliche Labyrinth von Höfen, Gängen und Bambushütten ist nicht sehr lohnend, und Pracht der Gebäude muß man an einem rein tropischen Hofe, sei derselbe auch in seiner Weise glänzend, nicht suchen, da dort die solid geschlossene Wohnung nordischer Art

kein Bedürfniß ist. Interessant ist ein Thurmbau, von dem aus man den umfangreichen Kraton mit seinen fünf Ringmauern und dem Gewirr seiner Gebäude, sowie die ganze fruchtbare mit Cocoshainen gezierte Ebene Solo's übersieht, und diesen gestattete man uns aus besonderer Gunst an dem Tage der zu unsrer Audienz bestimmt war, zu besteigen. In diesem Gebäu welches manche Spuren europäischer Civilisation trägt, und namentlich eine Menge Bilder von Napoleon enthält, befand sich eine Anzahl javanischer Hofleute zu unserem Empfang, Alle in Gala, d. h. mit nacktem Oberkörper, im Gürtel prachtvolle Waffen; zur Erquickung nach dem mühseligen Treppensteigen hatte der gute Kaiser wohl zwölferlei Getränke im obersten Zimmer aufstellen lassen; des Contrastes wegen griffen wir zu Selterserwasser und Rheinwein, die Gesundheit des Kaisers zu trinken; ein vornehmer Javane den wir nöthigten Theil zu nehmen, lehnte es mit der feinen Antwort ab: „Wir sind hier nur um zu bedienen."

Der Kaiser hatte offenbar erwartet daß wir seinen Weinen besser zusprechen würden, denn wir mußten einige Zeit im Hofe warten, wo wir jedoch den Bruder des Kaisers, Pangerang Bey sitzen fanden, vor ihm seine Kinder und seine Lieblingszwerge; wir setzten uns zu ihm und unterhielten uns an der Betrachtung dieser kleinen Gruppe vor uns; die schwarzgebeizten Zähne des

einen Knaben fielen uns auf, doch das ist Landessitte, da der Malaye es für gemein hält weiße Zähne zu haben wie jeder Hund auch. Endlich erschienen zwei Hofdamen um uns nach dem sogenannten europäischen Hause zu geleiten. Hier saß Seine Hoheit auf einem Lehnstuhl vor einem kleinen Tischchen allein, sein Gefolge lag außerhalb des Hauses vor den drei Eingängen desselben im Staube, mit zusammengeschlagenen Beinen und vorgebeugtem Oberkörper, in anbetender Stellung. Der Kaiser Pakoe Boewono Senopati Ingalogo Ngabdur Rachman Saydin Panotogomo VII. ist etwa ein Vierziger von sehr gutmüthigem Charakter, feinen Manieren und ausnehmender Artigkeit gegen die Europäer; er war sehr einfach in malayische Tracht gekleidet, aber mit Diamanten bedeckt, sowie decorirt mit dem Stern des Commandeurkreuzes des niederländischen Löwen. Er stand auf und reichte uns mit einigen freundlichen Worten die Hand, worauf wir Platz nahmen und uns sehr gut über allgemeine Dinge unterhielten; Capitain Henckel, ein Deutscher, der sehr viele Freundlichkeit für uns hatte, war unser Begleiter und Dolmetsch bei dieser Audienz. Wir mußten ein sehr mittelmäßiges Oelbild das den Kaiser vorstellte, bewundern und betrachteten die bunte Ausstattung des Zimmers mit allerlei europäischem Tand, Globus, Uhren, Gläsern, einer Unzahl Lampen u. s. w., das Ganze war aber doch sehr schmutzig. Man brachte

Thee und darauf empfahlen wir uns, wiederum von den Hofdamen geleitet.

Das andre Mal sahen wir den Kaiser in einer Abendgesellschaft bei Herrn van Nes, einem gerade anwesenden hohen Commissär. Diesmal war der Gegensatz europäischer und javanischer Größe sehr komisch: der Kaiser kam in einem vierspännigen Wagen mit seinem Bruder Pangerang Bey und vier abscheulich schönen Zwergen; er wurde mit Musik empfangen, und Mynheer van Nes und der Resident begaben sich sogleich an die Stufen der Verandah, nahmen ihn, jeder an einer Seite beim Arm, und so schritten die drei Gewaltigen Solo's majestätisch einher, gefolgt von Zwergen und Prinzen, letztere — so will es die Etikette gegen den Kaiser — auf den Knieen rutschend. Man setzte den Kaiser aufs Sopha neben Herrn van Nes und seine Gemahlin; die Europäer saßen in zwei steifen Reihen, hinter uns auf der einen Seite kauerten die Prinzen, auf der andern dicht hinter den Damen die Zwerge mit dem goldenen Kästchen mit Betel und dem Spucknapf des Herrschers. Der Kaiser schien sich sehr gut mit seinen Nachbarn die malayisch sprachen, zu unterhalten, und ein gefälliges Lächeln, das ihm in seiner abhängigen Lage wohl zu Statten kommen mag, verließ seine gutmüthigen, unbedeutenden Züge nicht. Der Abmarsch erfolgte wieder in derselben Weise, die auf den unbefangenen

Zuschauer den Eindruck macht, als könne der gute arme Kaiser sich zwischen seinen beiden hohen Freunden nicht viel rühren.

Herrn und Frau van Nes zu Ehren sollten große Kampfspiele gegeben werden, und ich habe mit herzlicher Dankbarkeit später erfahren, daß Frau van Nes, eine Deutsche, aus Rücksicht für den kaum gekannten Landsmann Einleitung getroffen hatte, diese Feste auf einen früheren Tag zu verlegen, so daß wir auf unserer kurzen Reise, zu der uns nur sechs Wochen von oben her verstattet worden, noch daran Theil nehmen konnten. Alle Notabeln von Solo und der Umgegend erhielten Einladung, in der That Befehl, die Festlichkeiten durch zahlreiche Anwesenheit zu verherrlichen. Gegen 10 Uhr Morgens fanden wir uns beim Residenten ein; hier erschienen zwei javanische Edle, welche in wohlgesetzten Worten die Einladung des Kaisers wiederholten, und der Zug setzte sich in Bewegung. Voraus fuhr der Resident, über dem sein Bedienter einen großen ganz vergoldeten Sonnenschirm hielt, dergleichen nur dem Residenten und dem Kaiser zukommt; wir Andern folgten in 6 bis 8 vierspännigen Wagen nach. Bis zum innern Hof des Kraton war mehrere Straßen hindurch ein langes Spalier von Fahnen, Lanzenträgern und Gruppen von Musikern gebildet, welche auf den schon erwähnten Harmonika's ein glockenähnliches melodisches Getön

hervorbrachten; angekommen vor dem Haupteingang der kaiserlichen Wohnung stieg man aus und ging zwischen holländischem und javanischem Militär und Schaaren demüthig kauernder Hofleute bis an die offene Halle, unter welcher der Kaiser auf einem Purpursessel uns erwartete. Der Resident und die vornehmsten Prinzen nahmen in seiner unmittelbaren Nähe, die übrigen Europäer in zwei Reihen Platz, während die eingebornen Großen im Staube lagen, unter ihnen wohl 30 Weiber, des Kaisers Hofdamen, während seine Frauen nicht sichtbar wurden, mit Ausnahme dreier welche seine Waffen und den überaus kostbaren goldnen mit Rubinen übersäeten Schild hinter dem Throne hielten. Nachdem man sich einige Zeit nach javanischer Hofsitte mit sehr leiser Stimme unterhalten hatte, verkündigten Salutschüsse vom Fort, daß Herr van Nes, der König des Festes, in dem sechsspännigen vergoldeten Staatswagen des Kaisers herankomme; der Kaiser, gefolgt von uns Allen, erhob sich ihm entgegen zu gehen und man traf in dem vordersten Gebäude des Kraton, welches auf einen großen freien Platz mündet, zusammen, wo es abermals Ceremonien gab. Man setzte sich wieder und trank auf die Gesundheit des Kaisers. Darauf packten die Hofdamen den Thron, alle Stühle, Polster und Geräthe zusammen, der Zug bewegte sich von neuem vorwärts, und als wir nun dicht vor einem großen aus

Holz und Bambus gefertigten Käfig angekommen waren, begann auf Befehl des Kaisers das erste der Kampfspiele, der Kampf zwischen einem Tiger und einem Büffel. Dieser Käfig war etwa 15 Fuß im Durchmesser und eben so hoch, und in ihm befand sich bereits der Büffel, eines jener unförmlichen Thiere welche im gezähmten Zustande so nützlich wegen ihrer Stärke sind, im Kampf mehr gefährlich durch diese Stärke als durch seine Hörner, welche lang aber zurückgebogen, mit der Stirn in einer Fläche liegen. Ein furchtbares Geknurre von dem auch die Muthigsten erschüttert werden, verkündete daß der Tiger aus seinem Käfig entlassen und mit seinem Feinde zusammengebracht worden war. Der Kampf begann unter betäubender Musik; der Tiger suchte bald mit ungeheuren Sprüngen die Wachsamkeit des Gegners, der ihm stets die Stirn bot, zu täuschen, bald erwartete er katzenartig zusammengekrümmt, oft gar auf dem Rücken liegend den Angriff; mehrmals gelang es ihm dem Büffel in den Nacken zu springen und ihm mit seinen Tatzen furchtbare Wunden beizubringen, allein die Enge des Käfigs machte es dem Büffel leicht seinen Gegner sofort so gewaltig gegen die Wände desselben zu drücken, daß er loszulassen gezwungen war. Ueberhaupt fehlte es dem Kampfe in dem beengten Raum an Leben, denn der Büffel, an sich ein friedfertiges Thier, greift nur im äußersten Nothfall einen Feind an, der ihm selbst

im Unterliegen schwere Wunden beizubringen vermag, und dem Tiger fehlt der Spielraum zum Sprunge, so daß auch er einen Angriff lieber vermeidet in dem er nothwendig den Kürzeren ziehen muß. Der Javane jedoch, ungemein empfänglich für symbolische und abergläubische Beziehungen, will daß der Büffel das Feld behaupte, da er unter diesem seine eigne Nation, unter dem Tiger den europäischen Eindringling sich vorstellt, und als ein früherer Resident einen weiten Käfig hatte herrichten lassen, in dem ein Tiger drei Büffel nach einander überwand, geriethen die Eingebornen in große Aufregung und baten um Erlaubniß auch den Tiger zu tödten, worauf sie ihn aufhenkten. Dagegen wird der siegreiche Büffel um das Dreifache seines Werths verkauft, und ist ein sehr gesuchtes hohes Ehrengeschenk eines javanischen Bräutigams an seine Geliebte. Widrig wird das Gefecht, dem wir überdies durch das enge Gebälk des Käfigs nur sehr unvollkommen folgen konnten, durch die grausamen Mittel welche man anwendet die unlustigen Kämpfer anzureizen: Brennesseln, Stachelstöcke, ätzendes Wasser, ja Feuer dienen zu diesem Zweck.

Nachdem von einem und demselben Büffel unter dem Jubel der Javanen ein Tiger getödtet und ein anderer übel zugerichtet worden war, erfolgten wieder Ceremonien und nun begab man sich auf ein Gerüst, von dem aus man den großen Platz des Kraton, auf

dem das Kampfspiel des Rampok vor sich gehen sollte, überschauen konnte. Hier hatte man ein großes Viereck von etwa 150 Schritt im Quadrat gebildet, welches 3 bis 4000 Lanzenträger in vierfachen Reihen umstanden. In der Mitte befanden sich fünf enge Kästen, jeder einen Tiger enthaltend, und auf ein gegebenes Zeichen betraten drei Männer das Viereck um den ersten dieser Käfige zu öffnen. Der erste unter ihnen stieg auf den Kasten und salutirte den Kaiser mit seinem Kriß oder Dolch, hierauf häufte man verbrennliche Stoffe auf, steckte sie an und öffnete den Käfig nach dem Rücken des Tigers zu. Nur ein leichtes Geflecht hält ihn noch, welches er selbst durchbrechen kann und welches jedenfalls vom Feuer bald verzehrt wird. Nun ertönen die langsamen und feierlichen Accorde des Gamelan, nach deren Takt sich die drei Männer mit gravitätischen tanzenden Schritten hinwegbegeben, um zuletzt knieend vor dem Kaiser den Wink zur Entlassung abzuwarten. Obgleich der Tiger hinter ihnen ist, dürfen sie sich nicht umschauen noch ihre Schritte beschleunigen; diese Männer, deren drei für jeden Käfig bestimmt sind, erhalten am Vorabend der Spiele eine religiöse Weihe, welche sie mit dem blinden Muth des Fatalismus erfüllt. Freilich ist ihr Rückzug nicht so gefährlich als er aussieht, denn der Tiger, eine ganze Nacht hindurch in einem Kasten gefangen gehalten, der kaum zwei Fuß weit ist

während seine Länge der des Thieres entspricht, außerdem durch Gefangenschaft und schmale Kost gebändigt, zeigt wenig Lust seinen Behälter zu verlassen. Die Menge erwartet mit äußerster Spannung den Moment; Männer, durch einen Käfig von Geflecht ohne Boden, eine Art Testudo geschützt, nähern sich um ihm durch Hinwegräumung der Holzspäne den Austritt zu erleichtern. Endlich wird die Hitze des um seinen Käfig brennenden Scheiterhaufens zu empfindlich und er kommt hervor, selten mit einem Sprung, aber sofort eilt er nach den Enden des Viereckes, einen Ausweg suchend. Kaum nähert er sich dem Rande, so strecken sich die Lanzen ihm entgegen; er steht unschlüssig, rennt weiter und setzt mit großen Sprüngen an den Reihen der Lanzen hin, die von ferne gesehen sich wellenförmig senken und wieder heben, je nachdem der Tiger nahe kommt. Endlich erwählt er sich einen schwachen Punkt, springt — und fällt auch sofort von hundert Lanzen durchbohrt nieder, und die Musik welche vom Augenblick des Erscheinens des Tigers ein lebhafteres Tempo angenommen hatte, bricht plötzlich aber melodisch ab. So endeten die fünf Tiger die wir auftreten sahen, einer nach dem andern, meist in 2 bis 3 Minuten; zwei derselben fielen dicht vor unsern Plätzen, und wir konnten die Schönheit der riesenhaften wahrhaft königlichen Thiere nicht genug bewundern. Oft aber geschieht es daß der

Tiger mit einem kühnen Sprung das Freie gewinnt, oft daß er die Lanzenschäfte wie Strohhalme zerknickt und auf die Köpfe der Leute niederfällt. Dann gibt es mancherlei Unglück, in der Regel ist er aber dann so betäubt, daß er am ersten besten Platze Schutz sucht, einmal unter einer Bank auf der Frauen stehend dem Schauspiel zusahen, einmal unter einem Wagen voll Zuschauer. Besonders pflegt der gewandtere Leopard, den man zuweilen bei diesen Spielen benutzt, in dieser Weise zu entkommen. Der Kaiser selbst ist durch weniger Leute geschützt, als die mögliche Größe der Gefahr erwarten ließe; aber der Glaube herrscht vor daß seine geheiligte Person über solche Zufälligkeiten erhaben sei. So sagte auch der Kaiser der Frau van Nes, die mit lobenswerthem Muthe an seiner Seite dem Kampfspiel zuschaute: „Fürchten Sie nichts, Sie sehen daß ich hier auf meinem Throne sitze.“ Vor längeren Jahren drang jedoch ein Tiger bis in die unmittelbare Nähe dieses Throns und wurde von einem der kaiserlichen Prinzen niedergemacht. Wir andern Europäer, die wir des Schattens des goldnen Sonnenschirms nicht theilhaftig waren, standen auf einer Tribüne mit sämmtlichen Hofdamen, und diese zahlreiche Anwesenheit des schönen Geschlechts hätte auch die Aengstlicheren beruhigen müssen, obwohl wir nur durch jene Reihe der Lanzenträger von den Tigern getrennt waren. Bei schwerer Strafe dürfen

jene Leute den Tiger nicht mit der Lanze angreifen, sondern nur wenn er dicht vor ihnen ist, dieselbe senken und abwarten bis er hinein springt oder fällt.

So endeten diese Kampfspiele, die allerdings kein nach dem Grundsatz der Gleichheit angeordnetes Gefecht zeigten, uns aber doch Gelegenheit boten eines der prachtvollsten Thiere der Schöpfung in freier Bewegung zu bewundern; wir bedauerten die edlen Thiere so unterliegen zu sehen. Nachdem Alles vorüber war, zog man sich auf die alten Plätze zurück; der erste Minister erstattete, im Staube vor dem Kaiser kauernd, in demüthigster Haltung auf die Fragen des Herrn Bericht über die Spiele; darauf geleiteten wir den Kaiser zurück nach seiner Wohnung, und nach einer langweiligen, dem Anstand und der Gravität gewidmeten Viertelstunde kehrte Alles wieder zurück in der Ordnung wie wir gekommen waren.

Die Erlebnisse dieses Tages, an dem die ganze Herrlichkeit wie die Kümmerlichkeit eines javanischen Hofes sich entfaltete, sind in ihren großartigen Umrissen mir unvergeßlich, so wenig es auch möglich war getreue Bilder alles Einzelnen festzuhalten. Einiges will ich aber bei diesem Anlaß wo Alles in Gala erschien, über den javanischen Anzug sagen, welcher einer der malerischsten ist die man sehen kann. Die Hauptkleidungsstücke aller Stände, die niedersten ausgenommen, sind ein

Frauenunterrock, Sarong genannt, und eine Jacke; gewöhnlich tragen sie einen Gürtel der die Gestalt hervorhebt, und in diesem steckt die von allen freien Javanen getragene Waffe, der Kriß, ein Dolch von ungewöhnlicher Gestalt. Die Reicheren tragen schöne damascirte Klingen, deren Affectionswerth oft in die Hunderte und Tausende, ja bei alten Familienstücken ins Unschätzbare steigt; der von schönem Holze geschnittene Griff sowie die Scheide sind oft mit Diamanten besetzt. Auf dem Kopf trägt der Javane, dem sein mahommedanischer Glaube gebietet sich zu bedecken, ein Tuch zu einer Art anliegendem Turban geschlungen, der sein langes schwarzes Haar verbirgt; oft setzt er darüber noch einen Schirm zum Schutz gegen die Sonne. Im Allgemeinen ist die Tracht sehr einfach, und in der That erfordert dies das ewige Niederkauern vor jedem Vornehmeren. Die Tracht des Kaisers selbst war wenige Gulden werth an Baumwollenstoffen, dafür strahlte er aber von Diamanten, und der Javane ist der Ansicht daß diese sich überall gut ausnehmen. Eine besondere, jedoch nicht bei allen Gelegenheiten übliche Hoftracht läßt den ganzen Oberkörper bloß; selbst die Hofdamen des Kaisers tragen Arme und Schultern völlig entblößt. Bei festlichen Gelegenheiten setzt der Kaiser gleich andern Vornehmen eine steife konische Mütze von weißem durchsichtigem Stoff auf, die sehr gut kleidet. Die Tracht der Frauen ist

weniger malerisch, auch kommen die der besseren Klassen wenig zum Vorschein.

Im Allgemeinen ist der Javane schön gebaut, von nicht allzudunkler olivenfarbener Hautfarbe und von edlen Zügen, wiewohl man an dem breiten Gesicht und der dicken Nase die malerisch schönen Formen der Hindus vermißt. Er ist von mittlerer Größe, und es ist mir immer erschienen als ob bei allen Orientalen, die Chinesen auch mit eingeschlossen, die Frauen ungleich kleiner wären als in demselben Verhältnisse bei uns. Die Haltung des Javanen ist aufrecht und edel, eben so ist sein Benehmen fein, würdevoll und angeboren höflich. Ueberhaupt flößt seine Erscheinung mehr Achtung ein als man im Allgemeinen einem Halbcivilisirten zugestehen mag, und glänzend sticht er ab gegen den niedrigdenkenden, kriechenden und doch aufgeblasenen Chinesen.

Java ist vielleicht das einzige Land, wo die wohlfeilen Baumwollenstoffe Europa's nicht im Stande gewesen sind die einheimischen Gewebe zu verdrängen; der Javane bereitet sich das Zeug zu seinen Kleidungsstücken selbst und färbt es in gewissen sehr hübschen Mustern, diagonale Streifen mit flammigen Verzierungen dazwischen, auf unglaublich mühsame Weise. Denn auf einem Stück Zeug werden alle die Stellen welche die Farbe nicht erhalten sollen, mit der Hand mit flüssigem Wachs bemalt; wenn mehrere Farben angebracht werden sollen,

vermehrt sich die Arbeit natürlich noch bedeutend. Braun ist die übliche Grundfarbe, wozu schwarz und blau tritt, und je vornehmer der Träger, desto größer das Muster, so daß den geringen Mann die Abweichung von dieser Sitte selbst straffällig machen würde. Die Weiber beschäftigen sich mit dieser Färberei, und jede Haushaltung, selbst die der Prinzen macht meist ihre eignen Stoffe.

Ebenso streng nationell ist die Vorliebe für den Kriß, die landesübliche Waffe, und europäische Nachahmungen von kostbarer und künstlicher Arbeit, die von Spekulanten hie und da nach Java gebracht worden sind, begegnen nur der Geringschätzung des ächten Javanen, der für eine alte vom Rost zerfressene und als Waffe unbrauchbar gewordene Klinge den höchsten Preis zahlt; ja die übliche Behandlung dieser Klingen mit Citronensaft und Arsenik scheint den Zweck zu haben die Damascirung durch Auflösung der geringeren Eisentheile recht hervortreten zu lassen. Vergiftet wird der Kriß nicht, da seine Behandlung mit Arsenik einen ganz andern Zweck hat, und Arsenik in der Wunde wohl auch nicht sehr verderblich wirken dürfte; ohnehin verschmäht es der Malaye eine Waffe die ihm werth ist, durch eine blutige That zu besudeln, und er nimmt dazu lieber einen andern Dolch. Wenn schon Raffles über vierzig Varietäten der ächt javanischen Krißklinge mit eben so vielen besondern Namen angibt, so wird die Menge der Abarten in Java

selbst und auf den übrigen malayischen Inseln völlig unabsehbar. Am elegantesten ist die flammenförmige Klinge, die auch auf Lanzen vorkommt.

Nicht nur die Achtung des Javanen für alles Alte und Geerbte, und für Traditionen die Faust's Trödelhere Ehre machen würden, sondern auch die capriciöse Liebhaberei machen einen Kriß wie ihn der vornehme Mann gern trägt, zu einem theuern Artikel; so erzählte uns ein javanischer Edler von hohem Rang, wie eine neue Klinge ihn 80 Gulden, eine ungeheure Summe für Java, gekostet habe; die feinsten englischen Stahlfedern mußten wohl zweihundert Mal einen vollen Monat hindurch umgeschmiedet werden, dem Schmied mußte zum Beginn des Werkes ein Fest gegeben werden, und ein regelrechter Künstler geht nie an die Arbeit ohne Weihrauch zu brennen.

Kehren wir nun noch einmal zum Kraton zurück, um dessen übrige Merkwürdigkeiten zu betrachten, von denen bei weitem die erste der Tigerkäfig ist, in welchem die zu den Kampfspielen erforderlichen Tiger, nachdem sie in Gruben gefangen worden sind, bewahrt werden. Ehe ihre Zahl durch das letzte Fest so stark gelichtet wurde, habe ich eilf Königstiger in diesem Gebäude, einem aus Pfählen gefertigten Zwinger, etwa 20 Fuß lang und 15 Fuß breit, beisammen gesehen, ein großartiger Anblick! Als ich in völliger Sicherheit, aber

desto erwünschterer Nähe diese Scene zum ersten Mal sah, machte sie mir den Eindruck den wir beim Anblick einer gewaltigen Dampfmaschine empfinden; dieselbe ungeheure Kraft gebändigt, und zischend und brüllend gegen das aufgedrängte Joch. Und um den Vergleich vollständig zu machen, so gleicht das kurze heftige Knurren eines wüthenden Tigers eher dem Schnauben einer Locomotive als der Stimme eines lebenden Wesens; der Tiger stößt es auch beim Angriff aus, und manchem guten Schützen ist bei diesem schrecklichen Ton das Gewehr entsunken. Und was für Tiger! Nicht die matten, verkümmerten, nie zur vollen Kraft erwachsenen Thiere unserer Menagerien, sondern der stolze wilde König der Wälder, meist unmittelbar aus seiner blutigen Herrschaft herausgerissen und noch in voller Wuth über die geraubte Freiheit. Einer der so lag daß ich ihn von außen messen konnte, war ohne den Schweif über 6 Fuß lang. Ich wählte den Platz später zu meinem Lieblingsspaziergang, und habe manche herrliche Gruppe gesehen. Einst kam ich zur Fütterung: der größte Tiger hielt einen getödteten Hund unter seiner Tatze; er lag gemächlich in der Mitte, die Zähne weisend, die andern knurrend und begehrlich, aber kaum daß sie es wagten die Pfoten des Hundes zu benagen. Wie denn diese Bestien von Grund aus böse sind, so leben sie fortwährend in Unfrieden mit sich und andern;

der Besucher macht sich eine Freude sie zu reizen und ihre wilden Geberden zu betrachten, wenn sie in ohnmächtiger Wuth sich gegen die Wände des Käfigs stürzen. Der Anblick dieser Tigerhöhle allein ist die Reise nach Solo werth.

Ein so merkwürdiger Ort ist denn auch an Abenteuern und Anekdoten reich; die folgenden zwei werden als vollkommen wahr von angesehenen Männern verbürgt. Es begab sich, daß unter den Hunden welche man den kaiserlichen Tigern zu ihrer täglichen Nahrung vorwirft, sich der Hund eines europäischen Unterofficiers befand. Dieser Mann geräth bei der Nachricht von der Gefahr seines Lieblings in großen Zorn, schwört den Hund zu retten, erhitzt sich mit ein paar Gläsern Branntwein und steigt tollkühn in den Tigerkäfig hinab, aus welchem er seinen Hund unbeschädigt heraušholt. Schlimmer erging's einem Wärter, welcher in den ansehnlich hohen Käfig von oben hinabfiel; auch er wurde von den Tigern selbst nicht angegriffen, und es gelang mit hinabgelassenen Bambusstäben ihn wieder heraufzuziehen; aber der Elende war so zum Tode erschrocken, daß er in ein Fieber verfiel an welchem er alsbald starb. Ueberhaupt ist der erschütternde Schrecken welchen der Tiger einflößt, allgemein zugestanden, und es ist eigen daß dort Niemand, Niemand läugnet, daß die Tiger selbst im Käfig ihm Schrecken machen; vollkommen gesichert

gegen ihre Angriffe könnte Einer gar leicht die wohlfeile Prahlerei aussprechen daß er von diesem Gefühl frei sei, aber nie habe ich das gehört, im Gegentheil haben selbst Officiere, die doch mit dem Geständniß der Furcht nicht freigebig sind, mir oft gestanden, daß das schreckliche Gebrüll des Tigers ihre Nerven unwillkürlich erschüttere.

Zwei schöne Elephanten des Kaisers erwähne ich nur im Vorübergehen, da wir noch vielen begegnen werden: die 5 Fuß langen Stoßzähne des einen, welche vor dem Rüssel über's Kreuz gewachsen waren, sind für den asiatischen Elephanten von sehr namhafter Größe.

Auf dem großen Platz des Kraton sind noch die drei Kanonen zu bewundern, alte überaus schwere Geschütze, deren Ursprung man nicht kennt; die eine ist 18½ Fuß lang mit einem größten Durchmesser von 2½ Fuß und schießt eine 80pfündige Kugel; diese ist von Erz, die zweite dagegen ein eiserner 32Pfünder von 21 Fuß Länge; die dritte ist kleiner, aber bemerkenswerth indem sie zwar von Eisen ist, aber eine Fütterung, sowie die Traube und einige andere Partien von Kanonenmetall hat. Diese großen Geschütze werden nur alle 8 Jahre, an Mahommeds Geburtstag abgefeuert. Außerdem hat man noch eine heilige Kanone, die aber unsichtbar ist, und von der es eine herzlich absurde Legende gibt: ein Mann und eine Frau seien in zwei

Kanonen verwandelt worden, die ersten Java's. Der Mann ist in Solo, die Frau in Bantam am Westende der Insel.

Unter den Prinzen des kaiserlichen Hauses die in dem weitläufigen Kraton wohnen, ist der Pangerang (Prinz) Bey, Bruder des Kaisers einer der ansehnlichsten, und wir verfehlten nicht uns ihm vorzustellen. Sein Haus und Hof bildeten ein ächtes Muster javanischer Hofhaltung, voll von Diamanten und Schmutz, von Kriegern und Zwergen, auch von Weibern, die in der Empfangshalle nähen, sticken und färben. Der Prinz empfing uns sehr freundlich, und nach der Sitte auf dem Fuße gleichen Ranges; die Unterhaltung die freilich immer durch einen Dolmetscher geführt werden mußte, drehte sich um Kleinigkeiten und Alltäglichkeiten, dann kommen Diener herangerutscht ihm Betel zum Kauen zu bringen, während die Aufwärter welche Thee serviren aufrecht mit militärischer Haltung herantreten. Die Eifersucht welche der Javane in Bezug auf seine Weiber zeigt, machte es etwas unsicher die hübschen Gesichter dieser Schönen welche vor uns saßen, mit Muße zu betrachten; einige verstohlene Blicke ließen aber doch erkennen daß sie selbst für den europäischen Geschmack schön waren. Sie waren mit Diamanten reich geschmückt und geschmackvoll gekleidet, wenn auch in die einfachen Stoffe des Landes. Der gute Prinz, der sich in der größten

Freundlichkeit gegen Europäer gefiel, schenkte uns die Erzeugnisse seiner Muße, Schalen aus Cocosnuß und Stöcke die er mit eigener Hand gedrechselt, ein andermal versprach er uns den Anblick eines javanischen Ballets, Sirimpi, zu welchem wir uns am bestimmten Tage pünktlich einfanden.

Alles war bereit, eine kleine mit Matten bedeckte Bühne war errichtet, vor der wir Platz nahmen, und alsbald erschienen vier Tänzerinnen, Töchter seiner Edeln, und von der Prinzessin, seiner Tochter selbst eingeübt. Diese und noch zwei andere Prinzessinnen, der Alte und wir machten die ganze Zuhörerschaft aus. Die Musik des Gamelan, außer den verschiedenen klingenden Metallstücken und Gongs auch aus Geigen bestehend, begann nun aus der Ferne ihre ernste würdevolle Weise, begleitet von Männer- und Kinderstimmen welche unisono Balladen aus der historischen und mythischen Vorzeit in der javanischen Sprache vortrugen; diesen Gesang begleiteten die Bewegungen der Tänzerinnen eben so ernst, züchtig und würdevoll, und mit gemessener Sicherheit der Einübung. Ein Mieder bedeckte einen Theil des Oberkörpers, die Arme und Schultern jedoch gänzlich freilassend, ein enger antiker Unterrock und eine lange um die Lenden geschlungene Schürze vollendeten den Anzug. Nichts kommt der Präcision gleich, mit der die vier Tänzerinnen jede Bewegung des Arms, des Kopfs, der

Hand, ja der Finger übereinstimmend ausführen; die ganze, den Sinn der Ballade begleitende Pantomime ist in dieser Art behandelt, nur selten nimmt sie etwas Dramatisches an, indem je zwei der Tänzerinnen gegeneinander sich in verschiedene Stellungen werfen. Das Ganze beschlossen sie mit einer hübschen Spielerei, indem sie auf ein unmerkliches Zeichen der Musik vier Pistolen gleichzeitig abfeuerten. Vier andere Tänzerinnen traten an die Stelle und das Schauspiel wiederholte sich; dieses Ballet ist das Schönste, Würdevollste was man sehen kann: züchtig und jungfräulich, und himmelweit verschieden von unsern Ballets, dem Tanz der Bayaderen oder von den fratzenhaften Singsongs der Chinesen. Wir waren ganz hingerissen und sahen stundenlang den einförmigen Bewegungen des Tanzes zu, während die ernsten Weisen des Gesanges, kaum eine Melodie zu nennen, aber von wunderbarer Macht und Tiefe, die Phantasie in die ferne Region der Geschichte eines Volkes entrücken, das ein edles sein muß da es so würdige Unterhaltungen kennt. Nichts charakterisirt dieselben mehr, als daß Professor Gericke, ein ernster Mann der sich in Solo mit der Uebersetzung der Bibel ins Javanische beschäftigt, ganze Abende lang diesen Vorstellungen zusehen kann, an denen er durch die Kenntniß der Sprache doppelten Reiz findet. Der Pangerang nahm unsere ungeheuchelte Bewunderung sehr gut auf; er lebt nun darin,

und beschäftigt sich oft den ganzen Tag damit diese Tänzerinnen zu schmücken, ihre Blumen und Diamanten geschmackvoll anzuordnen. Er selbst trug, wenn er öffentlich erschien, immer Blumen im Haar.

Nun gibt es noch eine Menge kaiserlicher Prinzen, die im Kraton mehr oder minder schöne Wohnungen besitzen, und zum großen Theil sehr unnütze Glieder der menschlichen Gesellschaft sind. Einer dieser Edeln trieb sich oft in unserem Gasthof herum, trank viel, bezahlte nichts, und wollte immer mit mir Schach spielen, weil ich einmal der Curiosität halber eine Partie mit ihm gemacht hatte. Diese Prinzen, ohnehin vom Thron mehr oder weniger entfernt, sind meist sehr schlechte Wirthe und vergeuden obendrein ihr Geld in Schmuck und Spielereien aller Art, da sie wie wahre Kinder Alles haben müssen was ihnen in die Augen sticht. So sind sie auch öfters, wenn sie etwas Erwünschtes im Besitz von Europäern sehen, nicht sehr zurückhaltend in der Aeußerung ihrer Begehrlichkeit, verkennen jedoch nicht die Pflicht eines Gegengeschenks. Dafür ist ihnen eine geschenkte Sache eben so wie ein Erbstück ein förmliches Heiligthum, wie Jemand einmal gewahr werden mußte, als er, zu einem Geschenk an einen vornehmen Javanen gedrängt, dasselbe mit dem Bemerken überreichte, der Gegenstand sei ihm zwar selbst von einem Freunde gegeben. Das Geschenk wurde mit Unwillen und mit der

treffenden Entgegnung zurückgewiesen, es gelüste ihn nicht Freundschaftsbezeignngen von einem Manne zu empfangen, der die Andenken seiner Freunde so wenig in Ehren halte. So findet sich überall im Javanen tiefes und poetisches Gefühl, dem sich im Vornehmen noch Ritterlichkeit zugesellt.

Dem Kaiserhause gegenüber steht die Familie des Pangerang Adipati (unabhängigen Fürsten) Ario Mankoe Negoro; dieser ist der Beste unter allen, ein Mann von europäischen Manieren, von viel Interesse für europäische Civilisation, und ein tüchtiger Militär. Gern benützt die Regierung die natürliche Eifersucht der zwei Familien, um ihre Macht dadurch zu befestigen, und Mankoe Negoro war Oberst eines Infanterieregiments, hatte auch kurz zuvor eine Batterie erhalten, auf die er sehr stolz war. Man sah ihn Abends in europäischen Gesellschaften in Uniform und nur durch ein schwarzes Kopftuch nach malayischer Sitte ausgezeichnet. Fünf Verwandte in seinem Gefolge waren ebenfalls Officiere und einige unter ihnen sehr präsentable Leute; sie sprachen indeß keine europäische Sprache, und das Medium des Verständnisses bildet dann immer das Malayische, eine allgemeine, sehr leichte und von allen Europäern gekannte Verkehrssprache, welche als solche eine Menge unreiner Wörter aus fremden Sprachen enthält. Das Javanische dagegen ist ein ganz eigenes Idiom, und

namentlich wegen seines Reichthums an Synonymen ungemein schwer und von den allerwenigsten Europäern gekannt.

Wir besuchten Mankoe Negoro in seinem Kraton, der ansehnlich und weit reinlicher als irgend eine andere Behausung der Prinzen ist; Soldaten in niederländischer Uniform, aber barfuß, und vielerlei kriegerisches Geräth verriethen den militärischen Geschmack des Fürsten; unter einer großen offenen Halle auf einer Erhöhung von 4 Stufen kauerte Mankoe Negoro mit seinen Prinzen, gerade beschäftigt seine Gewehre, deren er viele sehr elegante und aus den besten Fabriken besaß, zu mustern. Der Empfang war ungemein artig und verbindlich; Mankoe Negoro ist nicht nur ein Freund der Europäer, sondern überhaupt von fürstlich gastfreiem Sinne, und um recht viel Gelegenheit zu haben diesem Hange zu fröhnen, feiert er alle sechs Wochen seinen Geburtstag und gibt außerdem einige Routs für die Europäer; die der Gastfreiheit gewidmete offene Halle welche zur Wohnung jedes edlen Javanen gehört, war in seinem Kraton wohl 150 Fuß im Gevierte groß. Dort hatte er vor Kurzem zur Genesung eines Lieblingspferdes ein großes Fest gegeben; das Thier wurde mit einem Netz von Blumen geschmückt und von vier Knechten mit Pfauenwedeln geleitet, während blinde Soldaten eine Salute feuerten. Blinde und Zwerge sind ein

Schmuck javanischer Höfe, der seinen vollen Glanz erhält, wenn man weiß daß das Pflichtgefühl der Fürsorge den Grund dieser Sitte abgibt; so hat der Kaiser nicht weniger als 160 Zwerge, die er unterhält und mit denen er Staat macht. Auch Albino's, die in Java häufig sind, scheint man dahin zu zählen, wenigstens war unter des Kaisers Hofdamen eine solche; diese hatte braunes Haar, andere waren ganz blond und blinzelten sehr mit ihren lichtscheuen Augen.

Wir wünschten sehr Mankoe Negoro's Landhaus Karangpandang (zu deutsch Felsenschloß) zu sehen, und der gütige Fürst stellte uns nicht nur die Pferde seines eignen Relais zur Verfügung, sondern beauftragte auch einen seiner Verwandten uns dahin zu begleiten und uns bei seinen Unterthanen zuvorkommende Begegnung zu verschaffen. Am 8. Morgens erschienen denn die Pferde vor unserer Wohnung, und zugleich Rio Mankoe Ningrat, ein unächter Sohn von Mankoe Negoro's Bruder und Officier im Regiment seines Oheims. Er hatte sich auf europäische Weise gekleidet: ein Schnürenrock und ein etwas phantastisches Barett standen ihm ganz gut, und außerdem hatte er sich mit so viel Gold, Silber und Edelsteinen geziert als sich füglich anbringen ließ. Unserm Rio, das ist sein Titel, hielt ein kleiner Diener den unentbehrlichen Siri oder Betel in einer Büchse, welche Alles enthielt was zu diesem widrigen,

aber dem Orientalen so nöthig als das Salz geworde-nen Genuß gehört, Areca-Nuß, gelöschten Kalk, Gam-bir-Gummi und die ganze Herrlichkeit in ein Blatt des Betel-Pfeffers gewickelt; der Kleine nahm zu den Füßen seines Herrn Platz, und außerdem folgte uns nebst al-lem gewöhnlichen zahlreichen Personal ein alter Deutscher, der als Dolmetscher des Malayischen mitgenommen wurde. So rückten wir denn abermals mit unserem abenteuerlichen Wagen aus, der alle diese Leute bequem faßte; der Rio kaute Betel, wir amüsirten uns in un-serer Weise, und so erreichten wir die erste Station, wo ein Häuptling während des Pferdewechsels die Ehre hatte unsern edlen Führer und uns mit Thee und Ku-chen zu bewirthen, während er selbst ehrfurchtsvoll auf der Erde kauernd zusehen mußte wie sein Haus von einem Höheren in Beschlag genommen wurde. Es war eine sonderbare Reise mit diesem Rio: alle Vorübergehende kauerten sich alsbald nieder, die Reiter stiegen ab, und als unser Wagen einigemal in dem schlechten Wege stecken blieb sprang Alles mit ehrerbietiger Dienstfertig-keit zu, an allen Stationen wiederholte sich die Bewir-thung im Hause des Häuptlings, und wir legten die 23 englischen Meilen (holländisch Palen, d. i. Pfähle, Mei-lenzeiger, eigentlich $^{10}/_{11}$ der englischen Meile) zwar nicht schnell doch angenehm zurück, bis wir am Fuße des Bergs auf dem Karangpandang liegt, genöthigt waren zu Pferde

zu steigen. Bis dahin ist der Weg ziemlich eben, und wir hatten abermals Anlaß die Anmuth javanischer Landschaft zu bewundern, welche viele Europäer verleitet, Java ohne weiteres für das Paradies und die schönste Colonie der Welt zu erklären. Dies bedarf jedoch einer Einschränkung; Java ist außerordentlich gut kultivirt, es enthält 9 Millionen Einwohner, also neunfach die Einwohnerzahl des nicht viel kleineren Cuba, und während ich in Westindien und Südamerika oft die freie Aussicht auf bebaute Strecken vermißte, hat man hier sowohl eine reiche und ewig grüne Kultur, als die natürliche Vegetation der heißen Zone, die ich jedoch der Ueppigkeit Guiana's nicht gleichstellen will; dafür besitzt Java aber wieder die köstliche Abwechslung des Klima's und die unvergleichlich schönen vulkanischen Kegelberge, die unter den Gebirgen das sind, was die tropischen Palmenformen in der Pflanzenwelt. Herrlich grüne Reisfelder wechseln fortwährend mit Feldgehölzen ab, welche meist aus Cocospalmen und andern schönen tropischen Baumformen bestehen; die Wohnungen der Javanen, ja ihre ganzen Dessa's oder Dörfer suchen den Schatten des Dickichts, und wenn die elenden Bambushütten je zum Vorschein kommen, so ist es hinter einer reizenden Gruppe von Gebüsch, Palmen und der Hauptzierde tropischer Ansiedlungen, Bananen.

Doch wir waren am Fuße des Bergs stehen

geblieben. In wenigen Minuten erreichten wir auf einem steilen Wege das Landhaus und befanden uns nun auf einem Vorsprung der höheren Gebirge, etwa 2800 Fuß über dem Meere, hinter uns der mächtige Vulkan Lawu, vor uns die weite Ebene bis an den Merapi jenseit Solo. War die Aussicht auch nicht sehr klar, so überraschte desto mehr der Blick auf die nebelbedeckte Ebene, die wie ein Meer vor uns lag; wir fanden uns in dem luftigen Gebäude wie in einem Feenschloß, und die frische kühle Bergluft trug noch mehr dazu bei unsere Begeisterung für den herrlichen Platz zu erhöhen. Der Rio machte mit aller Artigkeit die Honneurs, es fanden sich europäisch eingerichtete Zimmer für uns, und wir ruhten uns recht behaglich von der langen, staubigen Fahrt aus. Mit der Zeit erschien auch Essen und Wein, und unser Wirth nahm wenig Anstand sich mit uns an dem verbotenen Trank zu erquicken. Etwas lang wurde uns aber doch der Abend, der wie alle Abende in den Tropen mit früher Dunkelheit einbrach, als nun der Rio anhub mit allerdings lobenswerther Wißbegierde sich nach Europa, England, Deutschland, Frankreich zu erkundigen und eine so entschuldbare als große Unwissenheit über Dinge an den Tag legte, die uns freilich geläufig genug waren. Noch denselben Abend waren wir nach einer Schlucht etwa 1½ Stunden von Karangpandang geritten, wo in einem Umfreis von 30 Schritt sechs verschiedene

Mineralwasser quellen, eine äußerst seltsame Erscheinung; es sind eine laue Schwefelquelle, eine kalte Eisenquelle, sodann eine laue, eine lauliche und zwei kalte Salzquellen von verschiedener Stärke; ich kostete sie alle mit einer Gewissenhaftigkeit die mir Leibschmerzen zuzog. Von dort etwa ½ Stunde entfernt finden sich noch zwei andre Quellen, die eine schwachem Selterser Wasser zu vergleichen, die andre eisenhaltig; beide, ebenfalls nahe bei einander, entwickeln Kohlensäure, und diese Eigenschaft hat ihnen den javanischen Namen Djurang deró, tödtliches Wasser gegeben. Wir machten die einfachen Experimente mit einer Fackel, die verlosch, und mit einem Huhn, das nicht athmen konnte; zum großen Schrecken des guten Rio kostete ich das Wasser dieser tödtlichen Quellen, welches nach seiner Ansicht ein Gifttrunk sein mußte. Der Rückweg führte uns bei schon eingebrochener Dunkelheit durch eine tigerreiche Gegend; zufällig war ich der letzte im Zug, und die Erinnerung an die in Java bekannte Thatsache daß der Tiger sich stets den Letzten zum Opfer aussieht, wenn er am Wege lauert, vermag ein mehr pikantes als angenehmes Gefühl hervorzubringen. Vordem, als die Gegend um Karangpandang noch mehr bewaldet war, pflegten die Tiger zuweilen in der offenen Halle des Landhauses zu lagern.

Am nächsten Morgen kam ein Landsmann, Herr

Handt, der in den Bergen eine hochgelegene Pflanzung bewohnte; wir hatten einen Brief an ihn gebracht, und er war freundlich bereit uns in der Gegend herumzuführen. So ritten wir denn zuerst nach den 8 Palen entfernten Alterthümern von Sukuh, welche im Gebirge wohl 4000 Fuß hoch gelegen sind. Die Kletterei zu Pferd war etwas mühselig und auf dem schlüpfrigen Boden fast bedenklich, aber das Ziel lohnte der Mühe wegen der prachtvollen Aussicht, wenn auch nicht wegen der alten braminischen Heiligthümer, welche dem Laien abstrus, und obendrein nicht von besonderer Schönheit sind; eine ansehnliche Pyramide an 25 Fuß hoch, mit Stufen und einer Platform von 20 Fuß im Quadrat bildet das Hauptgebäude. Zur Ersteigung befindet sich vorn in einer Rinne eine Anzahl Treppenstufen; ins Innere hat man keinen Zugang. Das Ganze ist wohl erhalten oder wahrscheinlich restaurirt. Vor dem Tempel befindet sich eine große Anzahl Statuen und Reliefs, von einer neuern Hand so geordnet; eine Darstellung fiel mir auf, ein Schmied einen Kriß nach einer unsern Begleitern geläufigen Mythe mit der Faust schmiedend; auch Ganesa's Bild durch den Elephantenkopf unverkennbar findet sich darunter. Neben so vielem Buddhistischen unter den Ruinen Javas sind diese unvermischt braminisch, wie schon der kolossale Lingam (Phallus) darthut, der zerbrochen auf der Erde liegt; die Javanen, voll

Aberglauben auch für diese alten Heiligthümer lassen unfruchtbare Weiber zwischen den Stücken hindurch gehen. Sukuh gleich andern Tempeln im Gebirge mag zu den letzten Bollwerken des Götzendienstes gehört haben, als ums Jahr 1475 der Islam in Java herrschend wurde. Auf einem kleinen Hügelplateau am Abhang des Lawu steht Sukuh gleich Karangpandang auf einer Warte, und zeigt ein noch schöneres Panorama als jener Ort, der schon tief unter uns zu liegen schien. Während die westliche Seite der großen Ebene von Solo die zwei kegelförmig sich erhebenden Vulkane Merapi und Merbabu zeigt, steigt das Gebirge im Osten in kleinen Hügeln stufenweise auf, so wie die Andes bei Lima verlaufen. Die tiefen Schluchten zwischen diesen Hügeln sind sehr malerisch; einer derselben gilt den Javanen für die Spitze des Lawu, die der Teufel aus übler Laune und aus Neid über seine Höhe heruntergeworfen; allerdings sollen auf diesem merkwürdig zwischen den andern Bergen steckenden Gipfel dieselben Hölzer wachsen wie auf dem Lawu, während die Umgebung sie nicht hat. Die kleinlichen Gartenanlagen mit welchen Mankoe Negoro die Ruinen geziert hat, verdienen noch einer wenn auch nicht lobenden Erwähnung.

Von Sukuh ging es nach Bababan, wo Herr Handt wohnte; bei einer Höhe von 3500 Fuß zeigte sein Garten eine schöne Auswahl europäischer Gemüse und

Früchte; der Kaffee hat hier auf der Höhe größere Bohnen, braucht aber statt drei Wochen wie in der Ebene, drei Monate zum Trocknen. Der freie Wuchs welchen man dem Kaffeebaum in Java, im Gegensatz zu Westindien gönnt, macht die Kaffeegärten sehr freundlich, um so mehr als doch stets der Schatten höherer Bäume dazwischen erforderlich ist.

Von Babadan zurück hatten wir einen Ritt in einem tropischen Platzregen, nichts Ungewohntes; den dritten Morgen zogen wir mit Tagesanbruch auf die Jagd, und fanden uns nach einem Ritt auf unglaublich steilen Wegen in einer jener engen Bergschluchten, welche nun auf der einen Seite von Treibern, auf der andern von den Schützen umstellt wurde; manches schöne Wild kam hervor, Hirsche und Pfauen, und wo der Pfau sich aufhält fehlt es an Tigern nicht, das ist in Java wie in Indien eine bekannte Sache, so bekannt daß man eine Absichtlichkeit des Pfau's hineingelegt hat, da sein stolzes Gefieder zu entfalten wo der König der Wälder weilt. Wirklich fanden sich Spuren, der Tiger ist aber am Tage so wenig geneigt sein Lager zu verlassen, daß wir keine Aussicht hatten ihn anzutreffen, obwohl wir mit mehr Jagdeifer als Klugheit in dem hohen Gestrüpp und Schilf vorwärts drangen; dieses Dickicht machte die Jagd beschwerlich, und wir erlegten auch nur Einen Hirsch und ließen uns damit trösten, daß einige Wochen

später, wenn dies Gestrüpp in Brand gesteckt werde, die Jagd ergiebiger sei. Freund Rio machte es sich am bequemsten, indem er gestützt auf einen seiner Untergebenen, welcher sich zu diesem Zweck niederkauern mußte, in einer höchst trägen halb liegenden Stellung zuschaute.

Am dritten Tage zogen wir wieder gen Solo, bergab dasmal etwas schneller, zumal da Delessert zum Vergnügen von uns Europäern und zum Grausen des Rio und seines alten Kutschers sich der Zügel bemächtigte; die kleinen javanischen Pferde laufen, wenn sie nicht zu ziehen haben, wie die Ratten. Wir hatten wieder dieselben Scenen javanischer Unterwürfigkeit, dieselben kleinen Mahle bei den Häuptlingen, und kamen wohlbehalten und mit unserem Ausflug eben so zufrieden, als dankbar gegen den Fürsten Mankoe Negoro und seinen Rio, wieder nach Solo.

Am 16. schickten wir uns an die Scene so vieler schöner Erlebnisse zu verlassen, um eben so Merkwürdigem in der Residenz des Sultanats Djocjocarta entgegenzugehen; gleich hinter jenem Landhaus des Pangerang Bey, das durch seine furchtbar geschmacklose Sammlung alter Götzen die Kritik, welche den am Wege Bauenden sprüchwörtlich bedroht, recht sehr provocirt, trennen sich die Wege; wir schlugen den südlichen ein, und hatten in der weiten Ebene über 44 Palen zurückzulegen; dieselben Gespanne, Postpferde mit Läufern und Reitern,

dieselben wohlthätigen Vorkehrungen zum Schutz gegen die Sonne, und dieselbe Landschaft, Reisfelder mit den im Gebüsch versteckten Dessa's abwechselnd. Es war sehr heiß und die Fahrt ziemlich einförmig, bis wir die Hälfte Weges zurückgelegt hatten; da erschienen zur Linken Gebirge von geringer Höhe, eine Kette die vom Lawu bis zur See reicht; rechts begleitete uns fortwährend der Anblick des Merapi, der einen Zwillingsbruder Merbabu hier bedeckt und ohne Zusammenhang mit andern Höhen aus der Ebene aufsteigt. In der That war unsere Reise in diesem Theil Java's nur eine Rundreise um den Merapi, den wir nie aus den Augen verloren, bis wir wieder in Samarang von seiner westlichen Seite her ankamen.

Zehn Palen von Djocjocarta befindet sich ein Ort von hoher Merkwürdigkeit, Brambánan, ganz von Ruinen aus der heidnischen Zeit umgeben. Die erste Gruppe von Ruinen umfaßt sechs ungeheure Steinhaufen in wilder Unordnung und Verwüstung; der mittelste, obwohl auch schon ganz zerfallen, läßt eine große Pyramide errathen, welche man ohne Beschwerde ersteigt. Vier Nischen auf halber Höhe enthalten Idole in Relief: die erste die Göttin Durga mit ihren acht Armen, die zweite Ganesa mit dem Elephantenkopf, die dritte Mahádeo oder Shiva, die vierte ist verschüttet. Ueber jeder Nische erhebt sich pyramidalisch hohl ein spitzes Dach, von außen durch die Hauptmauern der großen

Pyramide verborgen; zahllose Fledermäuse hausen verpestend in diesen dumpfen Räumen. Auch diesen Heiligthümern hat der javanische Aberglaube seine Verehrung nicht ganz entzogen, wie die Striche gelber Farbe, der festlichen und heiligen Farbe, bezeugen. Diese Gruppe hat den Namen des Chandi (Tempel) von Loro Jongrang (Name der Göttin Durga) und ist unbezweifelt braminisch. Nahe dabei findet sich eine Zusammenstellung kleiner Tempel, 16 an der Zahl, mit einem größeren in der Mitte, welche jedoch völlig durch die Hauptruinen von Brambanan, die Chandi Sewu oder tausend Tempel verdunkelt werden. Hier betritt man mit Staunen und Bewunderung ein weites Feld, übersäet mit kleinen Tempeln, in der Mitte die prachtvollen Trümmer eines großen Gebäudes. Zwei Tempelhüter in Stein gehauen, und trotz ihrer knieenden Stellung 9 Fuß hoch, bewachen den Eingang; der Geschmack in welchem diese menschlichen Figuren dargestellt sind, ist grotesk, aber die Einzelheiten sind kunstreich aus dem groben Sandstein, der das Material der gesammten Ruinen bildet, gemeißelt. Auf einer Strecke von etwa 500 Fuß im Gevierte findet sich nun eine zahllose Menge mehr oder minder verfallener Tempelchen, etwa 12 bis 15 Fuß hoch, jedes eine Thür und eine kleine Kammer enthaltend, in welch letztern sämmtlich Buddhabilder befindlich gewesen sein sollen, und diese massenhafte Aufstellung

von Buddha's wiederholt sich allerdings bei den berühmten Heiligthümern von Boro Bodo. Alles ist mit Gestrüpp verwachsen, einige Strecken sogar als Feld angelegt. In einem innern Hof in der Mitte erhebt sich das Hauptgebäude, bereits sehr zerfallen, aber noch immer hohe Schönheit der Ausführung verrathend. Der Eingang von Osten führt in das Hauptgemach mit pyramidaler Decke, es ist leer. Eine Anzahl kleiner Gemächer umgeben es von außen; manche Reliefs von Gottheiten zieren sie, und außerdem sind alle Wände von innen und außen mit Säulen und Ornamenten in Basrelief aufs Allerkunstreichste geschmückt. Die Skizze welche Raffles in seinem berühmten Werke über Java von dem restaurirten Tempel entworfen hat, und welche die Analogie der Trümmer treu bewahrt, zeigt ein prachtvolles Gebäude in den edelsten Verhältnissen. Von solcher geistigen Höhe wie sie die Conception dieses Tempelbaus verräth, ist das jetzige Volk von Java tief herabgesunken, und allerdings muß die Baukunst da am ersten erliegen, wo die Gunst des tropischen Klima's ihre Leistungen für den eignen Bedarf wenig nöthig macht, und wo keine großartige Hierarchie sie mehr zur Ehre der Götter in Anspruch nimmt.

Soll ich nun hier den Leser in das Labyrinth indischer Mythologie einführen, in dem ich überdies ihm ein schlechter Wegweiser sein würde? Ich unterlasse es,

und eigne mir für dasmal das Wort jenes Mahommedaners in Indien an, der von einem wißbegierigen Europäer um den Namen eines Götzenbildes befragt geringschätzig erwiederte: „Gott sei Dank, ich weiß nicht einen Shaitan (Satan) von dem andern zu unterscheiden." Ebenso übergehe ich die Frage ob der Braminismus auf Java dem Buddhismus, oder dieser jenem gefolgt ist, vermag jedoch aus der Anschauung so mancher indischer Götzen es unbedingt zu bestätigen daß die Spuren des Buddhismus auf Java unverkennbar sind. Das Bestreben von Raffles' Hindu-Führer, der aus fanatischer Mißgunst oder Unwissenheit die Buddha's sämmtlich für braminische Bilder ausgab, kann den nicht verwundern, der die Schamlosigkeit gesehen mit welcher die Braminen in den Felsentempeln von Ellora die unzweideutigsten Buddha's für braminische Gottheiten ausgeben, und dort zugleich beobachtet hat wie Reliefs von Buddha's zu Idolen der Braminen gestempelt sind, indem man aus dem Felsen ihnen noch ein halb Dutzend Arme herausgemeißelt hat. Diese Gerechtigkeit ist man dem armen Buddhismus wahrhaftig schuldig.

Auf dem Wege nach Djocjocarta unweit Brambanan trifft man noch einen hohen Tempel von geringer Ausdehnung, und außerdem sind kolossale Statuen hier und dort aufgestellt, leider abscheulich angepinselt. Die Regierung verbietet verständiger Weise die Ausfuhr von

Alterthümern, sie sollte aber auch verhindern daß die Ruinen, deren schwere und ohne Kalk verbundene Quadern treffliche Bausteine abgeben, von Baulustigen zerstört, oder die Götzen weggeschleppt werden um irgend einem Landhaus zur Zierde zu dienen. Im Garten eines unserer Gastfreunde standen sie wie Pilze mitten im Gras, und zwei schöne Buddha's waren aufgestellt um das Anfahren der Wagen als sogenannte Abweiser oder Schrecksteine zu verhüten.

Ein tüchtiger Gewitterregen überfiel uns noch vor unserer Ankunft. Die Wege waren fußtief von den Gießbächen, welche sich von den umliegenden Bergen in diese Ebene münden, unter Wasser gesetzt, und die Vorübergehenden waren übel daran, da sie nach Landesgebrauch den gnädigen Herren Europäern den Wagen aus dem Kothe ziehen mußten. Der gemeine Javane, dem es an Anlässen Demuth zu üben nicht fehlt, ist gewohnt Alles zu thun was ein Europäer ihm mit gebieterischer Miene anbefiehlt, und viel Gnade noch daß wir ihnen mit einigen Kupfermünzen, deren wir stets einen ganzen Sack voll mit im Wagen führten, ihre Mühe vergüteten; es ist das in den Augen Vieler in Java eine sehr überflüssige Großmuth. Endlich kamen wir an unser Reiseziel an, wahrhaft entzückt über die unvergleichlich schönen Alleen alter schattender Bäume, welche zur Stadt führen und die schöne Einfahrt von Solo noch weit

übertreffen. Wollte man Djocjocarta einen Beinamen geben, so verdiente es „das schattige" genannt zu werden.

Der Reisende in Java ist so glücklich an jedem Ort von einiger Bedeutung immer ein „Heeren-Logement" anzutreffen, wo er ein schlechtes Zimmer, leidliches Essen und gute Aufnahme findet. Auch hier trafen wir diese Schicksalsgunst, Besseres aber war uns beschieden, indem der Resident, Herr Bousquet, an den wir Empfehlungsbriefe brachten, uns in zuvorkommender Gastfreiheit eine Wohnung in der „Residentie" anbot. Unser gütiger Wirth, seine Gemahlin welche alle Eigenschaften einer großen Dame mit wahrer Liebenswürdigkeit und Herzensgüte verband, und die übrigen Glieder der zahlreichen Familie bildeten einen höchst angenehmen, gemüthlichen Kreis, in dem wir uns wie Kinder des Hauses befanden, und aus dem wir mit Leid schieden. Die Stellung eines Residenten fern von den obersten Behörden ist eine große und machtreiche, und der einzelne Mann, mit weiten Befugnissen versehen und schon durch diese Entfernung vom Mittelpunkt auf selbstständiges Handeln angewiesen, vermag des Guten wie des Bösen im weiten Kreise viel zu stiften. Wenn es schwer ist eine Reise durch Java zu machen, ohne von dem Hochmuth oder der Eigenmacht eines der zahlreichen Gewalthaber wenigstens gestreift zu werden, und ohne bis zum Ueberdruß die mehr oder minder

gerechten Klagen der Pflanzer anhören zu müssen, so war es desto wohlthuender einem Manne zu begegnen, der den Glanz und die Macht seiner Stellung uns gegenüber nur benutzte, um mit wahrer Courtoisie und Freundlichkeit nicht nur unsern Aufenthalt selbst zu einem angenehmen zu machen, sondern alle die Herrlichkeit vor uns aufzurollen, zu der nur durch ihn der Zugang möglich war. Die Wohnung des Residenten ist eine der hübschesten und angenehmsten die es geben kann; das Haus liegt in einem geräumigen Garten von schönen Bäumen beschattet, die vordere Grenze bildet eine jener prachtvollen Alleen, und in einiger Entfernung hat man das kleine hübsche Fort vor sich, mit seinen dunkeln Mauern, weißen Zinnen und gelben Gebäuden. Diese Farbenwahl thut dem Auge nicht wehe und ist allen Forts auf Java gemein. In unserm Hof hatten wir eine Wache von Fußvolk und Reiterei, sogar vier kleine Geschütze, und fühlten uns so recht inmitten der europäischen Macht. Unser Aufenthalt verlängerte sich bis zu einer Woche, da der unstäte Reisende nur zu gern sich aufhält wo er wahre Herzlichkeit findet, und überdies hatte unser gütiger Wirth eine Reihe von Unterhaltungen für uns, die kaum einem kürzeren Zeitraum anzupassen waren.

Gleich am ersten Tage wurde eine Partie zur Besichtigung von Passar Gedé verabredet, wo sich die

Gräber der kaiserlichen Familien von Solo und Djocjocarta befinden, ein Ort von großer Heiligkeit für die Eingebornen. Als unser Wagen mit sechs Pferden bespannt und von Läufern begleitet vor den Thoren des Heiligthums anfuhr, überraschte uns nicht wenig der stattliche Empfang den eine kurze Notiz unseres bevorstehenden Besuches uns bereitet hatte. Der Oberpriester, ein Mann von würdigem Ansehen, in weißen Gewändern und einem eigenthümlich gebundenen Turban, aber trotz seines heiligen Amtes mit dem unerläßlichen Kriß bewaffnet, wartete unser am Eingang, gefolgt von zwei Häuptlingen. Eintretend gewahrten wir eine Schaar von mehreren hundert Neugierigen, meist Kinder, außerdem Bettler und Krüppel, welche im Schatten von zwei riesenhaften höchst malerischen Bäumen gruppirt das Glück genossen so wichtige Personen anzustaunen. Geleitet von unserem Führer traten wir durch den Haupteingang in den ersten Hof, welcher von hohen halbverwitterten Backsteinmauern umgeben und mit alten Bäumen geziert ist. Der ganze Begräbnißplatz besteht aus einem Labyrinth solcher Höfe mit halb chinesischen halb orientalischen Pforten, mit Treppen und Wasserbehältern. Hier sieht man zunächst zahlreiche Gräber von Fürsten, sämmtlich mit einfachen steinernen Denkmalen ganz wie die gemeinen Grabstätten, nur daß letztere meist von Holz sind: ein schmales Parallelepiped von 6 Fuß

Länge, auf dessen oberer Fläche sich an beiden Enden keilförmige Verzierungen befinden. Die Grabmäler der Kaiser und Sultane sind, bei weitem weniger poetisch als jene andern, durch ein hölzernes Haus geschützt, und bieten nichts Interessantes; sie sind mit halbzerrissenen Draperien bedeckt. Gerade der verfallene Zustand des Platzes machte einen ernsten, feierlichen Eindruck, welchen die ehrwürdigen Bäume und die Beleuchtung eines gewitterdrohenden Abendhimmels noch erhöhten. Die uns nachgefolgte Menge beobachtete tiefes Schweigen, angemessen der Ehrfurcht welche der Javane den Verstorbenen zollt. Dieselbe sinnige und tiefe Auffassung zeigt sich auch an den Gräbern geringerer Häuptlinge, die unbeschützt in der freien Natur liegen; an einer hervorragenden Stelle erhebt sich meist ein riesenhafter alter Stamm, und ihn umgibt das dürre Astwerk eines Baumes, der fast nie Blätter, aber stets an den Enden der sich in einer Rundung ausbreitenden Zweige Blüthen hat; dieser Baum ist dem Javanen ein Bild des Todes, während die überlebende Blüthe die unsterbliche Seele versinnlicht, und er pflanzt ihn ausschließlich auf Gräber.

Nach vollendetem Umzug durch die verschiedenen Höfe bot man uns die üblichen Erfrischungen, und die Menge wurde mit einem Haufen javanischer Deuts (Kupfermünzen deren 100 auf den Gulden gehen) beglückt. Wir hatten nun noch eine Merkwürdigkeit zu

betrachten: eine alte Steinplatte, auf welcher vor mehreren hundert Jahren europäische Abenteurer sich verewigt haben. Man liest in einem Kreis geschrieben die Sentenz: »ainsi va le monde« auf französisch, lateinisch, holländisch, italienisch (?) eingegraben, daneben die Worte: »ad aeternam memoriam sortis infelicis,« darum nicht eben weniger ergreifend, weil diese stumme Klage keine weitere Aufklärung bietet; das Uebrige ist verwischt und darum räthselhaft, und auch eine Copie die ich sah gab keine Auskunft, da ein der lateinischen Lettern Unkundiger sie gemacht hatte. Zwei steinerne Kugeln neben diesem Monument haben auch ihre Tradition; so viel wir verstehen konnten, dienten sie in alter Zeit als Kräftemesser für die kaiserlichen Kinder, die größere ist so schwer daß sie kaum aufzuheben ist. Die letzte Merkwürdigkeit des Ortes, die man uns mit sehr wichtiger Miene vorzeigte, waren zwei Süßwasser-Schildkröten deren Schale gelb war wie die der See-Schildkröte. Alle solche Seltenheiten genießen den Ruf der Heiligkeit, und sie sahen es nicht gern daß man sie berührte.

Auf dem Rückweg fuhren wir durch die Ueberreste des alten Kraton oder Palastes. Die Javanen verändern ihren Herrschersitz alle hundert Jahre, oder so oft große Unglücksfälle ihnen anzeigen daß die Wahl des Ortes nicht segensvoll war, eben so wie auch der gemeine Javane einen Namen verändert der ihm Unglück

brachte. Auch bei Solo hat man die Ruinen des Kraton von Kerta Sura, 6 Palen von der jetzigen Residenz. Man war gespannt, ob der Sultan von Djocjocarta sich durch das bevorstehende Jubiläum seines Kreton zu einem Neubau werde bestimmen lassen, dessen Kosten er wohl schwerlich bestreiten könnte.

An den Besuch von Passar Gedé schloß sich am nächsten Morgen ein Ausflug nach dem 12 Palen entfernten Imogiri, der seit einem Jahrhundert verlassenen kaiserlichen Grabstätte. Die Ersteigung des Heiligthums mittelst 200 steiler Stufen von Backsteinen war sehr beschwerlich; oben fanden wir Wasserbehälter und verschiedene Abtheilungen der heiligen Stätte, in deren Allerheiligstes wir nur mit Widerstreben eingelassen wurden um — nichts zu sehen: ein hölzernes Gebäude umschließt das Grab des ersten mahommedanischen Sultans von Matarem, und gilt den Javanen für ein großes Heiligthum. Im Ganzen lohnte der Ausflug wenig der Mühe, gewährte uns jedoch eine schöne Aussicht auf die gegenüber liegenden Höhen und auf die nahe Südsee. Charakteristisch war der durch zwei weiße Rehgehörne gezierte Amtsstab des Tempelhüters welcher uns empfing und uns das Heiligthum zeigte.

Einer der nächsten Tage war den Besuchen bei den verschiedenen Großen gewidmet. Wir begaben uns zuerst nach dem Kraton des Pangerang Adipati Pakoe Alam,

eines Fürsten der sich in der unabhängigen Stellung Mangkoe Negoro's befindet, und wie dieser als Freund der Holländer zum Gegengewicht gegen den Sultan dient. Man kann diese Häuptlinge nicht rühmen, daß sie sich zum Werkzeug ihrer natürlichen Feinde hergeliehen haben; dafür ist ihnen aber auch ein größerer Antheil an europäischer Civilisation geworden, und Pakoe Alan's Wohnung zeichnete sich vortheilhaft aus. Im zweiten Vorhof seiner umfangreichen Burg befindet sich der unerläßliche offene quadratische Saal für Festlichkeiten; der Empfangshalle, in welcher ein Bild Napoleon's in die Augen fällt, schließen sich mehrere europäisch möblirte Zimmer an, doch gestand er selbst daß er die javanische Hauseinrichtung vorziehe. Bei unserm Eintritt wurden wir von den melodischen Tönen des Gamelan empfangen; der Resident hatte seinen Besuch vorher angezeigt, und als er von seinem goldnen Sonnenschirm geschützt ausstieg, war sofort die ganze Familie des Fürsten versammelt ihn zu begrüßen. Pakoe Alan war ein alter Mann von würdevollem Aeußern; seine Prinzen, sämmtlich niederländische Officiere, die aber die Landestracht beibehielten, nahmen sich sehr gut aus. Nachdem wir mit anständiger Geduld die Empfangsceremonie bestanden hatten — Jeder gibt Jedem die Hand, bei weitem das Langweiligste bei all diesen Scenen — nahm man Platz, der Resident auf einem Purpursessel, wir

Andern daneben. Auch zwei Prinzessinnen erschienen ohne Scheu zu zeigen.

Der Fürst hatte für die anziehende Unterhaltung kriegerischer Tänze gesorgt, und auf einem sandigen Platz vor der Halle in welcher wir saßen, traten zuerst vier Tänzer auf; ihr Kostüm war so phantastisch als gefällig: schöne Gewänder, gehalten von langen flatternden Schärpen, umgaben die Hüften, dazu trugen sie enge kurze Beinkleider; die Beine abwärts vom Knie und der Oberkörper waren entblößt und mit blaßgelbem Pulver eingerieben. Diese seltsame aber nicht häßliche Weise sich zu schmücken ist allen Festlichkeiten des Javanen gemein, doch blieb bei den Tänzern das Gesicht unbemalt, während z. B. bei Hochzeiten Braut und Bräutigam auch das Antlitz färben. Den Kopf bedeckte ein Hütchen mit Blumen, und mancherlei Geschmeide zierte Brust und Arme. Nun begann die Musik: lange gehaltene Töne auf der Geige wurden von einem einstimmigen charaktervollen Gesang begleitet, der auf die Handlung Bezug hat. Die Tänzer traten je zwei von beiden Seiten vor, ließen sich mit gekreuzten Beinen nieder, und indem sie die zusammengelegten Hände langsam zum Kopf erhoben und wieder senkten, vollführten sie den üblichen Gruß gegen den Fürsten und die Versammlung. Eine Weile noch dauerte jene Musik, während der die Kämpfer mit bewunderungswürdiger

Gleichförmigkeit verschiedene Stellungen ausführten. Die Schönheit dieser Bewegungen war hinreißend und wir zwei Fremdlinge saßen in sprachloser Bewunderung, welche indeß alle Zuschauer zu theilen schienen. Schon die Einfachheit dieser Bewegungen bürgt für die reine Grazie derselben, welche vor dem strengsten ästhetischen Richter bestehen würde. Jetzt veränderten sich Takt und Charakter der Musik: zu den Glockentönen des Gamelan, welche in eine kurze sich immer wiederholende volle Harmonie einfielen, erhoben sich die Tänzer und begannen langsam würdevolle Stellungen und Bewegungen gegen einander. Der Takt der Musik verdoppelte seine Schnelligkeit, und wohl eingeübte Diener hatten im Nu jedem der vier Tänzer einen kleinen sehr schmalen Schild an den linken Arm geschnallt, und ihm einen Dolch dessen Handhabe eine Keule bildete, in die Rechte gegeben. Zu zwei begannen sie nun einander abwechselnd Stöße und Schläge mit ihrer Waffe beizubringen; wiederum die bewunderungswürdigste Genauigkeit mit der ihr Spiel in einander griff und den Tönen der Musik entsprach. Ohne die Zuschauer zu ermüden dauerte dieser Tanz eine Weile, bis er allmälig an Lebhaftigkeit abnahm, die Musik wieder mit Gesang und Begleitung der Geige einfiel, und die Tänzer nach einer zweiten Begrüßung sich entfernten. Dieses Crescendo und Decrescendo in der ganzen Aufführung ist eine der Haupt-Schönheiten

derselben. Dieser ersten Vorstellung folgte eine wilde Scene, ein Keulenkampf zwischen zwei Männern von herkulischer Statur. Lange dauerte die Abwechslung der verschiedenen Stellungen, bis der eine dem andern einen scheinbaren Schlag beibrachte der ihn niederwarf; in die Knie stürzend ahmte er die krampfhaften Zuckungen eines tödtlich Verwundeten nach, bis er sich plötzlich aufraffte und seinen Gegner in die gleiche Lage versetzte. Darauf warfen sie gleichzeitig die Keulen weg und begannen zu ringen. Die Abgemessenheit des einstudirten Tanzes ließ auch hier keinen unterliegen, und die Scene schloß wieder mit dem langsamen ausdrucksvollen Salám. Die Musik bei diesem Tanze wurde oft unterbrochen durch die Recitation längerer Stellen aus den alten Balladen, und bei jedem Schlag der geführt wurde, erhoben die Musiker ein kurzes wildes Geschrei, ähnlich dem scharf ausgestoßenen Gebrüll des Tigers beim Sprunge, den sie sich wohl zum Muster dabei genommen haben mögen. Das Ganze beschloß ein Tanz von vier Männern mit Speer und rundem Schild. Diese Scene kam den vorhergehenden nicht gleich, weder an Interesse der Sache selbst noch in der Ausführung. Es waren offenbar Anfänger, und die Prinzen, welche diesen Schauspielen leidenschaftlich ergeben und völlig Kenner sind, corrigirten sie öfters. Diese Waffentänze sind für Djocjocarta das was für Solo der Sirimpi, doch hat man hier

auch letzteren; uns fiel es schwer zu entscheiden, welcher von zwei Vorstellungen der Vorzug gebühre, die uns beide neben dem Reiz völliger Neuheit einen so rein ästhetischen Genuß gewährt hatten, wie kaum ein Volk der Welt etwas Aehnliches besitzen dürfte. Mit dankerfülltem Herzen gegen den guten Residenten und Pakoe Alan, die uns das schöne Schauspiel vergönnt hatten, nahmen wir unsern Abschied.

Nun hatten wir noch den Sultan zu besuchen; wir erreichten bald den Kraton desselben, und ich war erstaunt über die völlige Gleichförmigkeit der inneren Eintheilung mit der Kaiserburg von Solo; am Eingang wieder ein großer freier Platz mit uralten, zum Theil heiligen Bäumen, nur Alles würdiger, reinlicher, stiller. Auch dieser Kraton soll in seinem weiten Umfang eine Bevölkerung von 20,000 Seelen besitzen, aber in dem Theil welchen der Sultan bewohnt, herrscht tiefe Stille, fast Oede. Nur einzelne Wachtposten beleben die weiten Hofräume. In einem derselben schloß sich uns der Befehlshaber der europäischen Leibwache an, welcher von der niederländischen Regierung angestellt ist und hier wie in Solo ein sogenanntes Landeskind oder Liplap, d. i. Farbiger ist. Er hat die schwierige Stellung, weder dem Sultan noch dem Residenten zu sehr ergeben sein zu dürfen, und darf doch auch beiden nicht mißliebig sein. So gelangten wir endlich in die hehre Nähe des

Sultans, der hier von Schweigen umgeben thront. Statt des ritterlichen Glanzes eines geräuschvollen und stattlichen Gefolges sieht man nur ein Heer von Hofdamen welche den Dienst um ihn versehen, und das einzige Geräusch ist das Gegurr von Turteltauben, die in wohl zwanzig Käfigen das große Saalgebäude umgeben, ein passendes Symbol für einen Fürsten der seinen Tag in schlaffer Trägheit und Thatlosigkeit unter seinen Frauen verbringt. Es gehört nicht zu den letzten der niederländisch-indischen Vorsichtsmaaßregeln, daß der Zutritt zum Sultan nur durch den Residenten gestattet wird, unsere Audienz indeß schloß diese Erleichterung von selbst in sich, und wir hatten noch die Unterhaltung das Ceremoniell zwischen diesen beiden Größen zu betrachten. Die Sitte will daß der Resident dem Sultan den Arm bietet um ihn zu seinem Sitze zu geleiten; wir folgten, und die gewöhnlichen Complimente und Redensarten wurden mit leiser, leiser Stimme gewechselt. Von der Persönlichkeit dieses Beherrschers der Gläubigen weiter unten. Sehr bald nachdem wir uns niedergelassen und Thee genommen hatten, hatte er die Gnade uns zur Sultanin zu begleiten. Wir durchschritten einen Hof wo die weibliche Wache aufgestellt, d. i. niedergekauert war, und die Waffen des Sultans bewahrte! In einem zweiten offenen Gebäude hinter dem ersten empfing uns die Sultanin, eine kleine zierliche Javanin von kaum zwanzig

Jahren mit schönen schwarzen Augen, und die alte Sultanin Großmutter, von weniger anziehendem Aeußern. Nachdem wir die Händchen dieser erlauchten Damen mit den Fingerspitzen berührt und unsere Begrüßung gemurmelt hatten, nahmen wir Platz. Es war eine große Vorurtheilsfreiheit, die man in Solo nicht kennt, daß wir die schöne Sultanin zu sehen bekamen; ein einziger Prinz ist dort weniger streng, und die Folge ist daß seine Töchter sitzen bleiben; die jungen Prinzen verschmähen eine Schöne auf die schon profane Augen geblickt haben. Das Gemach war geräumig, es war wohl das Staatszimmer, und im Hintergrund sah man das kostbar geschmückte Bett des hohen Paares. Neben uns lag ein zweijähriger kleiner Pangerang Adipati, Neffe des Sultans auf seinem Bettchen, von Frauen umgeben — sterbend; ein erschütternder Anblick gerade in dieser Umgebung, wo Alles nur von stummer und scheuer Ehrfurcht für den irdischen Gewalthaber der hier thronte, erfüllt schien.

Im Kraton ist noch eine erwähnenswerthe Merkwürdigkeit, das sogenannte Waterpaleis, Wasserpalast, eine geschmacklose Schöpfung eines der früheren Sultane, welche jedoch unter die Wunder Java's gezählt wird. Wunderlich ist es allerdings, in dem Kraton zwischen Bambus- und Strohpalästen ein Gebäude zu sehen welches mit seinen massiven Façaden und spitzen Giebeln an

einen europäischen Adelssitz aus dem 17. Jahrhundert erinnert. Es ist das Werk eines Italieners und im letzten Jahrhundert erbaut. Ein Gewirre von Höfen, Treppen, unterirdischen dumpfen Gängen, und ein breiter Graben, der ehemals Wasser und zur Behütung wie zur Bewachung der Frauen Krokodile enthielt, umgeben das Hauptgebäude, welches wahrhaft bombenfest gewölbt und mit dicken Mauern versehen ist. Die Zimmer sind dumpf und unerfreulich, und jetzt von Fledermäusen heimgesucht welche übel darin hausen. Drei schöne Badebassins gehören ebenfalls dazu und sind eben so vernachlässigt wie das Ganze, welches ungeheure Summen gekostet haben mag um einer augenblicklichen Laune zu genügen.

Der Hof von Djocjocarta ist im Ganzen reinlicher, würdevoller, aber auch altjavanischer und europäischen Anschauungen fremder als der von Solo. Djocjocarta hält sich für den eigentlichen Repräsentanten des altehrwürdigen Reiches von Matarem, welches in die zwei jetzigen Reiche seit einem Jahrhundert zerfallen ist. Die Eifersucht zwischen diesen zwei Staaten gilt für einen mächtigen Hebel zu Gunsten der niederländischen Herrschaft, die jedoch schon seit einem Vertrag von 1749, der nach Raffles einem schwachen Fürsten auf seinem Sterbebette abgerungen wurde, ihre Schlingen enger und enger um die alte nationale Dynastie gestrickt hat, und jetzt in derselben nur noch die machtlosen Schatten

früherer Größe befangen hält. Forts und Truppen mitten in den Staaten, ja in den Residenzen selbst die unabhängige genannt sind, förmliche Bewachung der Schattenfürsten in ihrer eigenen Wohnung und Begünstigung der Eifersucht zwischen den Großen lassen für die niederländische Macht wenig mehr besorgen, und hierin sind die Holländer um kein Haar schlimmer als die Engländer in Indien, so groß auch sonst der Unterschied in der Colonialverwaltung der beiden Mächte ist. Der Kaiser von Solo bewahrt noch die Justiz- und Polizeigewalt über die Eingebornen seines Reichs, mit der einzigen Beschränkung daß Todesurtheile der Bestätigung des Generalgouverneurs unterliegen. Der Sultan hat jene Prärogative abgetreten, und die Sendung jenes hohen Commissärs nach Solo sollte eine ähnliche Concession dort zum Zwecke haben. Nach einigen Zügen aus der dortigen Staats- und Rechtspflege muß man allerdings gestehen, daß eine solche Abtretung nur wünschenswerth für die Menschheit wäre. So hatten vor mehreren Jahren Bettler und Krüppel dergestalt überhand genommen, daß der Kaiser sich derselben zu entledigen beschloß; denn obgleich er selbst 160 Zwerge unterhält, so mochte er doch zur Vermehrung dieser Leibwache nicht geneigt sein; kurz, der erste Minister ließ alle jene Unglücklichen auf Kähnen auf dem gerade sehr angeschwollenen Soloflusse einschiffen, auf ein

gegebenes Zeichen wurden angebrachte Luken geöffnet, und alle mußten jämmerlich ertrinken. In ähnlicher Weise räumte man vor noch kürzerer Zeit das überfüllte Gefängniß von Solo: man öffnete die Thore und schoß unter dem Vorwand eines Fluchtversuchs die Gefangenen nieder. So lag auch die Strafgesetzgebung sehr im Argen, und wenn ein Pflanzer in den Fall kam einen Javanen aus einer seiner Dessa's zu tödten, so genügte es vier Gulden nebst den Ohren des Getödteten nach Solo einzuschicken. So versicherte mich ein völlig glaubwürdiger Mann, und allerdings stimmt es mit den javanischen Gesetzen über die Tödtung eines Niederen durch einen Vornehmeren.

Der Kaiser von Solo erzeigt nur bei seltenen Gelegenheiten, wie Neujahr und Geburtstag des Königs der Niederlande, dem Residenten die Ehre seines Besuchs; auch jener Besuch bei Herrn van Nes war etwas Ungewöhnliches. Sehr gern erkauft der Resident von Solo die Befreiung von lästigen Ceremonien mit einem täglichen Tribut von fünf Gerichten auf die Tafel des Kaisers, welche Auflage seltsamer Weise zu den officiellen Pflichten seines Amtes gehört; dem Residenten von Djocjocarta dagegen blüht alle 14 Tage das Vergnügen den Sultan und sein Gefolge, und dazwischen letzteres einmal allein zu bewirthen. Eine der kaiserlichen Mahlzeiten fiel in die Zeit unseres Aufenthalts und

gehört zu meinen interessantesten Erinnerungen aus den „Voorstenlanden," obwohl wir unsere armen Wirthe in dieser umständlichen und höchst ennuyanten Festlichkeit von Herzen beklagten. Als die Zeit herankam, verkündete militärische Musik welche die holländische Nationalhymne spielte, die Ankunft des Sultans und seines Gefolges. Der Resident bot ihm am Schlag des Wagens seinen Arm, und er betrat alsbald die Halle des Hauses mit nicht geringem Aplomb, den er bei einem Gewicht von 300 Pfund wohl haben konnte, und großer Selbstzufriedenheit. Höflichkeit ist ein Hauptzug des javanischen Großen, und sie fehlte auch dem Sultan nicht, wiewohl er weit entfernt war das verbindliche und gefällige Wesen des Kaisers zu besitzen. Obwohl erst 27 Jahre alt, war der Sultan rund und fett, gutmüthig von Charakter und Aussehen und plump. Er trug die gewöhnliche javanische Tracht, und auf seiner bunten Jacke das Commandeurkreuz des niederländischen Ordens. Als er auf dem Sopha neben dem Residenten Platz genommen, rückte auch sein Gefolge an: fünf Prinzen die auf Stühlen uns gegenüber Platz nahmen, und vier hohe Staatsbeamte die eben so wie einige Kinder der kaiserlichen Familie sich auf dem Teppich zu unsern Füßen niederließen. Die Waffenträger fehlten nicht.

Man ging Punkt sieben zu Tische. Zwischen zwei angenehmen civilisirten Nachbarn focht mich die lange

Reihe barbarischer Prinzen wenig an, nur bedauerte ich im Stillen diese Unglücklichen, die sich mit Messer und Gabel in der Hand nicht viel besser befanden als der Fuchs in der Fabel bei dem Gastmahl des Storchs. Dafür wußten sie desto besser zu trinken; der Sultan trank mit Jedem von uns, seine Leistungsfähigkeit in dieser Beziehung wird als ungeheuer geschildert, und man versichert daß er einige Prinzen gegen die er politische oder persönliche Feindschaft hegte, nicht nur unter den Tisch sondern unter die Erde getrunken habe. Ich unterhielt mich ganz gut, weniger Delessert, den man neben den Hohenpriester gesetzt hatte und der sich bis zur Verzweiflung langweilte. Wir Jüngeren waren wenigstens mit dem Ende des Mahls erlöst, während die javanische Gesellschaft mit denen die zu ihrer Unterhaltung berufen waren, noch eine lange und langweilige Sitzung hatte.

Vierter Abschnitt.

Besteigung des Merapi — Rückreise nach Batavia — Colonialsystem.

Um die Schilderung der Erlebnisse an jenen Fürstenhöfen nicht zu unterbrechen, habe ich die Besteigung des Vulkans Merapi, welche wir von Solo aus unternahmen, bis hierher zurückgesetzt; wir hatten uns zu dieser Expedition nach der schönen Pflanzung der Herren van Braam und van Blomenstein bei Boyolali begeben, und nach längerem Aufenthalt zu dem eine überaus gastfreie Aufnahme uns verleitete, rüsteten wir uns am 13. Juli Abends zum Aufbruch. Es galt vor dem nächsten Morgen Seló zu erreichen, von wo der eigentliche Berg aufsteigt. Durch die Güte des Residenten von Solo waren uns alle Erleichterungen geworden deren man bedarf, und die javanischen Häuptlinge hatten uns Bergpferde zur Verfügung stellen müssen, welche wir nun bestiegen um vor Nacht die vier Stunden zurückzulegen. Der Weg ist anfangs gar nicht steil; man reitet durch Kaffeepflanzungen und Felder, immer die

zwei riesigen Gipfel des Merapi und Merbabu vor Augen, welche sich gerade in dieser Lage majestätisch ausbreiten. Diese zwei Berge, der erstere ein noch thätiger, der andere ein ausgebrannter Vulkan, in der Mitte von Java gelegen, bilden eine merkwürdige Scheidewand zwischen dem östlichen und westlichen Theile der Insel, und ein Paß von großer Wichtigkeit in den letzten Kriegen führt zwischen beiden hin, auf einer Höhe von 4000 Fuß. Wie man höher gelangt wird die Luft beträchtlich kühler; mit der Hälfte des Weges fängt man an stärker zu steigen, tiefe Schluchten zertheilen die aus der Ferne eben erscheinende Strecke zwischen den zwei Bergen, und zweimal reitet man auf einem Erddamm, auf beiden Seiten mehrere hundert Fuß über den steil abstürzenden Felsen erhaben. Diese Uebergänge haben den Titel „Teufelsbrücken" entlehnt, und spielten eine schreckliche Rolle in den Erzählungen welche bedächtige Leute uns von den Gefahren des Merapi gemacht hatten. Ehe wir unser Nachtquartier erreichten, sprachen wir bei einem alten Manne vor der am Wege ein kleines Besitzthum hatte, ein Mann von 84 Jahren, auf Java von europäischen Eltern geboren. Sein Vater starb 99 Jahre 8 Monate alt, seine 77jährige Frau lebte noch, und er selbst war rüstig genug um an diesem hochgelegenen gesunden Orte noch auf einige Jahre hoffen zu dürfen. Er lebte von einer kleinen Pension in halber Dürftigkeit.

Selò ist ein Landhaus dessen Benutzung dem jedesmaligen Residenten von Solo gestattet ist, unde opsonium sumeret; unsere Gemüse und Früchte, besonders herrliche Erdbeeren, kurz unsere gesammte Gärtnerei findet man hier in einem völlig europäischen Klima; wir hatten des Nachts 10^0, des Tages 16^0, und fanden es kalt genug. Dort wollten wir die Nacht zubringen; leider aber war der Resident noch ganz kurz im Amte und hatte sich nicht eingerichtet, und so fanden wir denn die wahren Kennzeichen eines wüsten Hauses, Staub, rumpelige Stühle und einen rauchenden Schornstein. Ein Feuer war indeß bei der Kälte nicht zu entbehren, und was uns denn an Bequemlichkeit abging, ersetzten wir durch Philosophie und ausgelassene Lustigkeit, dergleichen das alte Haus lange nicht gesehen haben mochte. Als es spät war suchten wir die glücklicher Weise noch existirenden Matrazen, und schliefen in unsere Mäntel gehüllt bis zum nächsten Morgen, zugleich von dem Vorsatz träumend die Sonne vom Gipfel des Merapi aufgehen zu sehen. Doch daraus wurde nichts, und als wir wirklich auszogen glänzte das Ziel unseres Ausflugs bereits in den Strahlen der Morgensonne. Die erste Strecke konnten wir noch reiten, mein Pferd indeß, ein schlechter Klepper, machte der Sache bald ein Ende, indem es urplötzlich mit allen vier Füßen zugleich umfiel, und mich der ich an ganz andere Dinge dachte, natürlich

mitfallen ließ. Unter dem Gelächter der Andern über den seltsamen Sturz und selbst lachend raffte ich mich aus dem Graben in den ich gerollt war, auf, und da ich fand daß der unglückliche Gaul wie todt dalag, ließ ich ihn lieber gleich liegen und setzte getrost zu Fuß den Weg fort, der ohnehin auch den Uebrigen zum Reiten bald zu steil wurde. Nun ging unsere Route, denn ein Weg war nicht vorhanden, schnurgerade den ersten Absatz des Berges hinauf; schlüpfriger Rasen und dicht neben den engen Pfaden tiefe Risse im Erdreich, die durch das Gras verborgen waren, machten den Weg sehr schwierig; wir waren 5 Europäer und 13 Javanen, welche für Nothfälle mitgenommen waren und schon hier Einen von uns den Berg hinauf ziehen mußten. Indem wir alle fünf Minuten ausruhten, erreichten wir ohne große Ermüdung die erste Station wo der Wald beginnt. Eine Akazienart welche man auch in unsern Gewächshäusern hat, die welche ihre Blätter des Abends schließt, steht am Wege, eben so anderes Gesträuch, an welchem wir uns bei der übermäßigen Steilheit des Weges anhalten mußten. So erreichten wir endlich die kahlen Gipfel, wo uns schwindelnde Kletterei an furchtbaren Abgründen und ein Weg erwartete, wo man im Geröll bei jedem Schritt einen halben zurückrutscht. So erreichten wir in ungefähr 4 Stunden eine muldenförmige Ebene, wo die letzte Erhöhung mit dem rauchenden

Krater in anscheinend unersteiglicher Steilheit vor uns lag. Unsere Führer bezeichneten denn auch dies als das Ziel und erklärten die Spitze für unzugänglich; allein ich war gekommen einen Vulkan zu sehen und ließ mich so nicht abspeisen, und da ich meiner Sache im Bergklettern ziemlich gewiß bin, beschloß ich trotz der Gegenvorstellungen der Andern mein Glück weiter zu versuchen und machte mich mit zwei der Javanen auf den Weg, begleitet von dem guten und eben nicht überflüssigen Rath den Hals nicht zu brechen.

Das Erste was sich darbot war eine Kletterei an einer beinahe senkrechten Wand, auf rutschendem Geröll von Bimsstein; eine Viertelstunde brachte mich hinauf und an die erste Stelle wo Schwefeldampf in dicken Wolken emporstieg. Der Schwefel schlägt sich an den Steinen zwischen denen der Dampf herausquillt nieder, und Alles ist mit Schwefelstaub und Krystallen bedeckt. Bis dahin war der Weg mehr beschwerlich als gefahrvoll, aber indem ich von hier weiter nach der Spitze klomm, begannen die Bedenklichkeiten. Vor mir eine Wand, nicht mehr aus Geröll, sondern aus aufeinander gethürmten Felsblöcken bestehend, auf denen jeder Schritt ein Wagestück war. Mit Händen und Füßen mich anklammernd kletterte ich vorsichtig entlang; bald rollte ein unbeweglich scheinendes Felsstück, aus der porösen und leichten vulkanischen Masse bestehend, mir unter den

Füßen weg, bald bröckelte ein andres an das ich mich fest halten wollte, los, und mehr als einmal befand ich mich in der bedenklichsten Lage und verwunderte mich über meine Thorheit, daß ich so weit gereist war um den Hals zu brechen. Das Gute hatte noch der Bimsstein daß man nicht auf ihm ausglitschte, aber nun kam noch eine andre Schwierigkeit hinzu: die Steine waren von dem hervorströmenden Dampfe erhitzt, und dieser drohte obendrein mir den Athem zu benehmen. Fast völlig erschöpft raffte ich meine Kräfte noch einmal zusammen, um eine steile Spitze vor mir zu erklettern, sie war geborsten und gab dichte Rauchwolken von sich, und hier befand ich mich denn wirklich auf dem höchsten Punkte des Kraterrandes auf dieser Seite des Bergs und übersah die merkwürdige Struktur des Kraters. Eine mächtige Rundung von etwa einer halben Stunde Durchmesser umgibt ihn; in der Mitte erhob sich eine hohe, steile Pyramide, welche keinen Rauch ausstieß. Der Krater gleicht sonach, wenn ich das Bild gebrauchen darf, einer Kuchenform. Die Spitzen des westlichen Randes erschienen die höchsten; um sie zu erreichen hätte ich durch die Schlucht des Kraters hindurch klettern müssen, was insofern anging als dieselbe geschlossen war und nur an einzelnen Stellen Schwefeldampf ausstieß; aber ich hatte genug, und hatte überdies vom Krater ein vollständiges Bild gewonnen. Alle Spitzen und Schluchten

scheinen hier nur aus lose zusammen geworfenen Fels- und Bimssteinblöcken zu bestehen, und man macht sich einen Begriff von der furchtbaren Gewalt der Umwälzungen welche hier stattgefunden haben. *

Nicht ohne große Mühe gelangte ich wieder auf die Ebene wo die Freunde mich erwarteten oder nicht erwarteten, und konnte mir auf die glücklich vollbrachte Kletterei, die denn doch schlimmer war als ich mir vorgestellt hatte, wohl etwas einbilden. Es fand sich jedoch, daß auch Delessert es sich nicht hatte nehmen lassen mir wenigstens eine Strecke weit nachzuklettern. Auch jener Haltepunkt der Andern war von Interesse: zwischen der Spitze des Bergs und den gegenüber stehenden Nebenspitzen flachte sich das Terrain muldenförmig ab und bestand aus Erde und wie es schien festgewordenem Schlamm, dem die unten kochende Hitze eine feste Kruste gegeben hatte, von Junghuhn Aschenfläche genannt. Lange Risse liefen hindurch und dünsteten heißen Dampf aus. Gegenüber der Hauptspitze war einer der Gipfel wie mitten durchgeschnitten und ließ abermals eine Bildung aus Schlamm errathen. Ich spreche hier fortwährend im Präteritum, denn der Vulkan der seit dem Jahre 1837 geruht hatte, begann wenige Wochen nach-

* Die Treue der Junghuhn'schen Zeichnungen, insbesondere die Figur 13 zum Merapi bedarf meiner Anerkennung nicht erst; meine Tour erkenne ich darauf vollkommen wieder.

dem ich ihn bestiegen, im September 1846 einen neuen heftigen Ausbruch mit Aschenregen und Lava und zerstörte durch einen Auswurf von großen Steinen den Garten von Seló; wohl mag jene Mulde damals zum Krater geworden sein. Noch in Batavia erhielt ich die Nachricht von dem prachtvollen Schauspiel das seine Anwohner allnächtlich genossen, und mußte klagen daß eine Reise während der ich einen Monat lang den Merapi täglich vor Augen hatte, mit diesem Ereigniß nicht zusammen gefallen war.

Hier auf unserem Ruhepunkte nahmen wir die erste Speise für den Tag zu uns; zwei Orangen für Jeden war herzlich wenig, und so traten wir den Rückzug an. Kaum war ich eine Viertelstunde gegangen, als ich mich völlig ermattet ins Gras warf um eine Weile liegen zu bleiben; die kurze Ruhe frischte mich indeß wieder auf und ich legte die mittlere Strecke des Wegs, mich an den Büschen hinuntergleiten lassend, ziemlich gut zurück, fiel aber doch wieder ins Gras nieder, und war nun vor Hunger und Mattigkeit wirklich ganz kraftlos. Da gab mir ein mitleidiger Javane einige Kräuter die dort wuchsen, dem Sauerampfer ähnlich, zu essen, und ich fühlte mich wahrhaft gestärkt, so daß ich mit Seufzen und Aechzen weiter kroch; zugleich ärgerte ich mich aber daß mich meine Kräfte so im Stiche ließen, bis ich beim nächsten Haltepunkt die Andern, die ich weit voraus

glaubte, ebenfalls halbtodt im Grase liegen sah. Wie am Morgen bei dem Sturz des Pferdes mußte ich laut lachen, und so ergötzten wir uns an unserm Elend; aber auch das Lachen sollte uns bald vergehen. Jetzt nämlich kam die rasenbewachsene Strecke, welche wir hinabglitschen mußten. Schritt vor Schritt, mit vorgehaltenem Stocke rückten wir auf dem abschüssigen, schlüpfrigen Grasboden vorwärts, unsere Knie zitterten und knickten, wir waren ermüdet über alle Beschreibung und völlig muthlos, denn eine stundenlange Strecke voll dieser Qual lag vor uns. Zwei von uns gingen gestützt auf Javanen, der unermüdlich rüstige Delessert zog kläglich einher, Herr Handt, ein wilder Jäger, rutschte auf dem Theil der von der Natur zur Ruhe bestimmt scheint, Mynheer van Braam der nur aus Gutmüthigkeit mitgegangen war, fiel wohl ein dutzendmal hin, und von mir der ich ohnehin an dem Tage am meisten gethan hatte, will ich gar nicht reden. So kamen wir endlich nach Seló zurück und fielen mit einem wahren Wolfshunger über das aufgetragene Essen her; wir wünschten uns Glück zur Rückkehr und stimmten in dem Urtheil überein, daß keiner von uns in seinem Leben eine anstrengendere Bergpartie gemacht hatte. Nur meine Spaziergänge am Niagara vermag ich dem an die Seite zu stellen. So groß war die Anstrengung während der ganzen Tour, daß eben nur der Eindruck dieser, auch

in der Erinnerung, vorwaltete, und daß die großartige Fernsicht, besonders auf die übrigen vulkanischen Kegel der Insel, kaum beachtet und nicht genossen wurde. Noch ein Ritt von drei Stunden, und wir erreichten Boyolali, wo wir, ein Gegenstand des Mitleidens für die Zurückgebliebenen, gänzlich erschöpft vom Pferde sanken. Wir hatten von 9000 Fuß die der Merapi hoch ist, an dem Tage 5000 Fuß bergauf und 8000 bergab bis zur Pflanzung gemacht, einschließlich eines mehrstündigen Ritts.

Aber die Abenteuer des Tages waren noch nicht vorüber. Es begab sich nämlich, daß Mynheer van Blomenstein der sich gar sehr ermüdet fühlte, ein altes Weib kommen ließ um sich nach Landessitte die Gelenke knicken und den ganzen Körper reiben und kneifen zu lassen. Trotz aller Uebermüdung fühlte ich doch die Pflichten eines wißbegierigen Reisenden noch, und unter dem lauten Gelächter der Uebrigen legte ich mich nieder um mich der zarten Behandlung der alten Hexe anzuvertrauen. Sie begann jede Muskel des Körpers mit ihren Krallen zu zwicken, jedes Gelenk auszurenken, den Kopf in alle möglichen Lagen zu zwängen, meine Finger zu knacken, und außerdem daß mich diese Procedur bis zur Verzweiflung kitzelte, that das Gespenst mir wirklich weh. Das Halsumdrehen, wobei die Halswirbel knacken, verbat ich mir wenigstens, und nun wurde ich zu guter

Letzt mit gelber heiliger Farbe vom Kopf bis zu den Füßen eingesalbt und so der Ruhe übergeben, die sich wirklich eher einstellte als sonst nach übermäßiger Anstrengung der Fall zu sein pflegt. Die Kniffe der alten dürren Finger aber spürte ich noch am nächsten Tage.

Ehe ich nun die Rückreise von Djocjocarta aus beschreibe, habe ich noch den kurzen Umriß einer Indigoplantage zu geben, die wir von dort aus besuchten. Die Indigopflanze bedarf eines etwas sandigen, nicht zu magern Bodens, und der Bewässerung einmal in vierzehn Tagen. Man pflanzt Stecklinge je 2 Fuß von einander, und erlangt in 5 bis 6 Monaten den ersten Schnitt der 4 bis 5 Fuß hoch gewordenen Sträucher, und nach diesem noch drei oder vier Ernten mehr in einem Zeitraum von 12 bis 14 Monaten. Ein solches Feld ist von ferne einem Luzernkleefeld nicht unähnlich und die gereifte Pflanze zeigt einen bläulichen Anhauch in den obersten Blättern; die unscheinbare rothe Blüthe habe ich nicht gesehen. Die Bearbeitung und Reinigung des Bodens bedarf großer und ängstlicher Sorgfalt. Nach der letzten Ernte muß der Boden Ruhe haben und wird deßhalb mit Reis bepflanzt, welcher Bewässerung in noch höherem Maaße braucht und deßhalb am besten zu dieser Abwechslung paßt. Die Zubereitung des Färbestoffs ist einfach und kurz, und der Umstand daß sechs Monate nach der ersten Anlage schon eine Ernte

geliefert und zubereitet verkauft werden kann, ist günstiger als beim Kaffee- und Zuckerbau; auch die Maschinen sind einfacher und der nöthigen Gebäude weniger. Die abgeschnittenen Pflanzen werden eine Nacht hindurch in Wasser geweicht, das Stroh am Morgen weggeworfen, und der Abguß 2½ bis 3 Stunden lang in einem großen steinernen Bassin fortwährend umgeschöpft, wozu man sich meist eines Schöpfrades bedient. Darauf steht die Mischung 7 Stunden ruhig, nach und nach wird das Wasser durch Oeffnungen in verschiedener Höhe des Bassins abgelassen und mit dem wenigen Indigogehalt weggegossen, der Satz aber wird in einem offenen Kessel abgedampft, in einer Presse vollkommen entwässert und in Formen von 2½ Zoll Quadrat und halb so hoch gedrückt, welche nach einem Trocknungsproceß von 14 Tagen zum Verkauf fertig sind. Sechs solche Stücke gehen auf das Pfund*, und man verschifft den Indigo in Kisten von 200 Pfund zu 600 bis 700 Gulden. Jene Pflanzung versendete jährlich 100 bis 120 Kisten, und verwendete zur Erzeugung dieser Quantität Jahr aus Jahr ein die Bevölkerung der anliegenden Dessa's von 3000 Seelen jedes Alters, darunter etwa 700 Männer.

Am 23. Juli früh verließen wir Djocjocarta nach herzlichem Abschied von unseren trefflichen Gastfreunden. Unser Weg führte uns nordwestlich nach Magelan, der kleinen Hauptstadt der Residentschaft Kadú (oder

nach holländischer unästhetischer Schreibart Kadoe), einer der fruchtbarsten der Insel. Sie ist ein weites Thal, östlich begrenzt von der Bergkette des Merapi und Merbabu, westlich von der Kette der „Brüder," der vulkanischen Kegel Sindoro und Sumbing; diese vier Riesenhäupter, sämmtlich von der schroffsten, malerischsten Kegelform und paarweise stehend, bewachen das fruchtbare Thal, welches sich von ihren Ausbrüchen wenig Gutes zu versehen hat. Drei derselben ruhen glücklicher Weise, aber der arge Merapi hat noch im Jahr 1822 Felsblöcke von mehreren Fuß im Quadrat in die Ebene Kadu's, 15 Palen weit geschleudert, und man zeigte uns die Denkmale eines so furchtbaren, fast unglaublichen Regens auf den Feldern. Die Wege waren bis zur Grenze der Voorstenlande gegen Kadu herzlich schlecht, und die Grenze selbst, durch einen der Gießbäche gebildet die in dem gebirgreichen Java so häufig sind und so schnell und furchtbar anschwellen, brachte uns ein kleines Abenteuer. Zwei Brücken, deren traurige Ueberreste den guten Willen der Behörden bezeugten, waren weggerissen, und unser schwerer Wagen mußte einen Flußübergang bestehen der seine volle Haltbarkeit auf die Probe stellte. An dreißig Personen halfen ziehen und schieben, der Uebergang dauerte über eine Stunde, und als Alles vorüber war, mußten wir mit Schrecken bemerken daß er ernstlich gelitten hatte und einer großen

Reparatur entgegen ging. Auf der andern Seite angekommen fanden wir bessere Straßen und erreichten Magelan um Mittag. Der Ort hat nur wenige Europäer und ein sehr diminutives Heeren=Logement, in dem wir uns indeß ganz heimisch machten; dann gingen wir dem Residenten unsern Besuch zu machen. Mynheer van Hogendorp, den wir schon kannten, empfing uns sehr artig und versprach uns jede Erleichterung unserer Reisezwecke. Wir baten ihn denn um den nöthigen Vorschub zu einem Ausflug nach Boro Bodo, einem Orte von berühmter Merkwürdigkeit, an welchem wir zwar schon vorbeigereist waren, da er halbwegs von Djocjocarta von der Straße ab liegt; in Java jedoch, wo Alles durch den Residenten und nur durch den Residenten möglich wird, war ein solcher Umweg unabweislich geboten, und es wurde nun sofort eine Partie dahin für den nächsten Tag verabredet, und Herr van Hogendorp selbst hatte die Freundlichkeit uns zu geleiten. Am nächsten Morgen erschien er in einem sechsspännigen Wagen, begleitet von dem javanischen „Regenten" des Bezirks, vor unserer Thür; Lanciers ritten uns voraus, das zahlreiche Gefolge des Regenten zu Pferde hinter uns; unser Aufzug war nicht wenig glänzend. Mehrmals wechselten wir die Pferde, wo sich jedesmal eine große Anzahl Dienstbeflissener zeigte, und bald erreichten wir die Stelle wo man die Chaussee

verläßt. Auch hier war eine Brücke weggerissen, und diesem Zufall verdankten wir den Beweis, was ein Wink des Gewaltigen in Java vermag. Gestern Nachmittag war die Partie nach Boro Bodo verabredet, und heute früh war eine Brücke über den etwa 80 Fuß breiten Fluß hergestellt, stark genug für einen sechsspännigen Wagen. Mit dem unschätzbaren Material das im Orient überall aushelfen muß, mit Bambus, hatte man das ganze Werk in Einer Nacht vollendet, und als wir herankamen war man nur noch beschäftigt auch ein Geländer anzubringen. Auf mehreren Pontons von Bambusstangen zusammengefügt, ruhte eine Fahrbahn von dichtem übereinander gelegtem Bambusgeflecht; um dem Bau mehr Halt zu geben waren starke Bambusstangen an dem einen Ufer eingerammt, über welche Seile, abermals von Bambus liefen. Wir sahen hier die einfachste Kettenbrücke, ohne Eisen, ohne Nägel, ohne Holz aufgerichtet, nur von Bambus und in Einer Nacht! Ich übertreibe nicht, wenn ich annehme daß für diese kurze kaum verabredete Partie 100 Pferde und 400 Menschen thätig gewesen waren, ein Meisterstück despotischer Macht, welches den der sich auf der herrschenden Seite befindet, freilich angenehm genug berührt.

Schon vor dieser Brücke war uns die erste der merkwürdigen Ruinen dieser Gegend aufgestoßen. Man

kennt sie unter dem Namen der Ruinen von Moenboet schon lange, aber erst vor acht Jahren machte der damalige Resident die Entdeckung der vortrefflichen Statue welche jetzt ihre Hauptzierde ist. Mitten in einem Kaffeegarten, der eine ganz hübsche Umgebung bildet, erhebt sich dieses Heiligthum, ein pyramidalisches Gebäude mit einer Basis von 80 Fuß; die zwei untersten Stockwerke haben senkrechte Mauern, auf denen sich sehr verstümmelte Reliefs befinden; die Spitze bildet ein Haufen Steine in völliger Verwüstung. Durch eine enge Thür und über einige Stufen, von Löwen, einem nicht javanischen Thier bewacht, erreicht man das innere Gemach von etwa 20 Fuß Quadrat mit spitzem pyramidalem Dach wie bei Brambanan. Hier sitzen an den Seitenwänden zwei kolossale Buddha's, das eine Bein untergeschlagen; zwischen ihnen, und leider halb umgeworfen, befindet sich ein großes sitzendes Bild von etwa 12 Fuß Höhe, von weit vollkommenerer Arbeit als irgend eine dieser alten Sculpturen auf Java. Die Glieder sind in schönem Verhältniß und in freier natürlicher Haltung, als hätte sie der Dädalus javanischer Bildhauerkunst geschaffen. Der Kopf ist mit wolligem kurzem Haar (oder mit einem ähnlichen Kopfputz wie der Buddha's) bedeckt, über die linke Schulter und den Arm fällt ein Gewand, welches ohne die Formen zu verhüllen die Hälfte des Körpers bis zu den Füßen bekleidet. Die Hände,

welche bei den verschiedenen Buddha-Statuen stets symbolisch sind, sind hier so gestellt daß die Ringfinger sich berühren, so daß die Fläche der einen Hand nach oben, die der andern nach unten gekehrt ist.

Jenseit des erwähnten Flusses sahen wir bald den Hügel von Boro Bodo vor uns, der aus der Ferne sehr wenig imponirt, ein ungeheurer Steinhaufen dessen einzelne Formen verschwinden. Ueberhaupt hatte man uns von der Pracht des Ortes so viel gesagt, uns gleichsam gezwungen ihm nicht vorbeizureisen, daß wir selbst Angesichts und am Fuße des Hügels uns mit aller Mühe nicht in Erstase zu versetzen vermochten. Der Hügel von Boro Bodo, von fast halbkugelförmiger Gestalt, ist von fünf Terrassen umgeben, über welchen eine Plattform sich erhebt; das Ganze ist 100 Fuß hoch und hat 620 Fuß im Gevierte, und ist eben ein Terrassenbau dem ein Berg zur Grundlage dient, ähnlich Isola bella. Auf jeder der vier Seiten führt eine steile Treppe nach der Spitze; von jeder derselben gelangt man in die Gänge der fünf Terrassen, welche auf beiden Seiten durch Mauern eingeschlossen sind, und diese Gänge enthalten die eigentliche Schönheit der Ruinen: die zahllosen herrlichen Reliefs, welche in den untern Stockwerken auf beiden Wänden, in der Höhe nur auf der innern Wand angebracht sind. Die Figuren sind 1½ bis 2 Fuß hoch, in der Zeichnung so schön als vortrefflich im Ausdruck

der Gesichter und Gestalten. Sie treten sämmtlich stark hervor, und eine Gruppe enthält oft über zwanzig Individuen. Hier sieht man außer Festen, Kämpfen, Triumphzügen, Opfern, Krankheits- und Todesscenen eine Anzahl Darstellungen, welche in Kostüm und Handlung an die Gebräuche der heutigen Javanen erinnern, so z. B. ist das Pidjit, jenes Zwicken und Drücken welches man nach der Besteigung des Merapi mit mir vornahm, in aller Treue dargestellt. Außerdem finden sich Dinge die als Wegweiser für den Archäologen betrachtet werden können, z. B. die Anbetung einer Schildkröte, eines Krokodils, Elephanten und Löwen, die Anbetung eines Affen durch seine Stammverwandten, welche ihm in menschlich knieender Stellung Früchte darbringen. Eine Affenjagd ist sehr niedlich dargestellt: die Affen auf den Bäumen fliehend, und mit Bogen und Pfeil bewaffnete Jäger unten. Man muß annehmen daß alle diese Reliefs in die bereits vollendeten Mauern gehauen sind; denn sie sind nicht auf einzelnen Steinplatten sondern auf der Wand schlechthin, wie die Gestalt und Größe der Steine eben vorkam, angebracht. Deßhalb haben sie auch durch das unausbleibliche Weichen der ohne Mörtel auf einander gesetzten Quadern sehr gelitten. Jede Terrassenwand sieht man von einer Anzahl Nischen gekrönt welche sitzende Buddha-Statuen enthalten, deren ganz Boro Bodo an 400 zählt.

Die oberste Platform des Gebäudes über den Terrassen enthält drei Reihen glockenförmiger, echt buddhistischer Kuppeln von schwalbenschwanzförmigen Steinen halb durchsichtig gebaut, deren jede abermals einen Buddha einschließt. In der Mitte endlich beschließt eine halbrunde, theilweise zerstörte Kuppel das Ganze. Auf Treppen und Absätzen der Steine gelangt man ohne Mühe hinauf und erfreut sich dann einer schönen Aussicht auf die fruchtbare Ebene und die Vulkane welche sie einschließen. Alle Fernsichten und Scenerien des kultivirten Theils von Java scheinen denselben, jedoch der malerischen Abwechslung fähigen Charakter zu haben: wohl bebautes Feld mit Gehölz untermischt, in der Ebene an den Abhängen das frische Grün der Kaffeebäume; dabei werden wenige Aussichten der Insel eines Vulkans, eines thätigen oder erloschenen ermangeln.

Unten angekommen fanden wir Erfrischungen unter einer jener offenen Empfangshallen, die nirgends fehlen. Vor uns die Aussicht auf den Tempel mit einer Avenue von Löwen in liegender Stellung, welche unweit der Ruinen gefunden und so aufgestellt worden waren. Einige derselben sind noch unvollendet, und bestätigen die Annahme daß der Bau von Boro Bodo sehr kurze Zeit (nach Raffles 40 Jahre) vor dem Sieg des Mahommedanismus beendet ist. Neben diesen Löwen steht eine wunderliche Sphinx oder Harpye mit Vogel-

leib und menschlichem Kopf, deren Seitenstück nach England geschleppt ist. So arg der Vandalismus und sein schlimmerer Zwillingsbruder Sammelwuth an der Zerstörung von Boro Bodo gearbeitet haben mögen, und so wenig die ohne Mörtel aufgeführten Gebäude diesen Angriffen trotzen können, so hat doch auch der Eifer der Neubekehrten sicher vielen Antheil an dem jetzigen kläglichen Zustand der Ruinen. Neuerdings schien jedoch Boro Bodo gut, und insbesondere besser als Brambanan bewahrt, auch hatte die Regierung den Plan, Lichtbilder der Reliefs fertigen zu lassen.

Des Regenten Frühstück war ein ganz europäisches, und überhaupt war dieser Häuptling einer der civilisirtesten, da er nur Eine Frau hatte und keinen Betel kaute. Somit fehlten auch in seinem Gefolge die Betelbüchse und der Spucknapf, während freilich das dritte Unentbehrliche der javanischen Edlen, der breite Sonnenschirm an hoher Stange nicht fehlen durfte. Mit höchster Genauigkeit sind die Rangstufen auf dem Dach dieses Schirms erkenntlich; je unedler der Mann, desto mehr ist das Gold welches den kaiserlichen Schirm überzieht, durch Silber und Blau verdrängt; aber wer nur irgend kann und darf, läßt sich von einem kleinen Diener dies Machtzeichen nachtragen, sei auch des edlen Metalls noch so wenig darauf.

In Magelan selbst hatten wir noch die einzige

Merkwürdigkeit des Orts, den schönen Park der Residentie zu bewundern; er erstreckt sich an einem Abhang hin, von dem unten vorüberrauschenden Bergstrom begrenzt, und hat eine schöne Aussicht auf ein enges Thal und gegenüberliegende Höhen; das Ganze ist sehr einsam. In dem weitläufigen Gebäude haust der Resident mit seiner Gemahlin.

Ein schlimmes Gestirn schien über dem 25. Juli zu walten, an welchem wir unsere Reise fortsetzten. Mit allen Maaßregeln zur sichern und ununterbrochenen Reise, wie wir wähnten, versehen, fielen wir aus einer Schwierigkeit in die andre. Hier forderte man doppelte Bezahlung des bereits erlegten Postgeldes, dort versagte man uns die Pferde, und so erreichten wir schon in der übelsten Stimmung einen Ort mit Namen Pinket, wo alle Wagen durch Menschen gezogen werden müssen. Das ist nun freilich ein Uebelstand den alle Reisende auf dieser Route theilen, aber statt einer hinreichenden Anzahl Coolies, wie die arbeitende Klasse auch hier genannt wird, gab man uns für den schweren Wagen und bergige Straße nur 13 Leute. Es wäre widersinnig und grausam gewesen unter diesen Umständen im Wagen sitzen zu bleiben, so machten wir denn die Strecke zu Fuß; auf der nächsten Station angekommen forderten wir Reitpferde, für gutes Geld natürlich, um unser Reiseziel zu erreichen ohne mehrere Stunden auf

unsern Wagen warten zu müssen. Man versagt uns die Pferde, und wir gehen zu Fuß weiter. Drei starke Stunden in einer tropischen Mittagshitze war zuviel, selbst für eifrigere Fußgänger, und so ließen wir unsern Verwünschungen gegen alle die an unserm Unstern schuld waren, freien Lauf. Um unsern Aerger zu krönen, begegneten wir einem Zug gefangener Spitzbuben die nach Samarang zum Empfang ihres Urtheils wanderten. Begleitet von Lanzenträgern und jenen mörderischen Polizeigabeln zogen sie theils zu Fuß, theils aber bequem in Sänften ihres Weges. Ich weiß nicht ob ein Chinese, der in letzterer Lage vielleicht dem Galgen entgegen getragen wurde, wünschte an unserer Stelle zu sein, wir aber beneideten ihn um seine Sänfte, und Delessert, dem das Unglück einen Anfall von Philosophie gegeben hatte, sagte mit sententiöser Miene: „Gestern reisten wir wie Fürsten, heute schlechter als Spitzbuben!" Und er hatte Recht, denn was half uns heute die schöne Brücke von Boro Bodo, die 100 Pferde und die 400 Menschen!

So erreichten wir endlich Ambarawa und das Haus des gastfreien Majors Bousquet, Bruders des Residenten von Djocjocarta. Der wohlklingende Name Ambarawa, ein Beispiel der italienischen Weichheit des Javanischen, gehörte erst seit wenigen Jahren einer Festung der Holländer zu, welche dort gebaut wurde und

der Stolz des Landes zu werden versprach. Eine Commission, eigens zu dem Zwecke gesandt einen Punkt für die Hauptbefestigung Java's zu bestimmen, hat diese Lage gewählt. Der Laie möchte sie mit der Kette von Forts in Verbindung bringen, welche von Samarang bis zur Südküste quer durch die Insel die Reiche von Solo und Djocjocarta bedrohen; man wird jedoch belehrt, daß es sich mehr darum gehandelt hat, einen namhaften Waffenplatz zum Schutz des Besitzes der reichen und beneideten Colonie gegen die Angriffe europäischer Mächte zu schaffen, um so mehr als die javanischen Streitkräfte sich selbst gegen die schwächsten Forts machtlos bewiesen haben. Die Festung liegt in einem Kessel, dessen Höhenumgebungen zur wirksamen Beschießung zu entfernt liegen, und der Kessel selbst besitzt den Vortheil daß er, theils aus Reisfeldern, theils aus einem großen Morast bestehend, fast ganz unter Wasser gesetzt werden kann. Uebrigens hat diese Festungsanlage, über welche ich durchaus kein Urtheil habe, auch Gegner unter den Kundigen gefunden.

Die Werke waren seit 8 Jahren begonnen, seit 6 Jahren unter der Leitung des Ingenieurs Major Bousquet. Zur völligen Herstellung rechnete man noch 4 Jahre mit 4000 Arbeitern Jahr aus Jahr ein, und verwendete außer der Besatzung und Taglöhnern etwa 300 Sträflinge. Die Erdarbeiten wurden mit

bewunderungswürdiger Solidität ausgeführt: um einen Grund zu legen führte man einen Rahmen von Backsteinen auf, welcher mehrere Fuß tief mit losen Steinen angefüllt wurde; diese Vorrichtung blieb so lange bis das Erdreich das Maximum der Senkung unter diesem Druck erreicht hatte, dann wurde das kostspielige Werk weggeräumt und der eigentliche Grund gelegt. Die inneren, schon vollendeten Gebäude umfassen ein großes Viereck, außen die Kasernen der 4000 Mann, welche als volle Besatzung angenommen sind, Magazine und Ställe; innen die Officierswohnungen, so eng als zierlich um einen länglichen mit Baumpflanzungen ausgestatteten Platz herum; am obern Ende befindet sich ein Casino mit Billards und Lesezimmern, eine sehr hübsche Einrichtung.

Die Kasernen sind luftig und gesund, und die Mannschaft besteht aus Javanen und Malayen änderer Inseln, namentlich Maduresen; ihre Unterofficiere und Officiere sind Europäer, doch hat jedes Regiment eine Abtheilung mit malayischen Unterofficieren und Subalternofficieren. Auch Negersoldaten hat man, deren blinder Muth und Körperkraft wohl gewürdigt wird. Fehlt es an Rekruten, so pflegt man die nicht sehr moralische Auskunft zu ergreifen, junge Javanen zum Spiel und unordentlichen Leben zu verführen und sie dann, wenn sie verschuldet und in Noth sind, anzuwerben. Auch

geworbene Europäer hat man, nominell ein Drittel der Armee von 30,000 Mann, aber nicht vollzählig; leider sind viele Deutsche unter ihnen, und ich habe an diese Thatsache eine dringende Warnung zu knüpfen. Nach meinen Erfahrungen wird der Kriegsdienst auf Java nicht nur von abenteuernden und verlaufenen Deutschen oft ergriffen, sondern es wählen nicht selten Leute von guter Abkunft und Erziehung, die entweder mit der Heimath zerfallen, oder deren Vergangenheit compromittirt ist, diesen Dienst, in der vergeblichen Hoffnung, dort vielleicht nach einigen harten Jahren Officiere zu werden und eine ehrenvolle Laufbahn zu machen, wie es früher allerdings öfters vorgekommen sein mag. Ich vermag nicht zu behaupten daß solche Hoffnungen den Rekruten bei ihrer Anwerbung vorgespiegelt werden, aber wie dem auch sei, die Hoffnung des Avancements ist für einen Solchen vergeblich, selbst die Unterofficierstellen sind, da ihrer sehr wenige vorhanden, erst nach langem Dienst zu erreichen, und Beispiele über Beispiele werden angeführt, wie solche Unglückliche, die sich vielleicht nur eine Jugendthorheit oder gar nichts vorzuwerfen haben, in dem hoffnungslosen Dienst verkümmern; öfters gaben sie sich als Deserteure aus ihrem Vaterland an, in der Aussicht ausgeliefert und so erlöst zu werden. Alles was über das Leben des Deutschen in tropischen Colonien schon wiederholt in diesen Bänden gesagt ist, gilt

hier auch, wiewohl die meisten Truppen, schon um des Interesses der Regierung willen, vor den Gefahren des Klima's möglichst behütet werden. Dagegen kommt aber wieder in Betracht, daß der Holländer den Deutschen ein für allemal nicht liebt, und daß es diesem ungemein schwer wird eine leidliche Stellung, es sei denn durch Verzicht auf seine Nationalität, sich zu sichern.

Eine absonderliche Maaßregel, die sich auf die europäischen Soldaten erstreckt, wurde mir bei Besichtigung der Kasernen bekannt, wo ich mit Verwunderung lauter zweischläfrige Pritschen fand. Es ist nämlich jedem Soldaten gestattet eine Frau, ob angetraut oder nicht, zu sich zu nehmen, und man hat dabei den Zweck den Leuten ein Familienleben zu gönnen, sie mit ihrem Loos zu versöhnen und sie zur Häuslichkeit und Ordnung zu gewöhnen, und diese Weiber, welche von ruhiger und fleißiger Art sind, machen sich im Haushalt des Einzelnen wie in der Verwaltung des Ganzen vielfach nützlich. Sie sind auch immer beschäftigt, und beim Besuch der Festung bekamen wir kaum drei oder vier von dieser weiblichen Besatzung zu sehen.

Major Bousquet erzählte mir ein Beispiel seltener Fassung von einem javanischen Soldaten der Garnison, der wegen eines Mordes gehenkt wurde. Er zeigte bis zum letzten Moment auch nicht eine Spur von Furcht, und brachte den Abend vor der Hinrichtung zu

indem er Besuche empfing, sich Blumen und Musik als letzte Gunst ausbat und mit seinen Kameraden Karten spielte. Dies ist jedoch mehr eine Folge des Fatalismus, denn sie zeigen im Uebrigen wenig Muth, sind nicht sehr tapfer im Kriege und scheuen den Schmerz einer Wunde, wogegen im Chinesen bei all seiner Feigheit die Standhaftigkeit im Leiden bis zur äußersten Stufe ausgebildet ist. Die eigentliche altjavanische Form der Hinrichtung ist der Kriß, und die auch unsern alten deutschen Anschauungen eigne Courtoisie gegen den armen Sünder geht so weit, daß man ihm die Wahl des Kriß läßt mit dem er erdolcht sein will, und ihm deren mehrere auf einem silbernen Teller präsentirt.

Madame Bousquet erzählte uns, daß sie mehrfach genöthigt gewesen sei Sträflinge aus der hier bei den Festungsarbeiten beschäftigten Truppe als Dienstboten zu nehmen; sie habe Anfangs Bedenken und Furcht gehabt, sei nun aber überzeugt daß man keine ehrlicheren und besseren Leute finde. Ganz Aehnliches berichtete mein Reisegefährte von seinem Aufenthalt in Sydney, nicht nur bezüglich der Dienstboten, sondern auch über die dort herrschende Redlichkeit und das allgemeine Vertrauen. Wie wenige unter einer großen, armen und unwissenden Bevölkerung sind eines kleinen Diebstahls absolut unfähig, und der auf seinem Vergehen Ertappte und durch Bestrafung Gewitzigte wird in vielen Fällen besser und

verlässiger sein als Andre, vorausgesetzt daß er ein ehrliches Brod findet, und nicht durch die Vorurtheile die die Gesellschaft freilich zu Gunsten der Nicht-Bestraften haben muß, von Verbrechen zu Verbrechen gedrängt wird. Dies ist ein Argument von unverkennbarer Stärke für Deportation und Strafcolonien, da dort jene unterscheidenden Vorurtheile wegfallen, ohne daß darum die Gesellschaft ihren moralischen Charakter verlöre. Wir stehen eben hier wieder vor dem weit klaffenden Abgrund der socialen Frage, und da uns unsere Unfähigkeit unsere Hungrigen zu ernähren auf die Auswanderung hinweist, so sollten wir allerdings zuerst die Schlechten wegschicken, wenn auch die Deportation im Abstracten erhebliche Einwände zuläßt. Leider liegen aber die Bedingnisse zur Herstellung einer Strafcolonie uns sehr fern.

Nur zwei Palen von Ambarawa trennen sich die Wege von Samarang nach Solo und Kadu, eine Wegscheide deren Knotenpunkt demnächst in die Nähe der Festung verlegt werden sollte, um derselben auch die Beherrschung dieser zwei wichtigen Verbindungsstraßen zu sichern. Wir erreichten also bald wieder bekannte Gegenden und trafen am 26. Juli in Samarang ein, wo nach der Kühle der Gebirge die Hitze dieser Küstengegend uns recht empfindlich werden sollte.

Unser Wagen war geflickt, und am 31. traten

wir die Rückreise nach Batavia zu Lande an, auf welcher sowohl schöne und interessante Pflanzungen als malerische, hochberühmte Landschaften zu bewundern waren. Trotz aller vortrefflichen Straßen reist man in Java so langsam als nur je, denn die Versuchung da und dort bei gastfreien Pflanzern zu verweilen, ist groß. So blieben wir denn, den Feldhühnern gleich die alle paar hundert Schritte wieder einfallen, schon 23 Palen von Samarang in Tjipiring auf der reichen Pflanzung des Herrn van Heel hängen, und blieben um so lieber einige Tage bei diesem jungen liebenswürdigen Manne, als wir nach der ereignißreichen Reise starkes Bedürfniß nach Ruhe fühlten. Unsere Weiterreise im Innern brachte uns auf bergigen und mühsamen Wegen nach Pekalongan (von Kalong, fliegender Hund), nahe an der See und Sitz eines Residenten. Dieser Weg ist einer der romantischsten auf Java. Die Berge des Binnenlandes begleiteten uns fortwährend zur Linken, und die nähere Umgebung ist von mehr Abwechslung als gewöhnlich; die ewigen Reisfelder und Cocoshaine machen theilweise den Wäldern von Teakholz Platz, eine Baumart von stattlichem Ansehen und zum Schiffbau über Alles hoch geschätzt; in vielen Gegenden Java's, z. B. in Kadu pflanzt man diese Bäume vorsorglich in die Nähe der Brücken, um bei Reparaturen das treffliche Material in der Nähe zu haben. Wir durchschnitten

große Wälder davon, der Weg war steil, und 6 Pferde unterstützt von 4 Büffeln hatten alle Mühe mit unserm Wagen; bergab ging's dann wieder in sausendem Galopp, daß uns Hören und Sehen vergehen wollte: Pferde und Kutscher sind indeß daran gewöhnt. Wir verkürzten die Langweiligkeit dieser Fahrt welche uns den ganzen Tag kostete, mit kleinen Ausflügen in den Wald, und wurden besonders durch die Affen die sich überall zeigten, angezogen. In Schaaren halten sie sich in Gruppen von hohen Bäumen in der Mitte des Waldes und verlassen nicht leicht ihren gewählten Aufenthalt, selbst wenn sie geschreckt werden, da die Höhe dieser Bäume ihr bester Schutz gegen den Jäger ist. Hier treiben sie sich unter fortwährendem Geschnatter und Geschrei herum, springen, klettern, jagen sich und vollführen eine Menge ihrer Affenstreiche. Wir sahen eine kleine braune und eine größere schwarze Art, beides Meerkatzen mit langen Schwänzen. Der erste Schuß setzte sie in nicht geringen Schrecken, und die Aeste wimmelten von schreienden und zitternden Flüchtigen. Die große Zähigkeit ihres Lebens und die jämmerlichen Geberden der Verwundeten verleiden allen Europäern eine Jagd die sonst unterhaltend genug wäre; ein armes Junges dessen Mutter gefallen war, war ebenfalls angeschossen, und seine kläglichen Töne, verbunden mit den Bewegungen der Hände die es nach seiner

Kopfwunde führte, waren wirklich ein starker Appell an die Rücksichten der Verwandtschaft, welche der stolze Herr der Schöpfung doch ein für allemal nicht verläugnen kann. Einige Tage später kam Freund Delessert ganz verstört von der Affenjagd zurück: er hatte einem Affen sieben Schüsse beigebracht, ihm das Messer ins Herz gestochen, und zuletzt ihm noch den Hals abschneiden müssen. Wir wollten einen Versuch machen von dem beliebten Affenbraten zu kosten, aber unser Wirth schlug uns rundweg die Benutzung seiner Küchengeräthe ab, und so wurde nichts aus einer Mahlzeit, zu der es uns ohnehin nur halb Ernst war. Eine eben so ansehnliche Jagdbeute aus diesem Wald waren zwei enorme Rhinocerosvögel.

In Pekalongan erfuhren wir zu unserer Consternation, daß wir dem fabelhaften Giftthal, nach dem unser Sinn stand, vorbeigereist waren und die Gelegenheit versäumt hatten die Tour mit erträglicher Bequemlichkeit zu machen. Aber man hat hier zu Land, wie in der That in allen Colonien, weder Karten noch Bücher, und die Unbekanntschaft selbst mit wichtigen Orten ist grenzenlos. Eine mehrtägige Reise zu Pferd, mit der Nothwendigkeit Alles durch Lastträger mitschleppen lassen zu müssen war uns zu umständlich, und so begnügten wir uns mit einer genauen Beschreibung, welche Kundige uns gaben.

Das Thal Djeng liegt zwischen den Vulkanen Sindoro und Prau in beträchtlicher Höhe über dem Meere, wo gleich den Gebirgsindianern von Peru die Eingebornen rothe Backen haben; das eigentliche Giftthal ist eine Schlucht von vielleicht 60 Fuß Durchmesser, in welche man mittelst einer Leiter hinabsteigt. Auf dem Grunde der Schlucht entwickelt sich fortwährend Kohlensäure, welche sich auf dem Boden lagert und bis zu einer gewissen Höhe keine Vegetation aufkommen läßt; ebenso kommen Thiere in dieser Luftschichte um. Die Entwicklung der Kohlensäure ist sehr ungleich an verschiedenen Tagen, stärker in der Regel vor 7 Uhr Morgens. Man sieht in der Schlucht mancherlei Gerippe von hinein geworfenen oder gefallenen Thieren; auch ein menschliches Skelett liegt darin, welches wie alles Ungewöhnliche den Javanen für heilig gilt. In der Zeit wo die Gasentwicklung schwach ist, steigen sie hinunter und opfern Reis und Deuts.*

Dieses Phänomen reiht sich also an das ganz ähnliche der kohlensäurehaltigen Quellen von Karangpandang, und ist völlig unzusammenhängend mit dem vielberüch-

* Diese Opfer von kleinen Kupfermünzen sind häufig, und unser Gastfreund d'Abo hatte auf seinem Besitzthum ein paar alte heilige Bäume, wo die Javanen zu Hunderten Opfer und Gelübde darzubringen pflegten. Sein Verwalter stellte allmonatlich ein Kästchen dahin, welches einen jährlichen Ertrag von mehreren hundert Gulden lieferte.

tigten Baum Upas; dieser ist in der That nichts anderes als einer der vielen giftreichen Bäume der Tropen; er wächst mitten unter andern Bäumen und ist selten auf Java, auch von Wenigen gekannt, da er nur in den wilderen Gegenden der östlichen Hälfte vorkommt; häufiger soll er in Borneo sein. Sowie es ein Irrthum ist daß die malayischen Waffen in der Regel vergiftet seien, so scheint überhaupt der Javane jenen Giftreichthum der tropischen Pflanzenwelt, den der afrikanische und westindische Neger so reichlich ausbeutet, kaum zu kennen. Dafür lernte ich dort zwei mechanische Gifte kennen: erstlich die Barthaare des Tigers, welcher überhaupt auf Java eine so große Rolle spielt; diese Haare werden klein geschnitten, und sollen angeblich in den Wänden des Magens und der Eingeweide unverdaut stecken bleiben und durch Entzündung tödtlich werden. Wahrhaft teuflisch ist das zweite: ein langes Pferdehaar wird, künstlich zu einer Pille zusammengerollt, unter das Essen gemischt, in den Eingeweiden entrollt es sich dann und führt, indem es dieselben zerschneidet, einen eben so hülflosen als schrecklichen Tod herbei.

Von Pekalongan ist wenig zu sagen: das Oertchen hat ein Fort, einige europäische Wohnungen im gewöhnlichen einstöckigen javanischen Stil, eine hübsche Residentie und schattige Baumpflanzungen. Durch diese Alleenpflanzungen steht der Holländer unserm Geschmack viel

näher als irgend eine andre colonisirende Nation; diese schöne Sache wird so sehr vernachlässigt und ist doch so lohnend in den Tropen mit dem schnellen Wuchs und der majestätischen Gestalt ihrer Bäume. Ein flacher Weg an der Meeresküste führte uns nach Tagal, und als wir mit dem Abend in rascher Fahrt uns diesem Orte näherten und die Sonne vor uns in der See unterging, ergriff mich die Sehnsucht nach der Heimath einmal so recht lebhaft; sie lag im Westen, wo die Sonne vor uns schwand, und zu den ungewöhnlichen Genüssen weiter Reisen gehören denn auch solche Augenblicke des stärksten Gefühls, in denen man erst mit völliger Lebhaftigkeit das empfindet was sonst nur die begünstigte Anschauung des Dichters ergründet: Faust's Sehnsucht der entweichenden Sonne folgen zu dürfen habe ich nie so nachempfunden wie damals.

Tagal bot das Merkwürdige einer ansehnlichen Tabakpflanzung, welche nicht nur für den inländischen Bedarf sondern auch für die Ausfuhr nach Europa arbeitete. Habana-Cigarren gelangen nicht nach dem Orient, und der Hauptverbrauch besteht in Manila-Cigarren; die spanische Regierung hat dort eine Fabrik die 8000 Arbeiterinnen beschäftigt *, der Bedarf wird

* Die Primeras und Segundas kommen nicht in den Handel, da sie an Ort und Stelle, namentlich durch die Staatsbeamten die ein Vorkaufsrecht haben consumirt werden; die Terceras sind die

indeß nicht gedeckt, zudem sind sie im Weiterverkauf theuer und ihrer Stärke wegen nicht Jedermanns Sache: diese Java-Cigarren haben nun freilich wenig Aroma, rauchen sich aber doch ganz angenehm. Die Pflanzungen erfordern viele Sorgfalt mit der Aussaat und den jungen Pflänzchen, welche vor der Sonne beschützt werden müssen. Ungeheure Schoppen dienen zur Trockenstätte der Blätter.

Unweit Tagal liegt eine prachtvolle Zuckerpflanzung, eine von vier in unmittelbarer Nachbarschaft, die jährlich je 15,000 Picul (zu 1⅓ Centner) machen. Zwei haben denselben Eigenthümer, Oberst Lucasson, den wir leider nicht zu Hause trafen. Seine Siederei besitzt den in Westindien und Guiana neuerdings so vielfach eingeführten luftleeren Apparat, welcher großen Kapitalaufwand mit reichem Ertrag vergilt, aber doch immer den Nachtheil aller complicirten Maschinen hat, daß bei nöthigen Reparaturen selten in den Colonien ein Ingenieur zur Hand ist der dieselben zu behandeln weiß.

Auf dieser Fahrt hatten wir auch das Schauspiel

gewöhnlich verkäuflichen, welche in Singapore nur 6 Dollars, also halb so viel als eine ordinäre Habana-Cigarre kosten. Es mangelt ihnen das Aroma der letzteren, wiewohl man sich sehr an sie gewöhnt und sie in Indien und China allgemein raucht; ihre große Stärke hat sie in den ungerechten Verdacht gebracht als enthielten sie Opium. Man steckt sie mit dem dicken Ende in den Mund.

eines Brautzugs mit Musik und Gefolge, wie man sie gerade jetzt, da die Heirathsmonate waren, häufig sah. Braut und Bräutigam, den Oberkörper gelb bemalt und mit geborgtem Putz überladen, gingen nach der Landessitte mit niedergeschlagenen Augen einher, gefolgt von Verwandten und Freunden und der neugierigen Menge. Der Bräutigam reitet wohl auch, und dann sitzt die Braut in einer engen geschmückten Sänfte. Oft begegnet man auch Zügen mit Hochzeitsgeschenken, in denen Hähne, Büffel mit bemalten Hörnern, und Tempelchen mit Hausrath figuriren.

Von Tagal bis zur Pflanzung Tjipoejoe unweit Cheribon gelangten wir nur nach einer Reihe von Abenteuern, die mit der Schwierigkeit Postpferde zu erlangen zusammenhingen, und ich hielt dort meinen Einzug auf einem Pferdchen von so kleiner Art, daß ich mit dem linken Fuß auf dem Boden stehend in den Sattel gelangt war. Diese Java-Ponies sind allerliebst, da sie mit ihrer Kleinheit das Ebenmaaß oft rein arabischer Formen verbinden. Tjipoejoe ist eine reiche und prachtvolle Zuckerpflanzung, Herrn Olive, einem Engländer gehörig, auf der wir eine 14tägige Gastfreundschaft, abermals mehr um der Ruhe willen, behaglich genossen. Nichts ist in den Tropen so bedenklich als Uebermüdung, und Angesichts so manches traurig raschen Endes unvorsichtiger Europäer macht man sich die Trägheit zur

Pflicht. Zugleich bot unser Aufenthalt aber wieder viel Interesse, und es begann damit schon, als wir nach der Stadt Cheribon fuhren um dem Residenten unsern Bückling zu machen. Wir stiegen bei dem Regenten oder javanischen Oberhaupt des Bezirks ab; auch dieser Häuptling ist ein Muster von Civilisation, sein Haus ist europäisch eingerichtet und möblirt, er selbst versteht einige europäische Sprachen, wiewohl er zu stolz ist sie zu sprechen, und er empfing uns in völlig europäischer Weise. Seine Frau und die Frauen seiner Söhne (Jungen von 14 oder 15 Jahren) kamen auch zum Vorschein. Von großem Interesse aber war seine Waffensammlung, eine Auswahl von prachtvollen Kriß, die sowohl durch die Schönheit der Klingen als die goldenen mit Edelsteinen besetzten Scheiden sehr hohen Werth besaßen. Cheribon gehört schon dem westlichen oder malayischen Theil der Insel an, und diese kunstvoll verzierten Kriß mit Griffen von Elfenbein, Rhinoceroshorn u. s. w. waren durchaus nicht in dem strengen und einfachen Geschmack von Solo, wo nur die Diamanten und Rubinen den äußern Werth ausmachen. So hatten wir auch schon von Pekalongan an statt der malerischen Sarong's von wachsgefärbtem Zeug karrirte Stoffe bemerkt, auch das Kopftuch ist verschieden, und statt des Kriß trägt der gemeine Mann den Klebang, ein plumpes kurzes Schwert in hölzerner Scheide. Im Hofe des Regenten sahen wir

noch ein artiges Hausthier, einen jungen Kaiman; der sinnige und friedliche Javane lebt auch mit den schlimmsten Geschöpfen auf gutem Fuße, und erlegt selbst Tiger und Kaiman's nur wenn sie Jemanden getödtet haben; ja in Batavia, wo die Kanäle von Krokodilen wimmeln, erhält oft ein junger Malaye wie er heranwächst einen Kaiman-Bruder, der großgefüttert und dann freigelassen wird, und seinen menschlichen Bruder vor den übrigen Kaiman's beschützt.

Nun machten wir unsern Besuch dem Residenten, der uns indeß schlecht empfing, weil er uns wie wir später erfuhren für Abenteurer hielt. Auf der Rückfahrt machten wir auf vorherige Einladung des Regenten auf halbem Wege Halt, um in dem Haus eines andern Häuptlings einen Hochzeitschmaus mitzumachen; die Töne des Gamelan leiteten uns alsbald nach dem Festplatze: ein geräumiger Saal von leichtem Bambusbau enthielt eine gute Anzahl javanischer und europäischer Gäste, und in der Mitte war eine Tafel mit etwa 30 Gedecken in europäischer Weise zugerichtet. Im Innern aber herrschte große Verwirrung: in einer Ecke saßen einige Edle mit Europäern zusammen und tranken, in einer andern kauerten Diener, Weiber, Ammen mit Kindern, in einer dritten tanzten zwei 14jährige Zwillingssöhne des Regenten zur Musik des Gamelan, unbekümmert darum daß Niemand im Saale ihnen zusah:

es waren Muster von javanischer Schönheit, ihr Anzug war der gewöhnliche, nur daß sie eine lange Schärpe um die Hüften geschlungen hatten, mit deren Enden sie fortwährend agirten. In ihrem Gürtel bemerkten wir zwei der prachtvollen Kriß die wir wenige Stunden zuvor bewundert hatten, und selbst Kinder von 8—10 Jahren sieht man oft mit der Nationalwaffe geziert. Als etwas Neues fielen mir zwei Musiker beim Gamelan auf, welche vor den Uebrigen saßen, den Takt schlugen und die Handlung mit Geschrei begleiteten. Zuweilen standen sie auf und tanzten, wie eine Art Spaßmacher, in grotesken Bewegungen. Das Brautpaar, diesmal nicht gelb bemalt, aber mit dem üblichen Flitterstaat auf dem Kopfe, kauerte mittlerweile auf einer erhöhten Bühne; sie nahmen keinen Antheil an der Festlichkeit, und hatten auch ihr Essen allein als wir uns an der Haupttafel niedersetzten. Die Speisen waren in europäischer Weise, jedoch mit Oel bereitet, was uns sämmtlich krank machte; die javanischen Schönen setzten sich auch mit zu Tische, und nach einigen vergeblichen Versuchen mit Messer und Gabel griffen sie mit den Fingern zu, und so war Jedermann in seiner Behaglichkeit. Wein fehlte nicht, denn wenige Javanen tragen Bedenken dem verbotenen Genuß selbst öffentlich zu fröhnen; zuletzt brachte der Regent in geläufiger Rede die Gesundheit des Bräutigams aus, und wir standen auf.

Während dieser Genüsse für die Vornehmen fehlte es nicht an Vergnügungen für das Volk welches das Haus schaarenweise umstand, und diese hatten mehr Interesse für uns als das Andre. Das Erste war ein Wayang oder Schattenspiel, ein Nationalvergnügen das wir hier zum Erstenmal sahen: die Figuren sind etwa 2 Fuß hoch, die Arme beweglich, das Gesicht meist sehr grotesk; die Schatten wurden auf einem Rahmen von 6 zu 12 Fuß Länge aufgefangen und nahmen sich nicht übel aus; wir sahen Kämpfe, die Verehrung eines alten Manns durch eine Anzahl Figuren die vor ihm knieten; ein Europäer mit dem Hut auf dem Kopf wurde zum großen Jubel der Menge producirt; andre Darstellungen waren sehr indecent. Gesang mit und ohne Gamelan begleitete die Handlung, und die Herrlichkeit dauerte ununterbrochen stundenlang. In diesen Gamelan mischte sich noch eine andre Festvorstellung: es waren Tänzerinnen gewöhnlicher Art, die ihre langsamen Bewegungen auf freiem Felde beim trübseligen Schein einer Lampe ausführten; das Ganze war ein schlechtes Abbild jener Tänze von Solo, aber die Ronggeng's, Tänzerinnen welche ein Gewerbe daraus machen, dürfen bei keinem Feste fehlen.

Mr. Olive war ein gewaltiger Nimrod, leider in einer jagdarmen Gegend, und unsere Ankunft war ihm ein Anlaß einige Jagden zu veranstalten. Da es bei

Tjipoejoe keine Schweine gibt, so zogen wir eines Tages zurück auf dem Wege nach Tagal nach Lossarie, wo es an diesen Verwüstern nicht mangelt. Gegen Abend begleitete uns ein gastfreier Pflanzer, Herr Bogaard, bei dem wir abgestiegen, nach einem Waldrande wo wir bald Hunderte von Sauen herauskommen sahen, wenige jedoch in gehöriger Schußweite. Wir schossen zwei, deren eine sich wüthend wehrte und nicht ohne Mühe abgefangen wurde. Auf dem Rückweg verirrten wir uns, fielen in einen Graben, und Olive ließ einen Schuh stecken, während ich unsern Wirth, einen Riesen von 6' 2'' mit beträchtlicher Anstrengung aus dem Morast ziehen mußte, in dem er bis zur Hälfte unsichtbar geworden war. Nicht abgeschreckt zogen wir den nächsten Morgen auf die Pfauenjagd, liefen 4 Stunden im nassen Gras herum und sahen nur einige Affen. Ein Pfau war uns aber doch beschieden; unser Gastfreund hatte auf seinem Hof einen sehr schönen aber bitterbösen Pfau; als ich ihn in aller Sorglosigkeit bewunderte, flog mir das Thier auf den Kopf, krallte mich tüchtig und hackte mich mit seinem Schnabel einen Zoll hoch über das Auge in die Stirn. Ich war froh so davongekommen zu sein, der Pfau aber, durch die ungestrafte Missethat kühn geworden, beging sofort noch zwei ähnliche Anfälle auf die Leute des Hauses, und in allgemeinem Unwillen verlangten wir sein Todesurtheil; O., stets

erfreut ein Ziel für seine sichere Kugel zu finden, vollzog es und erhielt dafür das bunte Kleid des Hingerichteten. Wir aber, gleich den Wilden auf Sumatra, wo der Körper eines hingerichteten Mörders der Familie des Beschädigten zum Aufessen ausgeliefert wird, ließen uns den Braten wohl schmecken und fanden ihn zarter, aber auch noch trockener als Truthahn. Der javanische Pfau unterscheidet sich von dem indischen, den wir gezähmt besitzen, durch einen geschilderten Hals statt des blauen, durch schöne blaue und gelbe Fleischlappen am Kopf und einen 2½ Zoll hohen Federbusch, dichter als bei dem unsrigen.

Bei der Tödtung dieses Pfau's fiel mir auf, wie lange in dem Körper, nachdem wir ihm auch den Kopf abgeschnitten, noch Leben blieb. Ganz ähnlich beobachtete ich einen Falken den wir einmal erlegt hatten, und den wir gleichfalls rascher zu tödten hofften indem wir ihm den Kopf abschnitten; mehrere Minuten lang streckte er Krallen und Beine, wie zur Vertheidigung, und öffnete und schloß Schnabel und Augen. Sollte in heißen Klimaten das thierische Leben langsamer erlöschen?

Eine seltsame Kaiman-Jagd wird angestellt, indem man einen Gladakhund (Gladak ist Alles was schlecht und einheimisch ist, Cigarren, Bambushütten, Pferde u. s. w.) auf ein Floß setzt und auf dem Wasser langsam forttreiben läßt; das Thier, welches

man obendrein grausamer Weise fortwährend mit Steinen wirft, heult jämmerlich und lockt die Krokodile an. Der Javane liebt seine Hausthiere und behandelt sie gut, aber er füttert nur die welche arbeiten, also Hühner und Hunde nicht. Dennoch wimmeln alle Dessa's von Hunden, und des Abends sieht man sie wegelagernd ihrer Nahrung nachgehen.

Von Tigern war uns auch hier nichts beschieden, aber zwei Stunden nachdem wir auf die Weiterreise gezogen, holte ein Tiger dicht an der Pflanzung eine Frau weg und wurde von den Javanen erlegt. Vor einigen Jahren, als die Strecke zwischen Tagal und Cheribon weniger angebaut war, fanden sich dort viele Tiger, und eines Tags reiste eine Familie auf der Landstraße, als ein Tiger aus dem Gebüsch hervorsprang und große Lust bezeigte, einen der Läufer welche hinten auf dem Wagen standen wegzureißen. Die unglücklichen Läufer klatschten mit ihren Peitschen so laut als möglich, die Pferde schnaubten und griffen weit aus, die Weiber schrien aus Leibeskräften, und dieser Lärm, sowie die Furcht vor den Rädern schien ihn von einem Angriff abzuhalten; er folgte aber dem Wagen bis zum Stationsort, wo die Gesellschaft halb todt vor Schrecken ankam. Hätte die Natur nicht durch die überaus zahlreichen Saurudel dem Tiger eine bequeme und reichliche Nahrung gegeben, so wäre das Uebel wahrhaft unerträglich.

Uebrigens erklärt man in Java den Tiger für feig, meint auch daß er nicht ungereizt den Begegnenden angreife wenn er nicht hungrig ist. Ein Javane der in seiner Dienstpflicht etwa mit einem Briefe eines Vorgesetzten seines Weges geht, fürchtet den Tiger nicht, zeigt ihm auch wohl den Brief um ungestört passiren zu können. Auch vor einem alten Kriß hat der Tiger Respekt. Seltsam klingt die malayische Benennung Matjan, wie Mädchen, für das grausame Thier.

Der Tiger lehrt, wie die Katzen, seine Jungen jagen.

Zu unsern ländlichen Vergnügungen gehörte auch ein Kampfspiel zwischen einem Affen und einer Gans, das Liebhaber uns als das ergötzlichste Schauspiel beschrieben hatten. Der Affe wird der Gans mit einer Schnur an den Fuß gebunden und beide am Ufer des Wassers losgelassen; die Gans sucht sofort dieses zu gewinnen, während der Affe sich verzweiflungsvoll anklammert; bald muß er aber mit ins Wasser und rettet sich, sobald er auftaucht, mit kläglicher Geberde auf den Rücken der Gans; diese läßt ihn wohl anfangs gewähren, aber bald kann er seine Possen nicht lassen und fängt an die Gans zu zupfen und zu rupfen, worauf diese durch Untertauchen sich des unbequemen Reiters zu entledigen sucht. So geht es hin und her; leider wollte uns der Spaß nicht recht gelingen.

Zum Schluß dieser naturgeschichtlichen Notizen Einiges vom Gecko, es ist eine Eidechse, etwa einen Fuß lang, grau mit rothen Tupfen und häßlichen plumpen Ansehens; er ist überall, in Häusern und Ställen, namentlich wo es dumpf und schwül ist, auch auf Bäumen, und wird durch sein lautes Geschrei lästig. Nach einem klappernden Vorschlag: tetereteté, tetereteté beginnt er seinen Namen zu rufen: gék-kôo, gék-kôo, sehr laut und artikulirt, oft neunmal hinter einander; wenn er dreimal schreit so muß nach dem javanischen Aberglauben Jemand sterben, und er verläßt das Haus bis der Todesfall eingetreten ist. Er gilt auch für giftig, und selbst Naturforscher wie Lacépède behaupten es; als wir einen fingen, sagte ich: „Probiren geht über Studiren" und hielt ihm den Finger vor; er biß auch gleich zu und zwar stärker als ich erwartete, so daß das Blut herunterlief; aber die gerissene Wunde von den kleinen Zähnchen heilte ohne weiteres Zuthun, wie ich in der That von vornherein überzeugt war. Einige Mühe hatten wir, das Thier das sich nach Art unserer Eidechsen fest verbissen hatte, loszumachen. In Java habe ich auch die Königin der Termiten, wenn sie voll Eier ist über zolllang und hoch aufgeschwollen, als einen Leckerbissen kennen gelernt; von den Hindus wird sie als Mittel zur Fruchtbarkeit verschlungen.

Das Haus füllte sich mehr und mehr mit Bekannten

und Geschäftsfreunden, unter letzteren sogar ein alter Chinese, ein Mann von mehr freier Bildung und Haltung als irgend einer seiner Landsleute. Als er seiner Zeit von dem englischen Krieg hörte und erfuhr daß der Friede von Nanking geschlossen sei, meinte er das sei Schade, der Krieg hätte noch drei Jahre dauern müssen um den Chinesen Vernunft zu lehren. Er erkannte daß das Abschließungssystem absurd sei, und (wozu freilich weniger gehört) daß die Mandarinen Erzspitzbuben seien. Mit dem Alten saßen wir einmal zu sieben zu Tisch, alle von verschiedenen Nationen, Engländer, Deutscher, Franzose, Amerikaner, Holländer, Javane, Chinese; es war ein wahres Babel, zumal wenn das Gespräch auf Nationalvorurtheile kam, wo uns zwar nicht die gemeinsame Sprache, aber desto mehr das gemeinsame Verständniß abging.

Unser Gastfreund und seine Associés mochten steinreich sein, denn ihre zwei stattlichen Pflanzungen brachten ihnen jährlich 40,000 Centner Zucker, außer dem Arrack der aus Reis und Syrop, und dem Rum der aus dem geringeren Abfall bereitet wird. Wie die meisten Pflanzer waren sie nicht Eigenthümer, sondern hatten einen Contract mit der Regierung, die Land anweist, große Vorschüsse leistet und die Frohndienste einer gewissen Zahl von Eingebornen sichert. Diese Contracte sind sehr verschieden und erstrecken sich zuweilen so weit,

daß die Regierung die Zuckerrohre stellt und die nöthigen Hände garantirt. Die materiellen Bedingungen sind nicht drückend, und man sieht wie glänzende Vermögen rasch erworben werden, immer aber ist der Pflanzer ein abhängiger Mann, und die Zeiten der englischen Herrschaft werden zurückgesehnt, wo Jedermann Land für einen festen Preis kaufen und sich im sichern Besitz der Früchte seines Strebens und Wirkens fühlen konnte.

Wie gesagt, wir waren in Tjipoejoe um zu ruhen, und um unser durch manche Jagdpartie in der Sonne erhitztes Blut zu beruhigen ergriffen wir gern eine landesübliche Kur, indem wir alle Morgen nüchtern ein Glas Cocosmilch tranken; in der heißen Welt medicinirt man nicht weil man krank ist, sondern um nicht krank zu werden, in welch letzterem Fall es dann freilich meist zu spät ist, und ein Glück noch wenn es mit Cocosmilch gethan ist. Auch Palmwein kostete ich dort zum Erstenmal; man schneidet den Stengel an der Blüthenknospe der Cocospalme durch und hängt die Nacht über ein Gefäß von Bambus davor; der Saft wird frisch, nicht gegohren getrunken und verdient sonach die Bezeichnung Wein nicht; er ist säuerlich erfrischend und weniger fad als die Cocosmilch.

Am 20. August verließen wir Tjipoejoe sehr früh; die Geräumigkeit unseres vielerwähnten Wagens verschaffte uns die Annehmlichkeit einen Amerikaner von

Batavia, Mr. Darling zum Reisegefährten zu haben. Nur einige allgemeine Züge berichte ich von dieser dreitägigen Reise bis Buitenzorg, eine Strecke von 160 Palen. Bald hinter Cheribon betritt man den kaffeereichen Bezirk der Preanger Regentschaften; die große Landstraße führt durch sehr gebirgige Strecken und ist die Schöpfung des Marschalls Daendels, welcher in den französisch-holländischen Zeiten Gouverneur der Insel war. Obgleich keine eigentliche Kunststraße wie die berühmten Schweizerstraßen, ist sie doch ein ungeheures Werk, und die Idee einer solchen Verbindung durch das bergige Innere eines tropischen und uncivilisirten Landes ist eine wahrhaft große. Wie zuvor reisten wir mit Postpferden; sechs Pferde und vier, selbst sechs Carbouwen oder Büffel waren oft kaum im Stande die enormen Steigungen zu überwinden. Die Gebirgsscenerie ist schön genug, wiewohl ich einmal Streit darüber bekommen habe, daß ich sie nicht für schöner erkennen wollte als so manche Berggegend Westindiens. Merkwürdig ist die Tracht der Frauen in diesem Landstrich, welche in aller Unbefangenheit bis an den Gürtel nackt gehen. Wir fanden gute Wirthshäuser, mit den Pferden aber gab es, schon gewohnter Maaßen, Unannehmlichkeiten jeder Art. An dem einen Ort waren wir genöthigt um 2 Uhr Morgens aufzustehen, um überhaupt nur Pferde zu erhalten; an einer andern Station hatte man die

Pferde bereits angeschirrt, als plötzlich bei unserer Ankunft Pferde und Leute wie besessen wegrannten; wir fragten nach, und es ergab sich daß man unsern Wagen für den des Residenten gehalten hatte, und man führte die Pferde wieder weg um — schlechtere Geschirre aufzulegen. Den dritten Tag hatten wir den schlimmsten Weg, entlang dem Vulkan Gedé, an dessen Fuße Buitenzorg liegt; wir brachen eine Achse und mußten sie kümmerlich flicken, wozu indeß dort, wo die langen Ranken des spanischen Rohrs (Rotang) im Walde wachsen, der Stoff nicht fehlte.

Marschall Daendels, den ich hier beiläufig erwähnt habe, war ein Mann von großen Ideen und eisernem Charakter; das Land verdankt ihm das Straßennetz auf Java, dergleichen wohl keine Colonie besitzt, und einige der Bergübergänge sind wirklich so kühn, daß die Ingenieurs an der Ausführung verzweifelten; aber sein Befehl, mit der Ankündigung daß er in einer bestimmten Zeit in seinem Wagen des Weges kommen werde, wirkte Wunder: in Surabaya hatte er einen unglücklichen Baumeister der ein anbefohlenes Werk in der bestimmten Zeit nicht vollendet hatte, aufhängen lassen. Ein anderes Stückchen aus dem Fach der hohen Komödie, wie sie in jener napoleonischen Zeit an der Tagesordnung war, ist dieses: ein Officier hatte sich in einer Gesellschaft geweigert Daendels' Gesundheit zu trinken;

dieser erfährt es und lädt ihn zu seiner Tafel. Ein Adjutant bringt im Lauf des Essens des Marschalls Gesundheit aus, der Officier aber trinkt nicht. Da springt Daendels auf, zieht eine Pistole aus der Tasche und ruft ihm zu: „Mit dieser Pistole hätte ich Euch erschossen, wäret Ihr feig genug gewesen jetzt meine Gesundheit zu trinken.“ Und am nächsten Tage avancirte der Officier zum Major.

In Buitenzorg stiegen wir in dem schön gelegenen Gasthof ab, von dem man eine prächtige Gebirgsansicht und einen reizenden Blick auf die tiefere Gegend hat; das Haus ist wahrhaft ein Hôtel des pas perdus, von Bittstellern wimmelnd, deren es in Java wo die wenigsten Menschen unabhängig sind, nur zu viele gibt. Unser Besuch beim Generalgouverneur Rochussen war nicht der Art, ein persönliches Urtheil über diesen hochgestellten und hochbetrauten Staatsmann zu begründen, auch später bei einem seiner Diners in Batavia sah ich wenig von ihm als das Aeußere der Würde mit der sein Posten umgeben ist, und die im hergebrachten Ceremoniell völlig die Formen eines Hofes hat. Auf einem andern Felde bereits glänzend bewährt, hatte Rochussen sowohl Erwartungen als gute Wünsche in reichlichem Maaße rege gemacht, und die welche Anliegen oder Beschwerden an ihn zu bringen hatten, näherten sich ihm mit Vertrauen auf seine Rechtlichkeit und Vorurtheilsfreiheit.

Das Lustschloß Buitenzorg (Sanssouci), der gewöhnliche Aufenthalt der Generalgouverneurs ist sehr stattlich, ein neues einstöckiges Gebäude, erst seit wenigen Jahren an der Stelle des alten errichtet, welches im Jahr 1834 bei einem Ausbruch des nahen Vulkans Gedé durch einen Erdstoß zerstört wurde. Es ist kühl gelegen und besitzt wie manche Orte nahe dem Aequator die Gunst fast täglichen Regens. In dem weitläufigen Park hat man die hübsche Idee gehabt alle Gewürze Indiens in ihren üblichen Kulturarten zu vereinigen: ein Beet enthält nur Zimmetbäume mit ihren rothen Blattspitzen, ein anderes den niedrigen Muskatnußbaum mit runder Krone, die Früchte von einer fleischigen Hülse umgeben und etwa vom Aussehen der Pfirsche; dann die Gewürznelken, ein Baum von schlankerem Wuchs und weidenartigen, wohlriechenden Blättern; die Vanille, aus Amerika verpflanzt, eine Schlingpflanze die platt an den Aesten der Bäume mit ihren dicken fleischigen Stielen und Blättern im Zickzack hinaufläuft; die Theestaude, ein niedriges dichtes und rundliches Gestrüpp, und endlich der Cochenille-Cactus mit seinen weißen mehligen Thierchen, die den schönen Färbestoff geben selbst wenn man sie in der Hand zerquetscht. Auch diese kamen von Amerika: ein einziges, glücklicher Weise schon befruchtetes Weibchen überlebte den Transport und wurde die Stammmutter einer zahlreichen Nachkommenschaft, die

sich jetzt schon über mehrere Plantagen verbreitet hat. Neben diesen Musterpflanzungen steht eine Sammlung von Schmarotzerpflanzen, in geringer Höhe an Baumstämmen angesiedelt, so daß man die schönen phantastischen Orchideen-Blumen in aller Behaglichkeit bewundern kann, während sie sonst kaum durch Klettern oder Fällen der Bäume zugänglich werden. Wie arm ist das tropische Amerika an solch sinnreicher und sinniger Ausbeutung der reichen Natur!

In der kleinen Menagerie sah man Tapirs, Tiger, einen Babirussa mit seinen langen gekrümmten Hauern, einen zutraulichen jungen Elephanten, ferner ein Affenhaus. Man machte mich auf einen grauen Pavian von Sumatra aufmerksam, der zum Pflücken der Cocosnüsse abgerichtet und dann theuer bezahlt wird.

Bei Buitenzorg ist eine Haupt-Fundgrube für die berühmten eßbaren Vogelnester, Höhlen an steilen Felsabhängen, in die man nur mittelst eines Korbes an einem Strick herabgelassen gelangen kann. Leider fanden wir Niemand der uns die Höhlen zeigte. Ein reicher Chinese zahlt jährlich 110,000 Gulden Pacht für die Gewinnung dieses kostbaren Leckerbissens; wenn die Sammelzeit herankommt wird den zur Ernte verwendeten Javanen ein Fest gegeben: in einem besondern Zimmer wird ein Bett, Räucherwerk, Spiegel und Früchte für — den Teufel hergerichtet; eine Zauberin beschwört

ihn, und er gibt das Versprechen daß kein Unglück vorfallen solle „außer durch Unvorsichtigkeit.“ Eben so danken sie dem Teufel nach vollendetem Werk. So ist der respektvolle Javane selbst höflich gegen den Teufel, den er auch Tuan (Herr) Satan nennt, eben so wie er Tuan Allah sagt. Wenn es wahr ist daß die Regierung selbst dieses Teufelsfest anordnet, so wäre es ein Gegenstück zu dem bekannten anglo-indischen scandalum, daß die britischen Kanonen einem der Hindu-Götzen an dessen Fest hergebrachter Maaßen Salutschüsse feuern.

Wir erreichten das an 8 deutsche Meilen entfernte Batavia in der kurzen Zeit von 3¼ Stunden; es geht bergab und immer Carrière. Ich freute mich Batavia wieder zu sehen, es ist doch einer der schönsten Orte in den Tropen; zudem fanden wir es wider Erwarten kühl, nur 23° und frischen Wind. Anfangs October mit dem Nordost-Monsoon beginnen die Regen, die mit furchtbarer Gewalt bis in das neue Jahr hinüber dauern; jetzt war Alles außerordentlich dürr, der Rasen verbrannt und die Kanäle fast wasserlos. Nun wurde es mit der Ruhe, die wir nach unsern mancherlei Fahrten verdient zu haben glaubten, wirklich Ernst, und die fünf Wochen die bis zum Tag unserer vorgesetzten Abreise vor uns lagen, brachten wir in recht tropischer Trägheit zu, soweit nicht gesellschaftliche Genüsse und Pflichten uns in Anspruch nahmen. Ohnehin versteht der Holländer den Ansprüchen des Klima's auf eine

viel verständigere Weise Rechnung zu tragen als andere Nationen; sowie das Frühstück vorbei und die heiße Zeit des Tages da ist, zieht man sich aus und legt die leichte Nachtkleidung, aus einem offnen Hemd und einem weiten baumwollenen Beinkleid bestehend an, um zu „schlafen"; so lautet wenigstens der Bescheid, wenn der Neuling zu diesen Stunden Visiten machen will. In der Regel jedoch schläft man nicht, sondern beschäftigt sich nach Belieben, empfängt auch nähere Bekannte und bringt den Tag so hin bis es Zeit zur abendlichen Spazierfahrt und zum Essen ist. Dann freilich ist keine Hülfe gegen den schwarzen Frack, während in ganz Britisch-Indien »Government House« ausgenommen, die weiße Jacke für völligen Anzug selbst zum Diner und bei Damen gilt; will man recht ceremoniös sein, so erscheint man im Frack und ist gewärtig daß der Hausherr entweder eine seiner eigenen Jacken anbietet, oder gestattet die vorsorglich mitgebrachte Jacke im Vorzimmer anzulegen. Natürlich muß blendende Reinheit dieses weißen Anzugs denselben präsentabel machen, und man legt sich ungeheure Vorräthe von Wäsche an, schon deßhalb weil die Wäscher aller heißen Länder, im Orient wie im Occident, die abscheuliche Sitte haben die Stücke mit Steinen zu zerbläuen. Im Vorbeigehen sei gesagt, daß man in den Tropen ausschließlich baumwollene Hemden trägt, da bei dem fortwährenden Schweiß die Leinwand,

welche die Feuchtigkeit nicht aufsaugt, zu Erkältungen führt.

In den Colonien des Orients gewöhnt man sich auch bald, der herrschenden Sitte nach ganz von seinem Bedienten abhängig zu werden; auch dies ist nicht amerikanisch, hat man aber einmal davon gekostet, so gibt man sich der Trägheit auch ganz hin. Zudem ist der Bewohner dieser übervölkerten Länder, den man nach seinen Ansprüchen glänzend zu lohnen vermag, ein Muster von Dienstfertigkeit; mein treuer Hossein, ein Malaye von Singapore, war das Muster dieser Muster und war mir auf der Reise durch Java schon als Dolmetscher unschätzbar, stets willig und anspruchslos; kam ich Abends spät nach Haus, so lag er innen an der Thüre auf der Matte schlafend, des ersten Rufs gewärtig, und ebenso brachte er dann die Nacht außen in der Verandah auf meiner Schwelle zu. Delessert und ich gönnten uns außerdem noch den Luxus, nach Landessitte einen Jungen für 4 Gulden monatlich auf gemeinschaftliche Kosten zu halten, der mit der Cocoslunte vor unserer Thür kauernd, den ganzen Tag des Rufes harrte Feuer zur Cigarre zu bringen. Feuerzeug wäre nicht viel billiger gewesen. Leider machte sich der Taugenichts über und über bezahlt, indem er Delessert einen kostbaren Kriß mit goldner Scheide und Diamanten am Griff entwendete.

Bei diesem Anlaß ein Wort über europäische

Bediente auf Reisen in den Tropen. Alle Erfahrenen kommen überein, daß sie nur doppelte Last für den Reisenden mit sich bringen und diesen zum Bedienten seines Bedienten machen. Die Aristokratie der weißen Farbe in den Colonien, die Verschiedenheit von Kost und Sitte unter der dienenden Klasse jener Länder, die Unbekanntschaft mit der Sprache, die erschlaffende Hitze, alle diese Dinge machen die Richtigkeit jener Behauptung einleuchtend, von welcher Freund Delessert so durchdrungen war, daß er von Neuseeland zwei europäische Bediente nach Haus spedirte. Diese Bedienten fremder Völker haben dabei den Vorzug, daß sie ihren Herrn um die Genüsse welche er sich gönnen kann, nicht beneiden, und nachdem man sich hieran gewöhnt, läßt man sich nur ungern wieder von Europäern bedienen, sowie überhaupt der Reisende in Colonien wo die weiße Farbe adelt, sich schwer an den Anblick weißer Armen und Proletarier wieder gewöhnt.

Die Gesellschaft Batavia's, im Allgemeinen gesprochen, ist nicht angenehm; das politische System der Colonie erstreckt auch auf die geselligen Beziehungen seinen Einfluß, und der zu einer wichtigen Stellung parvenirte Büreaukrat dem nicht andere und bessere Ansprüche zur Seite stehen, vermag nun einmal seine Ehre nicht in der Verbindlichkeit der Formen zu finden die dem wirklich vornehmen Mann leicht wird; zugleich ist aber die Zahl

der Abhängigen zu groß, als daß nicht das entgegengesetzte Auftreten doch immer seine Anerkennung durchsetzen würde. Dabei leidet die Gesellschaft wie die aller Colonien an Mangel geistiger Elemente, und an Mangel an Behaglichkeit ohnehin. Kaffee, Zucker und Protektion der Gewaltigen sind zu wichtige Interessen einer Gesellschaft, die doch fast ganz aus Leuten besteht die hier schnell reich zu werden trachten; selbst bei den Civil- und Militärofficianten herrscht diese Tendenz vor, da die indischen Besoldungen hoch sind, und nach zwanzigjährigem Dienst eine starke Pension ertheilt wird, welche einen Beamten in den Stand setzt nach dem Verlust seiner besten Jahre in einem unerfreulichen Lande ein glänzendes Leben in der Heimath zu führen, wozu ihm freilich oft weder Lebenslust noch Gesundheit übrig bleibt.

Am unabhängigsten hat sich die Gesellschaft der Engländer gestellt, denen freilich das holländische Colonialsystem im höchsten Grade antipathisch ist. Sie werden aber ebenfalls nicht gern gesehen und überdies mit politischem Mißtrauen betrachtet.

Unter den Frauen bin ich den anmuthigsten Erscheinungen begegnet, und es findet sich natürlich auf Java wie überall ein Kern guter Gesellschaft, auf welchen auch die unvermeidlichen Nachtheile der Verhältnisse nur indirekt zurückwirken. Das Empfindlichste ist die Nothwendigkeit den Kindern eine Erziehung in Europa zu

geben, und wenngleich das Klima nicht so gebieterisch wie in Britisch-Indien deren Entfernung im zartesten Alter fordert, so entschließen sich doch die meisten Eltern zu dem schweren Opfer, welches den Kindern so wesentliche Vortheile für ihre Zukunft sichert. Eine solche europäische Erziehung dürfte auch wohl das einzige Mittel sein den gebornen Creolen vor der Erschlaffung zu bewahren, die sonst unvermeidlich sein Erbtheil ist. In bedenklicher Weise ragt aber in die Familienverhältnisse die Gefahr der Verbindung mit den Eingebornen, wie in allen Colonien, herein. Zwar sind Ehen mit Farbigen und Javanen selten bei Gebildeten; die Farbigen der malayischen Race scheinen im Vergleich zu den Fähigkeiten der Stammrace tiefer zu stehen als indische und Neger-Farbige. Das Vorurtheil welches gegen sie besteht gründet sich auch nicht auf einen Widerwillen aus Instinkt, wie in Amerika gegenüber den Schwarzen, sondern auf die einfache Wahrnehmung ihrer geringen Begabung. Die meisten Heirathen der Art werden durch Europäer geschlossen die in niederer Stellung nach Java kommen, wie Aufseher, Handwerker, Soldaten, und die später als Pflanzer, Verwalter oder Civilbeamte in die Gesellschaft etwa gelangen; diese Leute, ohne Bildung und von einfachen, achtbaren Sitten, heirathen weil sie einer Hausfrau bedürfen, und da sie selbst wenige geistige Ansprüche machen, so ist das Uebel gering.

Manchmal kommt es freilich vor daß auch gebildete Europäer eine solche Heirath eingehen, sei es aus Gewissenhaftigkeit oder aus Verblendung, und solche besiegeln damit das Unglück ihres Lebens. Sehr viele Europäer aber heirathen gar nicht; ohne hinlängliches Vermögen und ohne eine gute Gelegenheit zu einer reichen Heirath leben sie, wie so manche Europäer auch in Westindien, mit einer Eingebornen in wilder Ehe, und man kann wohl sagen daß dies in Java die Regel bei den jungen Ansiedlern ist. Man kann an diese Sitte nicht den Maaßstab beschränkter und regelrechter Verhältnisse in Europa anlegen, aber zu rechtfertigen ist sie natürlich nicht und sie rächt sich durch sich selbst, wie es der Welt Lauf und Ordnung ist. Nie wird ein solches Wesen dem Europäer eine Lebensgefährtin sein und seinen Ansprüchen auf geistigen Umgang, Achtung, Freundschaft genügen; Sinnlichkeit ist das einzige Motiv welches das Band knüpft, und das einzige welches dasselbe erhält; sie überlebt nicht die Jugend und Schönheit der gewählten Genossin, und nun beginnen die Schattenseiten des Verhältnisses hervorzutreten. Oft sind Kinder vorhanden; um ihretwillen mag der Vater die ehemalige Geliebte nicht verstoßen, und selbst die Fälle sind nicht selten, wo ein Mann seinen Kindern das Opfer brachte die Mutter zu heirathen und eine lebenslange Buße der Unbedachtsamkeit seiner Jugend

auf sich zu nehmen. Aber andrerseits sind auch die Fälle nicht unerhört, wo die vernachlässigte Geliebte in eifersüchtiger Sorge jeden Schritt des Ungetreuen bewacht, der sich von ihr loszumachen, vielleicht nach Europa ihr zu entfliehen hofft, und wo sie eine gräßliche Rache durch Gift beschließt. Dasselbe Unglück ist es mit den Kindern; die natürlichen Pflichten und Gefühle des Vaters streiten mit den Schwierigkeiten die sich dem Gedeihen der Kinder entgegensetzen; der Flecken ihrer Geburt, die mangelhaften Fähigkeiten solcher Mischlinge, ihre mißachtete Stellung in der europäischen Gesellschaft, alles das macht sie zu einer Sorge und Qual des Vaters, statt daß sie seine Ehre und Freude sein sollten. Und diese Mißverhältnisse, mehr zu beklagen als zu verdammen, sind eines der allgemeinsten und größten Uebel auf Java.

Die Mischlinge von malayischem Blut sind harmlos, schlaff und schwach an Gaben; bis zum 15. Jahre scheinen sie sich gedeihlich zu entwickeln, aber dann bleiben sie stehen. Sie bringen's meist nur zu Schreiberstellen oder ähnlichen Stellungen die nur mechanisches Geschick voraussetzen. Bemerkenswerth ist es daß ihre Nachkommenschaft schnell erlöscht, dergestalt daß nach Einigen sie schon in der dritten Generation nur Töchter haben, welche kinderlos bleiben.

Die Deutschen in Java, sehr zahlreich, haben mir,

allerdings mit manchen Ausnahmen, schlecht gefallen. Sie amalgamiren sich mit den Holländern, und wenn jeder reine Volksstamm die fremde Achtung fordert, auch wenn uns Manches an ihm nicht behagt, so müssen dagegen diejenigen Widerwillen erwecken, welche aus Interesse oder aus Stumpfheit ihrer Nationalität entsagen, wohl gar dieselbe verläugnen um sich meistens nur die Fehler eines andern Volkes anzueignen.

Wie wohlthuend war mir da in den letzten Wochen des Aufenthaltes in Batavia die Begegnung eines deutschen Edelmannes der durch landsmännische Herzlichkeit mich bald die Leere jener Kreise vergessen ließ; es war der niederländische General Freiherr von Gagern, derselbe der im Jahr 1848 das Opfer unseliger Ereignisse wurde mit denen seine Geschicke verflochten worden waren. Es war mir vergönnt mit diesem trefflichen Mann mit wenigen Unterbrechungen von nun an bis zur Rückkehr auf vaterländischen Boden zusammen zu sein, und ich bewahre in dankbarem Herzen die zahlreichen Beweise seiner Herzensgüte und Theilnahme, wie die Erinnerung an den Genuß seines geistvollen und gediegenen Umgangs.

Bevor wir nun von Java scheiden, werfen wir noch einen Blick über das Ganze dieser schönen und merkwürdigen Colonie, welche nebst den übrigen zahlreichen und ausgedehnten niederländischen Besitzungen

im malayischen Archipelagus die Holländer in die vorderste Reihe colonisirender Nationen stellt. Wenn man gemeinhin unter Indien das große britische Reich des Orients versteht, so spricht der Holländer wohlgefällig von seinem Nederlandsch Indie, und schon Angesichts des reichen, im höchsten Grade fruchtbar und einträglich gemachten Java ist er wenig geneigt den Engländern den Vorrang zuzugestehen. Diese Insel ist denn auch wirklich eine prachtvolle Domäne, reich genug um die Schuldenlast des Mutterlandes zu tragen und ihren Besitzern einen Glanz zu verleihen, auf den sie seit ihrem Verschwinden aus der Reihe der großen und mächtigen Staaten sonst wenig Anspruch machen könnten. Eine Domäne von 9 Millionen Einwohnern die alle dem holländischen Interesse dienstbar sind, mit Kaisern, Sultanen und Häuptlingen als Vasallen, verwaltet durch eine Schaar von Beamten die mit fürstlichen Ehren umgeben sind, und beherrscht von einem Generalgouverneur, der nur seinem Herrn verantwortlich, mehr Macht und Einfluß besitzt als selbst der Souverain von dem er seinen Glanz borgt. Solche sind die allgemeinen Charakterzüge der Herrschaft über Java, aber gerade hierin, in der Dienstbarmachung einer solchen Menschenmasse für das holländische Geldinteresse, in der Uebermacht der Colonialbeamten, in der Behandlung einer ungeheuren Strecke des reichsten, glücklichsten

Landes als Domäne, einer ganzen Nation als Frohndienstpflichtige liegen die schwarzen Schattenseiten der Verwaltung von Java, welche es bei aller seiner Schönheit und reichen Kultur zu einem peinlichen Aufenthalt für den machen, der ein lebhaftes Gefühl für Recht und Unrecht mit sich bringt. Eine unbeschränkte Despotie umfaßt Land und Leute, nicht eine patriarchalische Despotie, die alle Gewalt in sich vereinigt weil sie sich mit der Kraft und dem guten Willen für das Wohl des Landes zu wirken begabt fühlt, sondern eine Despotie des Interesses, der Geldsucht, die kein anderes Ziel kennt als jenes, eine möglichst große Summe jährlich aus dem Lande zu ziehen und in den Staatsschatz Hollands abzuliefern. Es erscheint unglaublich, daß ein solches System sich über die Eingebornen der Insel wie über die europäischen Ansiedler mit gleicher Kälte und Härte erstrecke, müßte man nicht dem offenen, rückhaltlosen Geständniß glauben, das selbst hohe Angestellte der Colonie Jedem der es hören will machen, wenn man in den Fall kommt sich über die allgemeine Unzufriedenheit, über den vernachlässigten Zustand der Eingebornen, die gedrückte Lage der Pflanzer auszusprechen: es ist dieselbe naive Antwort, die jeder der Java bereist, oft genug gehört hat um über ihre Aufrichtigkeit nicht im Zweifel zu sein: „Was wollen Sie? Java ist uns nichts als eine Domäne die wir unterhalten um

die Kosten unsers Staatshaushaltes zu bestreiten. Mehr wollen wir nicht, mehr prätendiren wir nicht!" Wie dies System des starren Egoismus sich in der Ausführung gestaltet, wenn man sich nicht einmal die Mühe nimmt es in der Theorie zu bemänteln, ist leicht zu denken.

Die Welt von Java läßt sich in drei Klassen zertheilen: die Eingebornen, das Beamtenheer und die europäischen Ansiedler, theils Kaufleute, theils Pflanzer. Der Javane ist geduldig, arbeitsam, unterwürfig, anhänglich, seine Empfindlichkeit und Leidenschaft, wenn auch beim Ausbruch heftig, sind tief verborgen, die friedliche Beschäftigung des Ackerbaus hat die Energie des Volkes abgestumpft und zugleich die unumschränkte Herrschaft seiner Häuptlinge befestigt. Die Javanen haben eine ruhmvolle Geschichte, eine edle Literatur, ritterliche Neigungen und Anschauungen die noch in den Vornehmen fortlebten, aber die Masse des Volks ist eingeschläfert, und selbst mit dem kurz vergangenen Vorbild eines verzweifelten Kriegs gegen die Holländer ist auch die Klasse der Vornehmen sehr entnervt. Ein System völliger Leibeigenschaft gibt den Häuptlingen die unumschränkteste Gewalt über den gemeinen Mann, der ihnen mit wahrhaft sklavischer Unterwürfigkeit gehorcht; sie arbeiten, sie säen, sie ernten für ihn, und die Sucht dieser Häuptlinge sich mit kostbaren Waffen

und Diamanten zu schmücken, europäische Luxusartikel zu besitzen und überhaupt jede Laune zu befriedigen, macht sie zu viel bedürfenden und viel verlangenden Herren. Mit derselben nur durch den niederländischen Einfluß beengten Unumschränktheit herrschen die großen Häuptlinge wie der Kaiser von Solo und der Sultan von Djocjocarta über ihre Edlen. Die holländische Regierung umgibt diese Schattenkaiser und Fürsten mit Ehrenrechten und Aufmerksamkeiten, die wesentlich nichts bezwecken als sie desto sicherer zu überwachen, und bedenkt die kleineren Häuptlinge mit Militäruniformen, ja mit aktivem Dienst, wenn sie sich tüchtig erweisen, und hat namentlich in Solo wie in Djocja neben den Fürsten gewaltige Nebenbuhler aus ihren eignen Familien hervorgerufen, eine Stellung die der Politik der Europäer mehr Ehre macht, als den Javanen welche so zum Werkzeug gegen ihr eigenes Land werden. Wirkliche Gewalt und Einfluß sind, nicht nur in Batavia und den größeren Orten, sondern auf dem Lande und in der Wildniß in den Händen der europäischen Beamten, welche in ihrem Distrikte, sei er nun groß oder klein, bedeutend oder gering, eine unbegrenzte, oft wenig beaufsichtigte Macht üben.

Die Stellung des Generalgouverneurs ist eine der glänzendsten die eine europäische Macht zu vergeben

hat; seine Befugnisse sind die ausgedehntesten, seine Stellung an der Spitze der Civilverwaltung, der Armee und der Flotte umgibt ihn mit einem Hofe von Untergebenen und Organen, die sich desto eifriger um seine Gunst bewerben, eine je mächtigere Stellung sie selbst nach unten einnehmen mögen. Aber leider liegt schon in der kurzen Periode von fünf Jahren, welche gewöhnlich die Amtszeit eines Generalgouverneurs ausmacht, ein Hemmniß für den besten Willen und die größte Tüchtigkeit: fünf Jahre sind eine kurze Zeit für eine so ausgedehnte Verwaltung voll principieller und anderer Schwierigkeiten, und die Stellung des Gouverneurs ist zu isolirt, zu hoch, als daß er mit Leichtigkeit in die alltäglichen tiefen Mängel der javanischen Zustände blicken könnte. Es ist zu natürlich daß ein auf kurze Zeit herausgesandter Chef einer durchaus willkürlichen Verwaltung einen Widerstand in einer Bureaukratie finden muß, die durch Interesse, Freundschaft, Verwandtschaft verbunden sich allen heilsamen Neuerungen wo nicht aktiv, doch gewiß mit der vis inertiae entgegensetzt; selbst die Reisen welche er zur Besichtigung der verschiedenen Bezirke unternimmt, können ihm die Einsicht in viele Zustände nicht verschaffen, welche dem schutz- und einflußlosen Reisenden zu seinem Nachtheil aufgedrängt wird; — eben die Ehrenbezeigungen mit denen er von Europäern wie Eingebornen umringt wird, zeigen ihm Alles in seinem Festgewand

und müssen bis zu einem gewissen Grad selbst die wachsamsten Augen blenden.

Unter dem Generalgouverneur steht die berathende Behörde des Raths von Indien, aus vier oder fünf Mitgliedern bestehend, deren Einfluß als größer betrachtet werden kann als der des Chefs; die Gunst eines bleibenden Mitglieds der obersten Verwaltung ist mehr werth als die des auf fünf Jahre gesandten Gouverneurs, und die tiefen Bücklinge welche den Weg eines dieser hochmächtigen Herren durch einen gefüllten Salon bezeichnen, sind mir oft aufgefallen und sind mir sehr bezeichnend erschienen. Die eigentliche Verwaltung des Landes nun liegt in den Händen der Residenten, welche jeder über eine Provinz gesetzt sind; es sind deren etwa 20, und oft stehen unter ihnen noch detachirte Bezirke unter einem Assistent-Residenten. Diese Beamten sind sämmtlich einander coordinirt und nur dem obersten Rath in Batavia untergeben: dieser Posten, welcher in Batavia selbst wenig mehr umfaßt als die regelmäßige Verwaltung und Polizei, gewinnt in den ferneren Distrikten eine unverhältnißmäßig größere Wichtigkeit; unter ihm steht die ganze Administration der Plantagen welche in der Hand der Regierung sind, die Regelung der Gouvernementscontrakte mit Pflanzern (wovon weiter unten) und namentlich die Regelung der Frohndienste, zu denen die Eingebornen ihren Häuptlingen, der Regierung und denen

verpflichtet sind, welchen die Regierung ihr Recht übertragen will. Dieses System bildet den Schlüssel zu der vortheilhaften Bewirthschaftung von Java, welche so klingende Resultate liefert; durch die Vermittelung des sogenannten Regenten (eines eingebornen Häuptlings der dem Residenten untergeordnet ist, und dessen Würde außer in Fällen positiver Untüchtigkeit erblich ist) und der ihm untergebenen Häuptlinge bis hinab zu den Chefs der Dessa's oder Dörfer, und unter der Controle der subalternen Beamten, der Controleurs, ist die Masse des Volks nichts anderes als Leibeigene, welche gegen eine geringe, zu ihrer Nothdurft hinreichende Remuneration das Land der Häuptlinge oder der Regierung bebauen müssen. So bebauen alle Dörfer die Reisfelder für $1/5$ oder $1/6$ des Ertrags; so sind namentlich in den sogenannten Preanger Regentschaften die Eingebornen gezwungen gegen eine bestimmte Vergütung Kaffee zu pflanzen und zu ernten, und der Controleur bestimmt jährlich die zu liefernde Menge; die den Zuckerpflanzungen zugegebenen Dessa's bauen Zuckerrohr und stellen den Fabrikanten eine bestimmte Anzahl Arbeiter täglich; ein andrer Handel mit den Kräften und dem Schweiß des Volks besteht in den Coolie- (d. i. Lastträger) Transporten, welche durch Contrakt mit den Häuptlingen schwere Waarenlasten von einem Ende der Insel zum andern für $2 1/2$ Deut (100 auf den Gulden) die

englische Meile tragen müssen. Alle diese Zwangsleistungen beruhen auf Contrakten mit den Häuptlingen oder festgesetzten Bestimmungen, und die Regenten erhalten für die Ausführung derselben gewisse Procente. Es leuchtet ein daß in diesem System das eine große Ziel: möglichst viel Geld aus den Kräften und dem Reichthum der Colonie zu ziehen, in aller Schärfe vorherrscht; anstatt die drückende Herrschaft der eingebornen Häuptlinge zu Gunsten der Masse des Volks einzuschränken oder zu regeln, findet es die Regierung vortheilhafter sich mit den Bedrückern zu benehmen und in ihre Rechte einzutreten. Einer der schlagendsten Fälle aber, welcher die Indignation aller Wohlgesinnten auf sich zog, existirte in der Residentie Cheribon, wo einer gewissen Gesellschaft von der Regierung das Recht ertheilt wurde von den Eingebornen Reis aufzukaufen; ich habe diese Magazine gesehen, zu welchen der Javane große Massen seines direktesten Lebensbedürfnisses zu der Hälfte des Preises hineintrug, welchen er sofort hat wenn er zum entgegengesetzten Thor wieder herauskommt (resp. fl. $1\frac{1}{2}$. und fl. 3. der Picul). Es muß bemerkt werden daß diese Maaßregel nicht gewaltsam war, sie beruhte auf einem sinnreichen Verfahren das man mir mit aller Naivetät erklärte, ohne die unpassende Indignation zu begreifen mit der ich diese Belehrung aufnahm. Die Sache ist ganz einfach, die Javanen sind nicht im

Stande ihre Bedürfnisse und ihren Haushalt zu übersehen, es fehlt ihnen immer am Geld, und sie sind gewohnt ihren Reis auf dem Halm für einen geringen Preis zu verkaufen; in der Regel fallen sie den wucherischen Chinesen und Arabern in die Hände, und indem die genannte Compagnie denselben Plan verfolgt, bringt sie den Vortheil in die Hände der Regierung und guter Christen, statt in die von Heiden und Mahommedanern. Zur Ehre des Generalgouverneurs Rochussen sei es gesagt, daß er diesem Handel, als er zu seiner Kenntniß gelangt war, ein Ende machte.

Der Resident ist der erste Mann seines Distrikts, und namentlich gegenüber den javanischen Häuptlingen ist sein leisester Wink Befehl; mit dem Residenten auf gutem Fuße zu stehen ist von größter Wichtigkeit für jeden Pflanzer und sonstigen Einwohner, nicht nur wegen der großen discretionären Gewalt die in seiner Hand ruht, sondern auch besonders wegen des Werths den ein freundlicher Blick von ihm in den Augen der Eingeborenen hat; vom guten Willen der Eingeborenen hängt aber jeder Pflanzer in hohem Grade ab, und wenn die kleinen Häuptlinge glauben einen Rückhalt in ihrer Auflehnung gegen ihn finden zu können, hat es der Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten, ja der empfindlichen Nachtheile kein Ende. Gewohnt an sklavisches Gehorchen, sind sie die Aufmerksamkeit und Dienstfertigkeit selbst, so

lange man sich unter der Protektion eines Gewaltigen befindet, aber auch nur so lange, und der Reisende der das Land ohne Mütze mit goldnem Band und ohne vergoldeten Sonnenschirm durchzieht, und sich oft in der hülfslosesten Lage findet wenn der Protektor nicht in der Nähe ist, lernt leicht die Wahrheit jener Klage ermessen.

Nur die wenigsten Pflanzungen sind Privateigenthum; es ist das System kein unbebautes Land zu verkaufen, sondern Alles zu monopolisiren und in ihrem Bereich zu erhalten; ein System dessen vollständiges Gegentheil in den englischen Colonien besteht, wie denn auch die Engländer während ihrer Occupation von Java (1811—16) so viel Land verkauften als gewünscht wurde. Der Pflanzer auf Java hat in den meisten Fällen einen Contrakt; die Regierung gibt ihm ein Grundstück, schießt ihm Geld vor zur Errichtung von Gebäuden und Maschinerien, sichert ihm (wenn Zuckerplantage) eine bestimmte Lieferung von Zuckerrohr und eine bestimmte Menge von Arbeitern, und macht sich bezahlt in den Produkten selbst, die sie zu geringem Preis (Zucker z. B. zu $^2/_3$ des jetzigen Preises) annimmt; der Erfolg ist daß sich somit eine ungeheure Menge Produkte in den Händen der Regierung ansammelt, und dies arbeitet wiederum der Handelsgesellschaft in die Hände, welche den Handel mit diesen aufgehäuften Waaren, vom Zucker und Kaffee allein $^9/_{10}$ des ganzen Erzeugnisses, monopolisirt. Mit

allen diesen direkten und indirekten Beziehungen ist der Pflanzer ganz in den Händen der Regierung, und ebenso jeder Europäer der sich in Java niederläßt; nur in Bezug auf Batavia und seinen Bezirk bestehen weniger strikte Bestimmungen, und das Leben in einer großen Stadt macht es eher vergessen, daß man sich unter einem eigennützigen, eifersüchtigen und dem Fremden nicht freundschaftlich gesinnten System befindet, bei dem es Niemanden wohl werden kann. Seit dem Gesetz vom Jahr 1834 sollen nur diejenigen Ausländer Bürgerrecht erhalten, welche dem Staate 10 Jahre lang mit Ehren gedient haben, Ausländer können nur in der Residentie Batavia Grundeigenthum besitzen, und zur Niederlassung in einem andern Theil der Insel ist eine besondere Erlaubniß der Regierung erforderlich, welche nicht unbedingt gegeben wird, und die Niederlassung in den Besitzungen der inländischen Fürsten ist fast unmöglich gemacht. Hat ein Ausländer es erreicht, seinen Wohnsitz als Pflanzer, Kaufmann u. s. w. in einem der innern Distrikte nehmen zu dürfen, so befindet er sich dann eben nur in der Lage der holländischen Ansiedler, im günstigsten Falle, welche keineswegs erfreulich ist. Es scheint das Princip der Regierung zu sein, keinem Bewohner Java's eine unabhängige Stellung gönnen zu wollen, er hängt wie oben bemerkt von der Gnade eines Residenten ab, der nicht immer seine weitgreifende Macht mit Mäßigung

übt, tausend Unannehmlichkeiten bedrohen ihn, und wenn er im Fall eines Conflikts mit der Regierung sich mit mehr Eifer und Selbstständigkeit vertheidigen sollte als ihr genehm ist, so kostet es einen einfachen Bericht des Residenten nach Batavia, ihn als »charactère difficile« aus der Residentie in der er vielleicht sein Vermögen angelegt und alle Pläne seiner Zukunft aufgebaut hat, zu verbannen. Diese Willkürlichkeit ist äußerst gehässig, und sie kann durch den Generalgouverneur bis zur Verbannung von der Insel ausgedehnt werden, ein Fall der keineswegs unerhört ist. Unter solchen Umständen ist es kein Wunder daß selbst eingeborne Holländer, an die freieren Institutionen des Mutterlandes gewöhnt, sich mit Widerwillen in ein Leben finden, das ohnehin manche Entbehrungen hat, und ihnen nur durch die Aussicht auf Gewinnung eines selbstständigen Vermögens erträglich wird; sprechen doch selbst holländische Ansiedler, deren Mangel an Patriotismus freilich tadelnswerth bleibt, ohne Hehl den Wunsch aus daß die Engländer, von deren Freisinnigkeit sie Proben gehabt haben, sich früher oder später der Colonie wieder bemächtigen mögen; für den Fremden und namentlich den Deutschen ist es natürlich um so widriger, sich unter dem Drucke so vieler Unannehmlichkeiten und Beschränkungen oder gar Verfolgungen zu finden, und der ganze Geist der in einem despotisch und eigennützig regierten Lande herrscht, ist

unerträglich für einen Menschen von unabhängigem Charakter. Der große Einfluß von Herrengunst und Connexionen, Schmeichelei und Kriecherei, der unter einem solchen System existiren muß, drückt auf den allgemeinen Charakter der Europäer in Java; das Vorbild engherziger und eigennütziger Verwaltungsmaaßregeln bringt auch seinerseits Engherzigkeit und Mißgunst hervor, und namentlich der Deutsche der sein Glück in Java zu versuchen kommt, wird als ein Dieb am Reichthum des Landes selten mit freundlichen Augen angesehen. Es wird täglich schwerer für Deutsche sich in Java im öffentlichen Dienst emporzuschwingen, Offizierstellen außer bei der Artillerie und dem Genie, wo es auf wirkliche Tüchtigkeit ankommt, werden fast gar nicht mehr an solche vergeben, und Viele, ich darf sagen Hunderte oft aus angesehenen Familien verkümmern in niederen Stellen, in einem Lande das ohnehin so wenig Ersatz für die Heimath bietet.

Die Colonie Java liefert nicht nur dem Staatsschatz reiche Summen, sondern sie ernährt und bereichert Hunderte von Staatsangehörigen, die sei es als Pflanzer und Kaufleute oder als Beamte ihr Glück in dieser Colonie suchen und finden; die Frage liegt nahe, was thut Holland für so glänzende Vortheile zum Besten des Landes, und namentlich zum Besten der 9 Millionen Javanen, deren unfreiwilliger Arbeit sie dieselben zum

guten Theile verdankt? Und die Antwort ist — Nichts! Ausgenommen die einzelnen Wohlthätigkeitsanstalten, die in den größeren Städten und hauptsächlich zum Vortheil der Europäer und Farbigen bestehen, existirt in Java keine ärztliche Anstalt noch Krankenpflege für die Eingebornen, keine Schule, keine Missionsanstalt, geschweige denn umfassendere Institutionen um das geistige und leibliche Wohl eines Volkes zu fördern, das solcher Sorgfalt wohl werth wäre. Ich bin weitgereist genug, um die Anschauungen einseitiger und sentimentaler Humanität abgestreift zu haben, welche dem der nie ein fremdes Volk gesehen hat, ankleben;* nirgends aber habe ich die gerechten Forderungen dieser Humanität mehr vernachlässigen und, schlimmer als das, mit empörender Kälte negiren sehen, als in Java. Ein namhafter, durch tiefe Kenntniß des Landes und des Volkes wohl zur Sache legitimirter Mann hat mir geklagt, wie er seine Auffassungen von den Pflichten Hollands gegen seine javanischen Unterthanen und von den Mitteln diese zu erfüllen den Machthabern vorgelegt, auch das nicht darzustellen verabsäumt habe, wie das pecuniäre Interesse dabei eher gewinnen als leiden werde, aber man habe ihn lächelnd abgewiesen.

* Eine Lection über unreife Humanität, die sie in Java empfangen, haben auch die Beschreiber der Reise der dänischen Corvette Galathea seines Orts aufgezeichnet.

Ich würde Anstand nehmen, ein scharfes Urtheil wie das obige nur auf eigene Anschauung während weniger Monate zu gründen, fände ich mich in demselben nicht durch das fast einstimmige Urtheil unbefangener Beobachter im Lande bekräftigt, und verdankte ich eine fernere Bestätigung nicht den Aussprüchen namhafter und achtbarer Holländer selbst, welche zu rechtlich und edel denken, um nicht zu wünschen daß jenes System der Engherzigkeit und des Eigennutzes aufhöre ihrer ehrenwerthen Nation zur Unzier zu gereichen.

Fünfter Abschnitt.

Ueber Singapore nach Pulo Penang — Ceylon.

Zur Fahrt nach Singapore ertheilte der niederländische Schout by Nacht oder Admiral allen Passagieren die darum einkamen, Erlaubniß das Kriegsdampfschiff Merapi, welches die Post dahin beförderte, zu benutzen. Der Merapi, Pathe unseres schlimmen Bekannten, ist ein schönes Schiff von 1000 Tonnen, jedoch von schwachen Maschinen; es war das Erstemal daß ich an Bord eines Kriegsschiffs reiste, und die große Reinlichkeit und Ordnung, die Präcision mit der alle Manöver nach dem Ton der Pfeife ausgeführt werden, die häufigen Musterungen, die strenge Etiquette unter den Officieren, Alles das war interessant zu beobachten; im Allgemeinen aber gilt es, daß man auf einem Kriegsschiff sehr genirt ist und so ging es auch uns. Nach der Schiffsordnung aßen wir mit den Officieren, da der Capitain allein speist und höchstens an einzelne Bevorzugte

Einladungen ergehen läßt; wir waren 10 Passagiere, und die Liebenswürdigkeit der Officiere gegen uns Eindringlinge war um so dankenswerther, als sie aus ihrer Unzufriedenheit mit diesem Passagierdienst eben kein Hehl machten. Desto schlechter waren wir logirt, und ich zog vor auf Deck zu schlafen unter einem der großen Achtzigpfünder, deren wir am vordern und hintern Ende des Schiffs je einen hatten. Unsere Fahrt war wie die Hinreise sehr angenehm, herrliches Wetter und ruhige, spiegelglatte See; am 4. October passirten wir die Linie, für mich nun schon das viertemal, und hielten vor Rhio auf der Insel Bintang. Um die Communication mit dem Lande zu beschleunigen, gab der Capitain Befehl einen unserer Achtzigpfünder abzufeuern: das war eine ungefüge Pairhans-Kanone, auf einem drehbaren Schlitten und mit Percussion versehen; die Explosion der ungeheuern Ladung von 10 Pfund Pulver war interessant, aber ungleich weniger erschütternd, als sie auf dem Festland gewesen wäre, obwohl wir dicht dahinter standen. Abends 8 Uhr waren wir im Hafen von Singapore, und ich bekenne daß diesmal das Wort von dem „Betreten der freien englischen Erde" mir mehr als Phrase war.

In Singapore war nichts Neues mehr zu sehen; die Freundlichkeit von Landsleuten, den Herren Behn, Meyer und Comp. machte mir auch dasmal den

Aufenthalt sehr angenehm. Am 8. erfolgte unsere Weiterreise in dem schon bekannten Dampfschiff Braganza. Lange behielten wir Land im Gesicht; die Südspitze von Malacca und zugleich von Asien ist bemerklich durch einen flachen aber weithin sichtbaren Berg, und die ganze Halbinsel gebirgig. Sumatra immer zur Linken kamen wir am 10ten in Pulo Penang (Betelnuß-Insel), auch Prince of Wales Island genannt, an und warfen Anker in der schmalen Straße zwischen der Insel und der Landzunge von Malacca, von welcher hier ein Antheil unter dem Namen der Provinz Wellesley von den Engländern colonisirt ist, ein kleiner rother Flecken auf der Karte von Hinterindien, der wohl nach Art der Oelflecken nicht kleiner sondern größer werden wird. Penang erinnert an die westindischen Inseln, obwohl es keine so bedeutenden Berge besitzt, hellgrüne Zuckerfelder glänzen an den Abhängen der Höhen, deren Häupter bewaldet sind; das Städtchen und das flach gelegene Fort Cornwallis sind in der Ebene, ähnlich wie Kingston auf Jamaica. Der Ort hat kein anständiges Haus, Hindus und betriebsame Chinesen erfüllen die Straßen, und letztere verfertigen schöne eingelegte Schreinerarbeit, namentlich Tischplatten von den verschiedenen Hölzern der Insel schachbretartig zusammengesetzt. Die Colonie ist älter als Singapore und gilt für sehr gesund, reich und fruchtbar; doch sieht

Alles vernachlässigt aus. Wir frühstückten in einem elenden Wirthshäuschen und machten eine Spazierfahrt durch die üppige Ebene, welche Muskatnuß-, Cocos- und Betel- (richtiger Areca-) Pflanzungen enthält. Solche kleine Spazierfahrten in die Umgebungen der Hafenorte sind beiläufig gesagt die wahre Charakteristik einer Reise mit ein und demselben Schiff, das hie und da nur anlegt, und Reisen der Art, gingen sie auch noch so weit, sind darum das rechte Mittel nichts zu sehen; davon gar nicht zu reden, daß in allen Seeplätzen das Bild des Volkscharakters verwischt und verfälscht ist.

Wir waren nur 4 Stunden am Lande und setzten alsbald unsern Weg wieder fort. Wir sahen den nächsten Tag die Nordspitze von Sumatra und die kleine hohe Insel Pulo Rondo, darauf die Nicobar-Inseln, und befanden uns nun mitten in einer hohen stürmischen See mit stetigem widrigem Winde aus Südwest, eine sehr unangenehme und langwierige Fahrt quer über die weite Oeffnung des Meerbusens von Bengalen, welche die Hälfte der Passagiere seekrank machte. Es war das Ende des Südwest-Monsoons, jenes regelmäßigen Windes der im indischen und chinesischen Meer während der 6 Sommermonate, ebenso wie der Nordost-Monsoon während der 6 Wintermonate herrscht. Der Wechsel erfolgt stets unter großer Aufregung der

Atmosphäre, und die Regenzeiten hängen meist damit zusammen.

Die Südküste von Ceylon, einer so wichtigen und der Heimath so sehr viel näheren Station meiner Reise, wurde nach siebentägiger Fahrt am 17. October sichtbar; das Vorgebirge Dondra Head sowie die ganze Küstenstrecke ist wild und von schroffen Formen, und die See bricht sich mit großer Gewalt. Die Nacht überraschte uns bevor wir die Einfahrt in den Hafen wagen durften; der frühe Morgen des 18ten aber fand uns Alle auf Deck und Angesichts des Forts von Point de Galle, einer stark befestigten und von drei Seiten vom Meer bespülten Landspitze am Südwest-Ende der Insel. Oestlich daran eröffnet sich eine freundliche grüne Bai, die Brandung ist überaus stark, zumal bei Südwestwind, und selbst im Hafen angelangt rollte das Schiff nicht wenig, und die Boote der Eingebornen drohten fast an einander und an den Wänden des Dampfschiffs zu zerschellen. Wegen der langen, hohen Wellen die fortwährend in die Bai hineinrollen, haben die Fahrzeuge eine eigenthümliche, auch in vielen Südsee-Inseln gebräuchliche Vorrichtung, ein dem Boot selbst paralleles kahnförmig zugeschnittenes Stück Holz, einen sogenannten Outrigger, welcher durch gekrümmte Balken mit jenem verbunden ist; dieses Gerüst ist natürlich dem Umschlagen wenig ausgesetzt, und wir bedienten uns

derselben zur Fahrt an's Land; zunächst bedurfte es jedoch einiger Behendigkeit um bei der hohen See sicher von der Treppe ins Boot zu gelangen, und einer unserer englischen Reisegefährten fiel ins Wasser, aus dem wir ihn mit einiger Mühe wieder herausfischen mußten. Man biegt um eine Landspitze mit Befestigungen, und findet sich dann in einer kleinen Bucht Angesichts des Hauptthors der Festung und einer hübschen schattigen Allee.

Point de Galle, ein an sich höchst unbedeutender Platz, ist seit der Einrichtung der regelmäßigen Dampfschifffahrtsverbindung ein wahrer Taubenschlag geworden, in dem alle 14 Tage ein Schwarm von Reisenden, oft über hundert sich plötzlich niederläßt, um eben so schnell wieder weiter zu ziehen; die Schiffe welche von Suez nach Calcutta fahren legen hier an, und von dieser Hauptlinie zweigt sich hier die von Singapore und Hongkong ab. Der kleine Ort ist durch diese Neuerung völlig unterst zu oberst gekehrt; einige Gasthöfe sind jetzt eingerichtet, aber sie sind schlecht genug, und an Ruhe ist, wenn die Zahl der neu gelandeten Reisenden gerade recht ansehnlich ist, weder bei Tag noch bei Nacht zu denken. Eine nicht geringe Landplage sind dann auch die Menge Eingeborner, welche die Ankömmlinge sofort umringen, ja die Thüren des Gasthofs schaarenweise belagern, um ihre verschiedenen Waaren mit Geschrei und rastloser

Zudringlichkeit feilzubieten: Briefbeschwerer und Kästchen aus den riesigen Backenzähnen des Elephanten, Schnitzwerk und Tischlerwaaren aus Ebenholz, Edelsteine und mancherlei andere Dinge, Alles zum vierfachen Preis, denn die Leute kennen ihre Käufer gar wohl, und wissen daß der reiche zurückkehrende Anglo-Indier wie der Neuling aus Europa, der eine durch Geringschätzung von Geldbeträgen welche dem Eingebornen ein Kapital sind, der andere durch Unkenntniß leicht zu übervortheilen sind. Und nicht nur daß sie bei dem Handel mit ihren eigenen Erzeugnissen unehrlich genug zu Werke gehen, so findet man hier wo der Fremde die einheimischen Edelsteine Ceylon's sicher und billig zu kaufen gedenkt, eine Menge falscher Steine, die eigens in Europa gemacht und massenweise herausgeschickt worden sind. In der That ist Galle, noch vor drei Jahren der ruhigste und ordentlichste Platz der Insel, durch diese verderbliche Berührung mit den Europäern zu einem Nest voll Spitzbuben und unverschämtem Gesindel geworden.

Die Stadt ist eng und heiß; die Bauart der früheren Besitzer, Portugiesen und Holländer, welch letztere die Insel bis 1796 besaßen, herrscht vor, und unser Hotel namentlich war ein Muster der dumpfen, soliden portugiesischen Struktur, wie ich sie von Macao her kannte. Zu sehen ist gar nichts, einige hübsche Spaziergänge

mit schöner Aussicht auf die See ausgenommen. Die schwarze Stadt, d. h. der von den Eingebornen bewohnte Theil ist schmutzig und elend, aber die Cocoswälder die bis in die Straßen sich verlaufen sind schön und üppig. Die Eingebornen Ceylon's, die Cingalesen, von denen jedoch die Bergbewohner sich namhaft unterscheiden, sind eine keineswegs anziehende Race, träg, habgierig und weit entfernt von der Thätigkeit der Hindus, welche zwar auch das Geld über Alles lieben, aber auch zu jedem Dienst der Geld einbringt willig sind. Die natürliche Ursache ist, daß Ceylon nicht übervölkert ist wie andere Länder dieses Welttheils; ihr kleiner Grundbesitz mit ein paar Cocosbäumen ernährt sie und macht sie unabhängig von der Arbeit. Ihr Aeußeres ist weibisch, wozu freilich ihre Tracht viel beiträgt; sie haben lange Gewänder wie die Javanen, aber von weißem Stoff, und ihre Haare sind in einen Knäuel geschlungen und mit einem Kamm befestigt; anfangs glaubt man wirklich lauter Weiber vor sich zu sehen. Neben den Eingalesen sieht man viele Hindus, besonders von der Malabarküste, welch letztere von wirklich kohlschwarzer Hautfarbe sind, die schwärzesten Menschenkinder die ich kenne; der weiße Turban und das weiße Tuch das sie um die Lenden schlagen, sticht eigenthümlich aber malerisch dagegen ab. Diese eingewanderten Hindus sind die einzigen Arbeiter auf die man zählen kann; sie sind

überdies den lässigen Eingalesen weit vorzuziehen. Außerdem findet man hier eine Menge sogenannter Mohren, ein mahommedanischer Völkerstamm ohne Heimath wie die Juden. Sie finden sich zerstreut an den verschiedensten Orten und sind handeltreibend wie jene, ihre Tracht, mehr bunt als die selbst der indischen Mahommedaner und ihre scharf geschnittenen Gesichtszüge machen sie sehr kenntlich. In eigenthümlicher Weise beladen sie sich mit Schmuck und Juwelen; kleine halbnackte Kinder sieht man über und über mit Ketten und Armbändern bedeckt herumlaufen, und so kommt es daß die armen Würmer manchmal um ihres Schmucks willen aufgefangen oder gar todtgeschlagen werden.

Es blieb uns eine mehrtägige Zeit bis zu der Ankunft des nächsten Schiffs von Suez, die wir gern zu einem Ausflug ins Herz der Insel benutzten. Eine Postkutsche geht sowohl zwischen Galle und Colombo, der Hauptstadt, als von dort ins Innere nach Kandy; die Entfernungen sind je 72 englische Meilen, eine mäßige Tagereise mit leidlichen Postpferden auf gutem Weg, freilich mit sehr unbequemem Wagen. Man fährt die ganze Strecke bis Colombo der Meeresküste entlang, beschattet von einem endlosen Hain von Cocospalmen, denn dieser überaus nützliche Baum verschmäht selbst den unfruchtbaren Sand der Seeküste nicht, der ihm im Gegentheil sehr zusagt. Diese Cocoswälder bilden einen

wahren Schatz der anliegenden Orte; ein oder ein paar Bäume sind ein kleines Vermögen. Oft hat ein Baum ein Dutzend Eigenthümer, und der Cingalese prozessirt wohl selbst um diesen kleinen Antheil. Abgesehen von der kühlenden Frucht liefert die Cocospalme eine Menge nützlicher Produkte: die harte Schale der Nuß wird verarbeitet, die äußere faserige Umhüllung wird, nachdem sie dem Flachse ähnlich einige Zeit im Wasser geröstet worden ist, zu Seilen und Tauen versponnen; die Nuß liefert ein Oel, welches in Westindien kaum gekannt, im Orient den fast ausschließlichen Stoff zur Beleuchtung abgibt. Zur täglichen bequemen Gewinnung von Palmwein ist an manchen Bäumen ein förmliches Takelwerk von Seilen angebracht. Dabei ist eine Cocospflanzung leicht zu unterhalten und bildet ein immer sicheres Kapital.

Die Landschaft jenes Weges ist sehr hübsch und abwechselnd; man trifft viele Dörfer, und neben den Cocoshainen zuweilen wilde und unbebaute Strecken von Wald und Dickicht. Mehrere Flüsse werden theils durch Brücken, theils zur Fähre überschritten, und die Ufer sind meist sehr malerisch; wenigstens fehlte es nicht an Zeit sie zu bewundern, da die cingalesischen Bootleute sich nicht sehr anstrengten. Auf halbem Wege ist ein sogenanntes Rast-Haus, ein von der Regierung unterhaltenes Gebäude zur freien Benützung aller Reisenden;

Leute sind angestellt welche ein einfaches Frühstück zu bereiten wissen, uns jedoch gaben sie nur Fische, Krebse, Austern und Krabben, was der Seeungeheuer doch zu viel war. Dies königliche Gebäude schien auch andern öffentlichen Zwecken zu dienen, denn in einem Winkel der Verandah entdeckten wir ein halb Dutzend Spitzbuben, die mit einem Bein im Block eine sehr gemüthliche Mittagsruhe hielten, wahrscheinlich ein reisendes Gefangenen-Depot javanischer Manier.

Wie wir uns Colombo näherten sahen wir häufige Landhäuser am Weg. Eine große Zierde bildeten zwei jener vielbekannten indischen Banyanenbäume, welche ihre Aeste über den Weg hinüber erstreckten und jenseits zu deren Unterstützung neue Stämme getrieben hatten, man fährt also förmlich durch ein Thor. Die letzte Strecke vor der Stadt ist eine schöne Esplanade von grünem, wohlerhaltenem Rasen, an deren Ende das Fort, auf drei Seiten von der See umgeben und sehr fest, sich erhebt.

Colombo als Hauptstadt ist der Sitz des Gouverneurs und der königlichen Behörden, welche, da Ceylon eine sogenannte Queen's Colony ist, mit der ostindischen Compagnie in keinem Zusammenhang stehen; die Wohnung des Gouverneurs ist hübsch und mit Gartenanlagen umgeben; das Fort ist sehr klein und die wenigen breiten Straßen füllen es ganz aus. Wie in Galle wohnen die

meisten Europäer in dem Fort, andere auch auf dem Lande, ärmere Europäer und Mischlinge, namentlich von portugiesischem Blut, in den Vorstädten welche sich an der Nordküste weithin erstrecken. Einige Quartiere sind ganz von jenen Mohren bewohnt, welche hier auch eine Moschee besitzen.

An der Landseite stößt das Fort an einen Süßwassersee, der jetzt während der Regenzeit sehr angeschwollen war. An den Ufern dieses kleinen Sees liegen einige hübsche Landhäuser und weiterhin die Zimmetgärten der Regierung, ein Erbstück der monopolisirenden Holländer. Die englische Regierung verkauft jedoch von diesen Grundstücken so viel als gewünscht wird, und hat auch das System der Zwangsarbeit in javanischer Weise sofort abgeschafft. Ein einziges Monopol besitzt sie jedoch: die berühmte Perlenfischerei auf der Nordwestküste, von der ich nicht viel zu erzählen weiß, als daß sie dermalen als devastirt einer längeren Ruhe bedürftig gehalten wurde: man hatte drei Jahre hinter einander gefischt, und folgende Erlöse erhalten:

1835 — 40,300 Pfund Sterling,
1836 — 25,800 „ „
1837 — 10,600 „ „

Die Zimmetkultur ist sehr einfach. Der Zimmetbaum gedeiht in dem ödesten, sandigsten Boden; man pflanzt ihn in geraden Linien einige Fuß von einander,

und schneidet vor der Regenzeit die jungen nicht ganz daumensdicken Schößlinge an der Wurzel ab; diese werden mit einem stumpfen Messer geschält und die Schale etwa acht Tage getrocknet, worauf sie zur Versendung fertig ist. Unter dem Einfluß der Regenzeit schießt der verstümmelte Stock neue Zweige, welche die Ernte für das nächste Jahr liefern. — Die wichtige Kaffeekultur Ceylon's ist in den Gebirgen, da sie an der heißen Küste nicht gedeiht.

Colombo enthält gar nichts Sehenswerthes außer den Elephanten der Regierung, welche hier zum Straßenbau verwendet werden; außer einer guten Anzahl welche wir später so beschäftigt sahen, fanden wir hier etwa sechs in ihrem Stall; sie waren sehr zahm und gelehrig, und machten auf Befehl ihrer Wärter alle die Kunststückchen die man auch in Europa zu sehen bekommt. Im Dienst ziehen sie dann die unförmlich großen Karren paarweise und sind sehr geduldig; auch schien es mir als ob sie auf Ceylon weniger sanft behandelt würden als in Indien. Da die Pferde stark vor ihnen scheuen, so haben die Wärter Befehl sie vom Wege abzutreiben sowie Wagen nahen. Der Preis ist 10—25 Pfund Sterling; zum Luxus werden sie hier gar nicht verwendet. Der Bedarf an Elephanten wird jährlich in den Wäldern südöstlich von Colombo eingefangen, und es war nur ein Zufall daß wir die Sache nicht zu sehen

bekamen; unsere Pferde waren schon bestellt, als ein vom Schauplatz zurückkehrender Officier das irrige Gerücht verbreitete, die Elephanten seien durchgebrochen und würden wohl erst in 8 — 14 Tagen wieder eingefangen werden. Glücklicher waren zwei meiner Bekannten, deren Erzählung ich die interessanten Details eines Fanges verdanke, der wohl nirgends in größerem Glanze besteht als in Ceylon, dem eigentlichen Vaterlande des asiatischen Elephanten. In einem engen Thal bereitet man eine starke Einzäunung, etwa sechs Morgen Landes umfassend; schon Monate lang ehe der Kraal (das ist das classische Wort) beginnt, werden die Elephanten der Umgegend langsam auf diese Stelle zu getrieben, und wenn sie endlich nahe genug beisammen sind, beginnt das eigentliche Treiben mit Schießen, Trommeln, angezündeten Feuern und Aehnlichem. Die erschreckten Thiere drängen sich nach der Falle, und sowie eine hinreichende Anzahl eingetreten ist, schließt man die Oeffnungen. Nun werden einige zahme Elephanten sammt ihren Mahout's oder Führern in die Umzäunung eingelassen; sie nähern sich den Elephanten, nehmen sie in die Mitte, und die Mahout's binden sie unter Beistand der zahmen Thiere an letztere und später an Bäume fest, wo sie etwa drei Tage lang durch Hunger und Schläge in die Freuden der Civilisation eingeweiht werden. Es ist eine bekannte, namentlich in Nordindien erprobte

Erfahrung mit diesem klugen und edlen Thier, daß die Alten sich schnell in ihre Lage finden und in sechs Wochen oft schon völlig gezähmt sind, während die thörichten Jungen toben und sich grämen; wäre natürliche Wildheit die Ursache von letzterem, so müßte dieselbe in weit höherem Grade bei den alten Thieren sich äußern. Bei diesem Kraal wurden siebzehn Elephanten gefangen, von denen aber vier in der Umzäunung todt geschossen werden mußten, weil sie sich allzu ungeberdig anstellten. Jene zwei Reisenden erkauften das seltene Schauspiel mit Hungers- und Wassersnoth im wilden Walde, und mit der Plage welche der Blutegel von Ceylon hervorbringt. Dieses leidige Thier haust in Menge in den Dickichten der Insel, saugt sich sofort an den Vorüberstreifenden fest und erzeugt oft bösartige Geschwüre, so daß es alle Ausflüge ins Innere verkümmert. Darum geht auch der Jäger auf Ceylon völlig gepanzert in Steifleinen, und doch oft vergeblich.

Die Jagd auf den wilden Elephanten gilt in Ceylon für nicht sehr gefährlich; das Thier ist an sich schüchtern und harmlos, und selbst verwundet soll es unter zehn Fällen neunmal die Flucht ergreifen. Bösartig und gefährlich sind nur die einzelnen, wegen ihrer Unverträglichkeit aus der Heerde verstoßenen Thiere. Tödtlich ist nur ein Schuß unter das Ohr oder zwischen die Augen, und man nimmt in der Regel Gewehre von großem

Kaliber und eiserne oder besser kupferne Kugeln. Ein Bekannter von mir schoß einen Elephanten an, so daß er in die Knie stürzte. Alsbald tauchten 20 andre aus dem Gebüsch auf, und zwei führten den Verwundeten fort indem sie ihn von beiden Seiten unterstützten. Den Jäger hatte sein erfahrener eingeborner Begleiter sofort mit sich platt auf die Erde geworfen. Der größte Elephantenschütz der Insel war Major Rogers, der nach glaubwürdigen Zeugnissen ihrer 1100 erlegt haben soll. Er wurde etwa zehnmal von verfolgenden Elephanten überholt, blieb mehrmals für todt liegen und hatte fast jedes Glied des Körpers gebrochen. Als könnte diesem gewaltigen Jäger kein gewöhnliches Geschick etwas anhaben, war ihm ein außerordentliches Ende, durch einen Blitzstrahl beschieden. Eine sinnreiche Methode haben die Eingebornen: sie lauern dem Elephanten auf und schießen einen Pfeil in seine Fußsohle wenn er die Vorderfüße aufhebt; die Wunde macht ihn bald lahm und bringt ihn früher oder später in die Gewalt des Jägers.

Nun hatten wir noch die Fahrt nach Kandy, der alten Hauptstadt vor uns, und um 5 Uhr Morgens erschien die wackelnde und schüttelnde Postkutsche. Fünf englische Meilen vom Fort passirt man eine ganz hübsche Schiffbrücke; man schlägt nun den Weg zur Rechten ein und befindet sich bald in einer sehr anmuthigen

und mannichfaltigen Landschaft. Entlang dem Wege, von bewaldeten Hügeln begrenzt erstreckt sich eine reiche künstlich bewässerte Reiskultur; das Ganze ist äußerst frisch und erinnert an eine europäische, ja deutsche Gegend. Desto exotischer waren aber die Krokodile und Schlangen, die sich so häufig zeigten wie ich nie gesehen, auch eine Riesenschlange sahen wir durch das Gebüsch huschen. An Bewohnern und ihren Dörfern fehlt es auch nicht, und ein lobenswürdiger Gebrauch der Cingalesen fällt hier in die Augen: fast vor jedem Haus steht ein irdenes Gefäß mit Wasser und mit einer Cocosschaale zum Schöpfen, so daß jeder Vorübergehende sich mit einem Trunk erquicken kann. Mag es nun religiöse Vorschrift oder einfach menschliche Sitte sein, es ist ein ansprechender Gebrauch, der zwar bei fast allen Völkern Anklang hat, daß der Mensch sich für die große und umsonst dargebotene Wohlthat des Wassers thätig dankbar beweist, indem er es eben so freigebig und uneigennützig spendet als es ihm von Gott gegeben ist.

Gegen 10 Uhr erreichten wir, Dank einem gutmüthigen alten portugiesischen Kutscher den wir mit Bier und Geld aufmunterten, das Rasthaus auf halbem Wege, ein stattliches Gebäude mit prachtvoller Aussicht auf die Gebirge und die denselben entlang sich windende Straße. Unser Frühstück theilten wir, wie gewöhnlich

in Ceylon, mit den Raben, die mit unerhörter Unverschämtheit sich fast bis auf den Tisch wagen und wegschleppen was sie kriegen können; oft sind sie mit der Speise allein nicht zufrieden und holen sich wie die Gazza Ladra Messer und Gabel dazu. Diese ungebetenen Gesellen machen sich indeß durch Aufzehrung von Unrath so nützlich, daß Jedermann sie gern auf seinem Hof sieht; in Colombo sind sie schön hellblau und überhaupt stattliche Vögel, aber ihr Gekrächz ist unleidlich.

Die zweite Hälfte des Wegs steht an Großartigkeit des Plans wie an Schönheit der Landschaft keiner der berühmtesten Bergstraßen nach, und jetzt am Ende der Regenzeit war alles im schönsten Grün. Unter den Bäumen ragt der Ebenholzbaum, hoch gewachsen und von schwärzlicher Rinde hervor; selbst hier ist das Holz und alles was daraus gemacht ist, theuer. Die Natur auf Ceylon ist überhaupt dem Schönsten in den Tropen an die Seite zu stellen; eine besondere Zier besitzt sie an den auch in Java einheimischen baumartigen Farrenkräutern, die einer Palme zum Verwechseln ähnlich sehen. Allmälig erreichten wir die höchste Steigung, wo eine hohe Denksäule, innen mit einer Treppe versehen, das Verdienst des Erbauers der Straße, Ingenieur Dawson verewigt. Von dieser Höhe senkt sich der Weg wieder, man passirt bei Peradenia eine sehr künstliche Brücke und erreicht bald darauf das kesselförmige

Plateau von Kandy, etwa 1700 Fuß über dem Meere.

Wir waren beide etwas enttäuscht, als ein kleiner ärmlicher Ort vor uns auftauchte; wir hatten Kandy im Stillen mit Solo verglichen und gehofft manches Interessante und Nationale zu sehen. Aber der Glanz Kandy's und seiner Herrscherfamilie ist dahin. Noch in diesem Jahrhundert besaß Kandy seinen unabhängigen König; der letzte der Reihe, ein abscheulicher Tyrann mit unaussprechlichem Namen wurde von seinem eigenen Vezier, der englische Hülfe anrief, im Jahr 1815 entthront, und endete sein Leben in Gefangenschaft im Fort von Vellore bei Madras. Seitdem ist nun auch dieser Theil der Insel unmittelbar englisch geworden; der Palast des Königs ist zerfallen, der der Königin zum Wohnsitz eines englischen Beamten umgeändert, der Tempel vernachlässigt und entehrt. Nirgends ist in einem kurzen Zeitraum die Spur einer alten Dynastie so völlig verdrängt worden, und man kann die Reste nicht ohne Wehmuth ansehen; steht doch die Poesie immer auf Seiten des Vertriebenen, trotz aller Greuelthaten die König Sree Wikremee Rajah Singha verschuldet haben mag; die englische Herrschaft ist sehr praktisch, sehr vernünftig und ein großer Gewinn für die Unterthanen, aber sie ist die unpoetischste die es gibt.

Wäre der Kessel in dem Kandy liegt, von einer

schönen Stadt ausgefüllt, so wäre es ein wunderschöner Aufenthalt und Anblick; die wenigen Straßen aber sind dürftig, voll elender Läden und schmutziger Eingebornen; kaum ist ein europäisches Haus oder Gesicht zu sehen. Ein kleiner See am obern Ende des Thals enthält ein ehemaliges Lusthaus mit tiefen Erdgeschossen; jetzt haben sie ein Pulvermagazin daraus gemacht. Daneben befindet sich ein von Mauern eingeschlossener Platz gerade unterhalb des Tempels und Palastes; er enthält einige kleine buddhistische Tempel von dürftiger Ausführung und einige Grabmäler, glockenförmig mit einer geringelten Spitze von Backstein aufgebaut. Blinde Bettler, einige knieend, andere in chinesischer Weise lärmend trieben sich da herum. Gegenüber und am obersten Ende der Stadt liegt der berühmte Tempel Buddha's, der heiligste Ort dieses in Ceylon angeblich entsprossenen Glaubens, da er nichts geringeres enthält als einen Zahn der Gottheit. Diese Reliquie zu sehen bedarf der Erlaubniß des englischen Regierungsagenten, unter dessen Aufsicht dieselbe sich jetzt befindet, ein Palladium des Besitzes der unwiderstehlichen Herrschaft, vor dem sich der Eingeborne beugt. Bereitwillig bestimmte man uns auf unsere Bitte eine Stunde zur Besichtigung des Heiligthums, soweit es überhaupt ohne specielle Erlaubniß gezeigt werden darf, denn der Schlüssel zum Allerheiligsten liegt im Schatze zu Colombo. Der Eingang

des Tempels ist massiv und wohlgebaut; zwei Reliefs von gelungener Arbeit, zwei Elephanten darstellend, verzieren ihn. Dann steigt man eine Treppe hinauf und befindet sich in einer Gallerie, von der man eine Uebersicht des Thals, die oben beschriebenen Grabmäler und eine Cisterne vor der Façade eines achteckigen Pavillons vor sich hat, der noch zum Tempel gehört. In der Gallerie befinden sich sehr rohe Fresken, die Scenen der buddhistischen Hölle, die mir von China aus bekannt waren, darstellend; bemerkenswerth war die Figur eines Gekreuzigten. Der eigentliche Tempel ist ein kleines Gebäude im Hof, und hier wird der köstliche Zahn aufbewahrt. Wir fanden bereits die Wache von vier Mann des in Ceylon stationirten malayischen Schützenregiments, welche jeden Abend hier aufzieht, und bald ertönten auch die Trommeln und die fatalen Clarinetten der Pfaffen, Pfaffen wie Musik alte Bekannte von China. Es waren ihrer etwa ein Dutzend, in gelben Röcken welche die Hälfte des Oberleibs unbedeckt ließen; nach einigen Umzügen nahten sie der Thür, welche mit großen Stoßzähnen von Elephanten verziert und vergoldet ist. Wir zogen nun hinein; das Heiligthum ist im obern Stock, den wir auf einer engen schmutzigen Treppe erreichten. Oben ist eine Reihe von drei in einander gehenden Zimmern, von denen das dritte den Schatz selbst enthält. Dieser letztere ist wirklich sehr sehenswerth. Auf einem

mit schwerem Silberblech bedeckten Tisch von etwa sechs Fuß im Gevierte stand ein großer glockenförmiger, somit charakteristisch buddhistischer Behälter von Gold, fünf Fuß hoch und drei Fuß Durchmesser an der Basis, mit Edelsteinen übersäet und verziert mit Ketten die von der Spitze herabhingen; das ist der äußerste Verschluß, welcher noch sechs (nach Andern vier) solche Glocken, eine in der andern und eine schöner als die andere, und endlich den Zahn enthält. Leute die ihn gesehen haben, meinen es sei weder eines Menschen noch eines Thieres Zahn, sondern ein geschnitztes Stück Elfenbein.

Eine sehr hübsche Verehrung wird diesem Zahn gezollt, indem die Priester täglich eine Menge wohlriechender Blumen in sorgfältiger Reihe um den silbernen Tisch und den Behälter legen. Man zeigte uns noch massiv goldene Gefäße für Reis und anderes kostbares Geräthe, zwei lebensgroße vergoldete Buddha's, von denen der eine von China als Opfergabe gekommen ist, und ein Bild des letzten Königs, ganz in weiß und mit goldenen Ketten behängt. Unser Führer sagte trocken: »he is dead!« als einer der armen Pfaffen mit bewegter Stimme und mit einem Ueberrest von Loyalität für seinen ehemaligen Fürsten ausrief: »not dead, captive!« Es verdient auch große Anerkennung daß diese Priester, arm wie sie sind, die Kostbarkeiten des Tempels mit gewissenhafter Sorgfalt hüten.

Bei dieser Gelegenheit ein Wort über Adam's Pik; er ist einer der höchsten Berge in Ceylon, 7400 Fuß über dem Meere. Seine große Merkwürdigkeit ist eine kolossale im Felsen abgedrückte Fußtapfe, fünf Fuß lang, welche vollkommen die Verhältnisse eines nackten menschlichen Fußes mit seinen Zehen enthält. Nach der Aussage derer die ihn gesehen, soll es durchaus nicht das Ansehen haben als wäre sie in den Stein gehauen, und es ist also ein weites Feld für den Wunderglauben offen. Diese Fußtapfe gilt den Buddhisten für eine Spur von Buddha's Fuß, den Mahommedanern für die Adam's, und diese verlegen nach Ceylon die Stätte des Paradieses, während sie zugleich eine Reihe von Inselchen und Riffen zwischen dem Festland und dem nordwestlichen Ende der Insel für Adam's Brücke erklären, über die das erste Menschenpaar aus dem Paradiese in die Welt hinaus getrieben worden.

Wir hielten uns in Kandy nur einen Tag auf; der Ort ist ärmlich und hat seine Hauptbedeutung als Mittelpunkt des wichtigen Kaffeebau's, welcher in den höheren Theilen der Insel betrieben wird. Hier herrscht wieder, im Gegensatz zu Java, die westindische Sitte die Bäume fünf Fuß hoch zu kappen. Es kostet oft viel Mühe Arbeiter zum Pflücken zu erhalten, und die welche eine Schaar tüchtiger Leute auf ihrer Pflanzung

zu fesseln und einzugewöhnen wissen, schätzen sich sehr glücklich. Auffallend ist es daß die Weiber stets weit mehr abliefern; es liegt dies jedoch nicht an ihrer größern Geschicklichkeit oder Ausdauer, sondern in der Galanterie der Männer, welche so oft sie an einer Frau während der Arbeit vorüberkommen, ihr eine Handvoll der selbstgepflückten Beeren in den Korb werfen. Diese Galanterie mag mit der Vielmännerei zusammenhängen, welche unter den Hindus der Malabarküste und auf Ceylon selbst vorkommt; bei den Ersteren ist die Frau gar das Familienhaupt und ihr gehören die Kinder, während dieselben bei den Gebirgsvölkern der Himalayah's der Reihe nach den Männern, die meist Brüder sind, zugetheilt werden.

Ich lasse dahingestellt, in welchem Zusammenhang mit der Polyandrie die Beispiele von großer Fruchtbarkeit auf Ceylon stehen. Vor einigen Jahren kamen dort Zwillinge wie die berühmten siamesischen vor, sie lachten, weinten, empfanden Hunger gleichzeitig, starben aber schon nach einem Monat. Eine andere Frau gebar Vierlinge, die sie nach den vier Evangelisten nannte.

Kandy ist sehr ungesund für Europäer; die Cholera herrschte gerade und hatte ein da stationirtes weißes Regiment förmlich decimirt.

Auf unserem Rückweg von Kandy besuchten wir den botanischen Garten von Peradenia, der sehr hübsch

angelegt ist und wegen seiner Nähe den Bewohnern von Kandy zu einem angenehmen Spaziergang dient. Bei diesem Ort sieht man auch eine Anzahl Kaffern vom Cap der guten Hoffnung, welche zu dem Corps der hiesigen Schützen gehören und am Wegbau verwendet wurden; sie sind von kleiner Statur, von kümmerlichem, kindischem Ansehen und haben dichte Wolle statt schön menschlicher Haare; diese Wolle ist aber doch weniger kraus als die der Neger und gleicht mehr der von dunkeln Mulatten. Sonst stehen sie aber eher noch tiefer wie höher als die Neger.

So viel der flüchtige Reisende vom Zustand der Colonie beobachten kann, fehlt es dort nicht an Anlaß zu Klagen und Desiderien. Man wünscht insbesondere Herabsetzung des hohen Zolltarifs, Ausdehnung des Straßensystems zum Vortheil der Pflanzungen, und Begünstigung der Einwanderung. Die Colonie hat einen gesetzgebenden Körper, der aus den verschiedenen Klassen der Bevölkerung von der Regierung ernannt wird, auch Eingeborne haben Zutritt wie auch in die Juries, und überhaupt herrscht das fehlerhafte humanistische Prinzip der politischen Gleichberechtigung von Europäern und Eingebornen, wie in Westindien. Es ist die laute Klage der Gentlemen in Ceylon, daß der Weiße sich der Unverschämtheit der Eingebornen nicht erwehren könne; aber wie in jenen dem Verderben geweihten Colonien

Westindiens steht den anständigen Leuten eine Anzahl von Radikalen und demagogischen Journalisten gegenüber, welche mit den Eingebornen Partei machen um auf deren Schultern empor zu steigen. Einige Zeitungsblätter die ich sah, erinnerten völlig an die schlechte Presse Westindiens.

Die Regierung thut viel für Schulen und Ausbreitung des Christenthums, scheint aber bei dem stumpfen Buddhismus wenig Erfolge zu haben, so wenig als dies in China der Fall ist; andererseits bietet der Buddhismus nicht den Widerstand gegen Verbesserungen im Allgemeinen wie das geschlossene Kastenwesen der Hindus.

Nachdem wir wieder in Point de Galle angekommen waren, füllte sich bald der Gasthof mit einer Schaar von Passagieren von Europa her; gegen hundert waren angekommen, und an sechzig fielen einem Heuschreckenschwarme gleich bei uns ein. Da hatten wir nun bei mancher Unbequemlichkeit vielen Spaß. Gerade um diese Zeit pflegt die größte Zahl englischer Reisenden sich nach Calcutta einzuschiffen, wo sie in der gesundesten Jahreszeit ankommen und den Winter in England hinter sich lassen. Ueber die Hälfte unserer Leute waren Neulinge, „Griffins,“ und sie betraten in Ceylon zum Erstenmal den Boden Indiens und der heißen Zone, das dürre Aden ausgenommen wo die Schiffe anhalten. Da waren junge Officiere und Cadetten, Civilbeamte in spe und nicht wenige Dämchen, einige eben verheirathet,

andere verlobt, noch andere auf Spekulation herausgekommen. Als die Schaar sich zum Frühstückstisch niederließ, hatten wir zunächst zu beobachten wie sie alle ihre Fächer hervorsuchten und vor Hitze schier ersticken wollten; es war ein kühler Morgen, und das Zimmer so luftig als man nur wünschen konnte für uns alte ausgekochte Tropenländer. Mit Mitleiden betrachtete ich die rothen Backen Einiger, die in einem Jahr blaß sein sollten wie die unsrigen, wahrscheinlich durch ein tüchtiges Akklimatisationsfieber; aber daran dachte unsere junge hoffnungsvolle Schaar nicht, im Gegentheil sie thaten Alles um sich wo möglich Cholera und schleunigen Tod zu holen; sie liefen in der Hitze herum Palmen und Bananen anzugucken, eine Partie hatte sich eine Bananentraube, wohl 15 Pfund schwer, gekauft und dünkte sich die Traube Josua's und Kaleb's erobert zu haben; ehe wir es nur hindern konnten, hatten sie sie bereits halb aufgegessen. Ein junger Officier erstand eine Ananas, wie er glaubte sehr wohlfeil für einen Shilling, und hätte sie sicher ganz aufgezehrt, wären wir ihm nicht in den Arm gefallen; ein Anderer zeigte mir einen großen Rubin den er für sechs Shilling erstanden hatte; ein ächter Stein von dieser Größe wäre wenigstens das Hundertfache werth gewesen, aber unser junger Griffin schien zu glauben, daß auf Ceylon die Edelsteine wirklich so herumliegen wie in Sindbad's Wunderthale.

Sechster Abschnitt.

Madras — Pondichéry.

Wir verließen Point de Galle am 30. Oktober Abends an Bord des prachtvollen Dampfschiffs Bentinck, eines Pathen des verdienten ehemaligen Generalgouverneurs Lord William Bentinck; dieses Schiff, der noch prächtigeren Hindostan nur um weniges nachstehend, hat mehr als 1900 Tonnen, 520 Pferdekraft, und ist ein Zweidecker; so genießt man denn eines freien Spielraums auf dem obern Deck das selbst für uns 100 Passagiere nicht zu eng war, während Schmutz und Arbeit auf das untere Deck verbannt sind. Die Kajüte ist groß und luftig und enthält vier Reihen Tische für 120—140 Passagiere; die Treppen und Gallerien sind eher die eines Hauses als eines Schiffes, und man kann sich in dem Gebäude wahrhaft verirren. Neben großer, oft übertriebener Pracht ist jedoch für die Bequemlichkeit der

Passagiere in den dumpfen Privatkajüten ungleich schlechter gesorgt als z. B. auf den westindischen Dampfschiffen, überhaupt ist die Sorgfalt für das reisende Publikum gering, trotz unmäßig hoher Preise und trotz der fast ausschließlich guten Gesellschaft, die sich auf dieser Route zusammen zu finden pflegt.

Diese ostindischen Dampfschiffe werden auch von den Eingebornen häufig benutzt; auf der Braganza hatten wir zwei Feueranbeter, die ihren Tisch, ihre Kajüte, ihren Spucknapf, ihr wer weiß was Alles für sich allein hatten, da man die Asiaten durch Schonung ihrer Vorurtheile zur Benutzung dieser Schiffe einzuladen bestrebt ist. An Bord des Bentinck nahm sich ein Mahommedaner seltsam aus, der zwischen den beiden Schloten des Schiffs niederfiel um sein Gebet zu verrichten. Wir hatten dasmal zwei Hindus von Rang, der eine Mohun Lal, ehemaliger Sekretär von Sir Alexander Burnes, der die Familie dieses verstorbenen Reisenden in England aufgesucht hatte; er saß immer auf Deck und las mit großer Ostentation in einer schönen Bibel mit Goldschnitt, so daß er wohl eine kleine Hinweisung auf Matth. VI. 6. verdient hätte. Der andre hatte in dem letzten Krieg gegen die Sikhs die Stellung eines Zwischenträgers inne gehabt, und mochte in England seine Verdienste ins rechte Licht zu setzen versucht haben.

Am 31. hatten wir noch die bergige Küste von

Ceylon neben uns; am 1. November verschwand das letzte flachere Ende der Insel, und nach einer 60stündigen Fahrt erblickten wir am 2. die Küste Coromandel unweit Madras*; sie ist flach, mit langgestreckten Bergen im Hintergrund, und die Stadt liegt eben und der Küste entlang ausgedehnt vor dem Blick des Ankommenden; das Eishaus, eine hervorragende Landmarke und zugleich ein willkommner Vorgeschmack kühlender Genüsse, sodann einige stattliche Gebäude fallen ins Auge, während die Landschaft etwas kahl erscheint; ganz flach und dem Auge wenig imponirend liegt das uneinnehmbare Fort St. George da.

Die Rhede von Madras ist völlig offen, und ihre Brandung gilt für die schlimmste der Welt, so daß es immer ein kleines Abenteuer ist hier zu landen. Zwar trafen wir glücklicher Weise fast völlige Windstille und eine anscheinend spiegelglatte See, aber dennoch rollten die Wellen mit großem Getöse nach dem Ufersande hin. Es ist ein für allemal untersagt, mit den Booten der Schiffe oder überhaupt Booten europäischer Bauart dem Andrang dieser Brandung zu trotzen, und man bedient sich statt dieser der sogenannten Masulah, großer und besonders tiefer Kähne, deren Planken und Rippen durch keinen Nagel zusammengehalten, sondern mit Seilen von Cocosfasern förmlich zusammengenäht sind, ein anscheinend

* Madrás.

plumpes und gebrechliches Werk, das aber durch seine Nachgiebigkeit besser besteht als das festeste Boot. Zehn Ruderer mit ganz kleinen runden Ruderschaufeln und der Steuermann mit einem langen Ruder brachten uns noch ziemlich gut ans Ufer; die letzten hohen Wellen wurden mit großer Leichtigkeit, aber mit manchem tüchtigen Ruck passirt, und dem Lande nahe sprangen die Leute aus dem Boot, um es mit der Spitze vorwärts auf den Ufersand zu ziehen. Ueberhaupt ist es Hauptsache die Spitze des Masulah scharf gegen die Wellen zu erhalten; bricht das lange Ruder des Steuermanns, so legt sich das Boot denselben entlang und schlägt um. Unsere Fahrt geschah unter den günstigsten Umständen, unter den ungünstigsten kehrte ich einen Monat später von hier aus an Bord zurück, und war dem Ertrinken näher als je auf der langen Reise.

Die offene Rhede von Madras zeigt eine stattliche Reihe wohlgebauter Häuser, alle mit Verandah's versehen; eines derselben ist das United Service Hotel, nach welchem wir unter einer Bedeckung zahlloser schreiender und ihre Dienste mit unablässiger Zudringlichkeit darbietender Hindus unsere Schritte lenkten. Das Haus war geräumig und stattlich, Alles auf schönem und solidem Fuß, ganz im Geschmack des lang entbehrten englischen Comfort; dabei fehlte unserem Logis nicht das Erforderniß des Ungestörtseins, der privacy, auf die

der Engländer mit Recht so viel hält. Nach Landessitte versahen wir uns nun mit Hindu-Bedienten: hier in Madras finden sich Subjekte, die sogenannten Dubashi's, welche ganz entgegengesetzt den nordindischen Vorurtheilen alle Dienste deren der Europäer bedarf verrichten, dafür üben sie aber auch eine völlige Vormundschaft über den Fremden, kaufen für ihn, besorgen alle Commissionen und betrügen ihn dabei aufs Heidnischste, dafür stehlen sie aber nichts von des Herrn Gepäck und behüten ihn vor andern Spitzbuben. Ihr Geplapper in schlechtem Englisch und ihre zudringliche Dienstfertigkeit sind unerträglich, sie folgen dem Herrn auf dem Fuß, ja wenn er es litte dahin, wohin selbst der Kaiser ohne Gefolge geht. In zwei Tagen warfen wir drei Bediente aus dem Hause, und befanden uns zuletzt besser mit einem zum Christenthum bekehrten Hindu; seine Religion flößte Achtung ein, und gerade das war uns an jenen Andern so widrig, daß sie gar keine Achtung vor sich selbst, keine Ehre hatten: die schlechteste Behandlung nahmen sie auf als wäre sie eben das was ihnen gebührte, während gute Behandlung ihren Zweck oft verfehlt und den Herrn als „Griffin" darstellt. Der Hindu, geldgierig über Alles und dabei ein schlauer Menschenkenner, kennt die Abneigung der Europäer karg zu erscheinen, und seine Waffe dabei ist eine so unschuldsvolle Resignation, daß man es gar nicht übers Herz bringt, dem armen

Menschen dem das Seinige nicht zugekommen ist, eine reichere Gabe vorzuenthalten, die er nicht einmal mit Worten, kaum mit der kummervollen Miene des hülflosen Unterdrückten zu fordern wagt. Wenn man in Indien, mit den Leistungen seiner Leute zufrieden und erstaunt über den geringen Preis aller Dinge, den doppelten Lohn gibt, kann man überzeugt sein, daß sie diese Miene annehmen, weil sie glauben man kenne den Preis nicht; gibt man was recht ist, so ist Alles gut. Freilich hat man es zunächst in Madras abermals mit der ganz verderbten Bevölkerung einer Seestadt zu thun, welche überdies mit Europäern zu verkehren gewohnt ist die keineswegs immer zur besten Gesellschaft gehören.

Unsere Ankunft verfehlte nicht einige Banden von Gauklern und Schlangenbeschwörern anzuziehen; Madras ist selbst in Indien berühmt wegen der Vorzüglichkeit dieser Leute, und als sie mit vielen Verbeugungen und Salám's ihre Vorstellungen im Hofe des Hotels begannen, ließen wir sie gern gewähren und kamen zu ihnen herab. Die Gaukler fingen mit einigen sehr gewöhnlichen aber sauber ausgeführten Stückchen an, die sie jedoch bald zum Unbegreiflichen zu steigern wußten; aus einem kleinen Korbe der nichts zu enthalten schien, kamen alsbald Reiskörner, die sich vor unsern Augen in große weiße Bohnen verwandelten, dann eine Schlange, die doppelt so groß wurde, zuletzt ein junger Schakal

und wer weiß was noch. Bandspinnen aus dem Munde und Feuerfressen, und das hübschere Kunststück Blumen wachsen zu lassen, fehlten nicht. Bei allen Stücken gab es eine kleine Beschwörungsscene, die der Hauptmann der Bande mit schalkhaftem Ernst ausführte; vor allem blies er eine wunderliche Clarinette von ohrzerreißendem Ton und führte mit ihr die lächerlichsten Gesten aus. Das nachfolgende Stück aber ließ uns wahrhaft starr vor Erstaunen: ein Mann und eine Frau traten vor; er band der letztern Hände und Füße und schnürte sie obendrein in ein Netz von Stricken ein, so eng daß nur eine außerordentliche Biegsamkeit der Glieder es möglich machte. Dieses menschliche Paket legte er nun auf die obere offene Seite eines Korbs, dessen Oeffnung so eng war daß es unmöglich schien einen Menschen hinein zu zwängen, geschweige denn daß die geknebelte Frau allein es hätte ausführen sollen. Das Ganze wurde nun mit einem Tuch bedeckt, und nach einigen Ceremonien sah man das Tuch sich senken: die Frau war im Korb. Das Tuch wurde nun weggenommen; grobe Täuschung war unmöglich, da wir den Korb von allen Seiten übersehen konnten und die ganze Scene auf dem gepflasterten Hofe vor sich ging; ich selbst war als argwöhnischer Zuschauer kaum drei Schritt vom Korb entfernt. Nach einigen zwischen dem Mann und der Gefangenen gewechselten Worten sahen wir ihn einen

Degen ergreifen und zu wiederholten Malen nach allen Seiten den Korb durchstoßen; Blut floß von der Klinge, während von innen ein schauerliches Stöhnen zu vernehmen war. Die Schnelligkeit der Stöße mit dem Degen und die Verschiedenheit der Richtungen in denen sie geführt wurden, machten es unbegreiflich daß das vermeintliche Opfer in seinem engen Behältniß und obendrein gebunden sich so rasch hätte wenden können um ihnen zu entgehen. Trotz der Ueberzeugung daß Alles Trug war, fühlten wir uns Alle erleichtert, als sich die Gauklerin unversehrt aus ihrem Korbe erhob und mit einem tiefen Salam um ihre wohlverdiente Belohnung anhielt. Als wißbegierige Reisende ließen wir nun noch eine zweite Gauklerbande erscheinen, die uns mit widrigen aber kunstvollen Verdrehungen und Luftsprüngen unterhielt; ein Purzelbaum über einen aufrecht gestellten Degen, dessen Spitze in die grauenvollste Nähe mit dem Leibe des Springers kam, wurde sehr geschickt ausgeführt; ein Anderer ließ sich ein Bündel Bananenblätter auf der bloßen Brust mit einem Schwert zerhauen — lauter häßliche Kunststücke. Der Schluß war wieder die Krone des Ganzen: ein junger Mann befestigte sich zwei etwa fußlange, und wie ich mich überzeugte wohlgeschliffene Messerklingen mit der Schneide nach innen an der Wade, so daß die Spitzen sich berührten und mit dem Bein ein gleichseitiges Dreieck bildeten. Mit

einer raschen Bewegung schlug er sich dies gefährliche Dreieck über den Kopf, so daß die Messer zu beiden Seiten des Halses zu liegen kamen, und wiederholte dies Spiel zwei- dreimal mit größter Kaltblütigkeit; keine Muskel regte sich in seinem Gesicht, als er nach beendigter Sache das Blutgeld in Empfang nahm für das er seine greulichen Kunststücke unternommen hatte.

Nun ließ ich mir als erklärter Schlangenfreund vor allen Dingen auch eine Bande von Schlangenbeschwörern kommen; sie hatten schöne 4—5 Fuß lange Brillenschlangen, Cobra Capello oder Cobra schlechtweg, mit welchen sie die weltbekannten aber darum nicht weniger merkwürdigen Dinge ausführten, die Jeder zu seiner Ueberzeugung gern selbst gesehen hat. Diese Thiere, zu den giftigsten ihrer Ordnung gehörend, lagen in flachen Körben zusammengeringelt, der Hauptmann unter den Gauklern nahm jede beim Kopf und zog sie hervor, und schon wollte ich diese Schlangen, die sich durchaus nicht durch den breiten Kopf anderer Giftschlangen auszeichnen, für unächt erklären, als sie sich, kaum berührt, von selbst mit Kopf und Leib etwa einen Fuß in die Höhe richteten und dem Beschwörer, der jene wunderliche Art von Flöte an welcher vorn ein kleiner Kürbis oder etwas der Art angebracht war, blies, ins Gesicht starrten. Der Anblick war höchst seltsam: mit aufgespannter Haut des Halses, welcher wohl drei Zoll breit und ganz flach

erschien und auf dem sich die Brille nun schön deutlich zeigte, ohne Bewegung aber in jener drohenden Stellung, waren sie offenbar in gereiztem Zustand: der Beschwörer hielt ihnen gelegentlich die Faust vor die Augen, und von Zeit zu Zeit fuhren sie nach ihm zu, ohne indeß ernstlich zuzubeißen oder auch nur den Rachen zu öffnen; der Mann ging in seiner Verwegenheit so weit daß er die Nasenspitze, dann gar die Zunge in dichte Berührung mit ihrem Kopf brachte, ohne daß sie zubissen; tanzende Bewegungen machten sie nicht. All die Bosheit und Wuth ihrer Art, und andererseits Furcht vor dem Beschwörer sprachen sich deutlich aus, und es war leicht zu errathen daß die Zähmung in der Weise vor sich geht, daß man sie oft vergeblich in harte oder etwa heiß gemachte Gegenstände beißen läßt; dazu mag unter Anderem das Ende jener Flöte dienen. Die Giftzähne waren ausgerissen, wie ich mich selbst überzeugte und wie sie auch willig zugestanden; bei alledem ist aber die Gefahr vorhanden, daß das immer vorräthige Gift, welches sich mit dem Speichel vermischt, in die Wunde bringt welche selbst die kleinen Zähnchen einer Schlange immer machen, und außerdem wachsen die Reserve-Giftzähne, deren ich einmal vier an einer Seite zählte, nach; es ist mithin sehr nöthig daß das Unthier vom Beißen überhaupt abgeschreckt sei. Uebrigens widmete der Beschwörer seinen Schlangen keineswegs die angespannte

Aufmerksamkeit, die man zu einer Bezauberung durch festen Blick nöthig erachten möchte; er griff oft nachlässig an den Thieren vorüber nach diesem oder jenem Apparat seines Gauklerhandwerks, und schlang sie zuletzt gar um seinen Hals. Von der Kunst dieser Leute wilde Schlangen anzulocken oder sie aus Häusern zu vertreiben, habe ich keine Beispiele gesehen, sie wird oft behauptet, aber eben so oft durch Betrug, Collusion mit den Bedienten des Hauses u. s. w. erklärt. Dagegen sah ich den Kampf der Manguste, des indischen Ichneumon mit der Brillenschlange. Das Thierchen greift seinen Feind an der Unterlippe und macht ihn so wehrlos.

Madras ist eine sehr große Stadt und theilt sich wie alle Plätze dieses Welttheils in die schwarze Stadt und die der Europäer, welche letztere wieder in den Geschäftstheil und in die Vorstädte zerfällt, wo die Reichen und Vornehmen wohnen. Unser Gasthof lag am südlichen Ende des Geschäftsviertels, daran stößt ein hübscher grüner Rasenplatz mit dem neuen schönen Leuchtthurm in der Mitte. Weiter südlich ist das berühmte Fort St. George, völlig in der Ebene gelegen aber auch nicht von umliegenden Höhen bedroht, und drohend vielmehr für den flachen weiten Rayon den seine Kanonen bestreichen; eine kleine Stadt, die Regierungsgebäude, Kasernen und Wohnungen enthaltend, liegt innerhalb

der Werke. Weiter südlich dem Meere entlang liegt die schwarze Stadt, vom Fort aus aber führen schöne breite Wege nach St. Thomas Mount, dem Stadttheil wo die schönen Landhäuser liegen. Die Chausseen sind trefflich unterhalten; schöne eingezäunte Rasenplätze auf denen Vieh weidet, geben der sonst einfachen und ebenen Gegend ein frisches Ansehen. Schade daß die Alleen vor den heftigen Stürmen nicht aufkommen können. Am obern Ende des sogenannten Mount Road befinden sich nun viele hübsche Gebäude, mit dem Landhaus des Gouverneurs beginnend. In der Mitte dieser etwa eine halbe Stunde langen Promenade steht eine sehr schöne Reiterstatue* des Sir Thomas Munro, früheren Gouverneurs von Madras; für einen im besten Sinn des Worts populären Gouverneur, dessen Andenken im Gedächtniß fortlebt und fortleben soll, eine überaus glückliche Wahl des Platzes; er überschaut die Ebene, und an seinem Denkmal vorbei drängt sich fortwährend und namentlich in den fashionablen Abendstunden das ganze Leben von Madras. Man gewinnt den Mann lieb um seines Denkmals willen. Ich erstaunte über die Menge eleganter europäischer Equipagen, schöner englischer Pferde und gewählter Toiletten, und man glaubte sich wirklich

* Das Pferd ist als englisches Jagd- und Campagnepferd aufgefaßt, so wie unsere deutschen Reiterstatuen stets das Schulpferd in seinem Gleichgewicht darstellen.

zurück nach Europa versetzt, wären nicht die Läufer in malerischer Landestracht und die exotischen Fuhrwerke in denen die Eingebornen einherziehen, meist mit kleinen Braminen-Ochsen bespannt, die einen ganz leidlichen Trab laufen. Das Fuhrwerk ist in der Regel zweirädrig, und Herr und Kutscher sitzen in einem runden Tempelchen das mit weißen Draperien verziert ist. Daneben gewahrt man wohl die ebenso exotische Figur eines Dromedars, welches mit dem Reiter hoch oben auf dem spitzen Buckel und dem langen Hals beim ersten Anblick nicht minder auffällt.

Die Präsidentschaft Madras wird von denen in Bengalen, wo freilich die Fluth der Ereignisse großartiger daher strömt, etwas geringschätzig angesehen und the benighted presidency genannt; jedenfalls gebührt ihrem Corso der Vorzug vor dem selbst des prächtigen Calcutta, namentlich an Eleganz der Equipagen, und der Fremde welcher zum Erstenmal in dem königlichen Indien so viel europäische Pracht neben so endlos wechselnden Erscheinungen der orientalischen Welt in Einem Bilde erblickt, ist gewiß völlig befriedigt. Eine andere Annehmlichkeit ist die Militärmusik, die zweimal die Woche auf einem Nebenplatz in der Abendkühle statt hat; die lang entbehrten Töne einer guten Musik, begleitet und oft unterbrochen von dem Rauschen der immer heftigen Brandung machen einen großen Eindruck,

und ich kann nie die schönen Donaulieder-Walzer von Strauß hören, ohne an die glückliche Stunde zu denken, wo ich ihre heimathlichen Klänge unter dem heitern Abendhimmel am Meeresstrande von Madras zum Erstenmal vernahm.

Es bleibt mir nun noch übrig den Leser zu einer Spazierfahrt nach der schwarzen Stadt einzuladen; zu Fuße zu gehen ist der europäischen Würde in Indien durchaus zuwider, selbst wenn man das Gedränge des Volks, die Zudringlichkeit der Bettler und den unendlichen Staub nicht zu scheuen hätte. Man erblickt lange Straßen aus den elendesten Hütten bestehend, die oft nicht einmal eine Wand nach vorn zu haben, sondern die ganze Nacktheit eines dürftigen Haushalts enthüllen; dann wieder Läden mit den verschiedensten Lebensbedürfnissen, dazwischen hin und wieder ein reinliches Haus eines wohlhabenden Hindu oder Muselmanns,* Tempel und Pagoden, Hochzeiten und Leichenbegängnisse, und ein dichtes Gedränge von malerischen Erscheinungen in den verschiedensten Trachten und Farben. Die Hindus sind eine auffallend schöne Race; unter zehn findet man gewiß acht von entschieden schönen edlen Gesichtszügen, denen die dunkle Farbe geringen Eintrag thut; dazu der malerische Turban, bald weiß bald roth, bald von blassen

* Muselmann ist nicht etwa ein deutsches Wort, sondern es heißt auch auf Hindostani Mussalman.

gemischten Farben, und die reinlichen weißen Gewänder. Die ärmeren Klassen, namentlich die Coolies oder Lastträger haben nur die nothdürftigste Kleidung: ein weißes Tuch um die Lenden und einen weißen Turban. Ihre kräftigen und doch feinen Gestalten sind wahre Modelle und unendlich erhaben über die immer fratzenhafte Figur des Negers, so sehr auch bei diesem die kräftig entwickelten Muskeln wenigstens im Einzelnen zum Modell werden können. Die Mahommedaner, durch ganz Indien mehr dem Handel und der städtischen Bevölkerung als dem eigentlichen Volk angehörend, unterscheiden sich durch weite Beinkleider, ein dem Hindu fremdes Kleidungsstück, meist von bunter Farbe, und verschiedenen Turban; ihr Aeußeres ist nicht weniger malerisch. Höchst seltsam ist der südindische Gebrauch, demzufolge jeder Hindu das Zeichen seiner Kaste in gelber oder weißer Farbe an der Stirn trägt, und diese Malerei jeden Morgen erneuert; so hatte Delesserts Bedienter einen runden weißen Fleck von ½ Zoll Durchmesser auf der Nasenwurzel, der meinige einen gelben senkrechten Strich in der Mitte der Stirn mit einem weißen Punkt darunter. Die Anzahl der Kastenabtheilungen in welche die vier großen Kasten des Braminismus zerfallen, beträgt auf der Küste Coromandel an fünfzig. Mir fiel die große Verschiedenheit des Braun des Körpers oft bei Individuen derselben Kaste auf: da man hier enge Verwandtschaft des Blutes

annehmen darf, so weist dieser Umstand auf den starken Einfluß hin den größerer oder geringerer Schutz gegen Sonne und Wetter auf die Farbe des Einzelnen üben. Reiche und namentlich altvornehme Familien sind oft so hell, daß sie in Südeuropa kaum auffallen würden.

Gleich beim Eintritt in eine der Straßen begegneten wir einem seltsamen Hochzeitszug. Voraus auf einem Stier mit geraden spitzen Hörnern reitend ein Mann mit einer Trommel, die andere Musik von der leidigen orientalischen Gattung, in deren grellen Tönen der Europäer nur schwer eine abgerundete Melodie geschweige Harmonie entdeckt, dann Tänzerinnen, darauf unter einem Baldachin große Sträuße von gemachten Blumen und Geschenke, hinterher in einer langen Reihe an dreißig Frauen, Töpfe mit Süßigkeiten auf dem Kopf tragend. Braut und Bräutigam waren nicht in dem Zuge; alle Minuten hielt derselbe an, und von der Musik begleitet begannen die Bayaderen ihren Tanz, der mehr aus langsamen Bewegungen bestand, zu denen sie mit lauter eintöniger Stimme recitirten; sie waren in weite rothe Gewänder gehüllt und keineswegs reizend. Das Volk umher bildete den Chor zu ihrem Quasigesang. Das Gedränge des Aufzugs, der Zuschauer und der Büffelkarren in der Straße war arg, und wir die wir ausgestiegen waren um die Sache mit anzusehen, flüchteten in den Vorhof einer stattlichen Moschee, wo man uns

nach einigem Zögern Zugang gewährte. Die Moschee selbst ließen sie uns nicht betreten; wäre es im Innern Indiens gewesen, so hätte man sich das zur Ehre gerechnet. Es ist ein stattliches Gebäude mit einer Fronte von fünf Bögen orientalischer Bauart und zwei hohen Minarets, oder wie es in Indien allgemein heißt, Minar's an der Seite. Vor der Moschee war ein großes Bassin wo die Gläubigen ihre Abwaschungen verrichteten, denn es war gerade die Abendstunde des Gebets.

Während unserer Wanderung war es spät geworden, und wir mußten uns begnügen manches seltsame und merkwürdige Gebäude nur mit einem flüchtigen Blick zu bedenken. Unser Bedienter und Führer wußte jedoch noch ein interessantes Schauspiel für uns. Es war gerade Vollmond, und in dieser Nacht fand in einem Heiligthum der Hindus von der Malabarküste eine Festlichkeit statt. Die hohen Mauern dieses Tempels verstecken die innern Gebäude, aber am östlichen Ende erhebt sich eine vielstöckige Pagode in dem bekannten südindischen Stil, jeder Stock hinter dem nächst unteren von allen Seiten zurücktretend, so daß eine Art steiler Pyramide entsteht. Das Gebäude nahm sich in der vollen Beleuchtung des eben aufgegangenen Vollmonds großartig aus, und die heiligen Affen welche auf den Zinnen der Pagode herumspazierten, erschienen im Mondlicht fast von menschlicher Größe. Gegenüber dem Tempel

war eine große ummauerte Cisterne; der Mond spiegelte sich in dem klaren Wasserbecken — das Ganze eine wahrhaft feenartige Scenerie. Bald sahen wir eine Procession aus dem Thor der Pagode hervorkommen; Fackeln begleiteten sie und gaben einen neuen abenteuerlichen Lichteffekt. Drei Trommler auf Stieren ritten voraus, dann Trompeten, Rasseln und Castagnetten, greuliche Mißtöne hervorbringend, und drauf ein Heiliges das wir nicht erkennen konnten, von Priestern unter drei großen Sonnenschirmen getragen. Bayaderen gaben von Zeit zu Zeit ihre gemessenen Bewegungen zum Besten, und eine Schaar von Gläubigen folgte, die weißen Male ihrer Kaste auf der Stirn. Es war ein so phantastisches Nachtstück als ich nur je gesehen.

Da Freund Delessert die französische Colonie Pondichéry kennen zu lernen wünschte, so verließen wir Madras am Nachmittag des 4. Oktober; bis zehn englische Meilen von der Stadt kann man zu Wagen reisen, und wir schickten daher unsere Palankin's voraus. Es war Nacht geworden als wir dort ankamen, und das Bivouac der zahlreichen Mannschaft, vierzehn Mann für jeden Palankin, nahm sich seltsam und wild genug in der Fackelbeleuchtung aus. Mit dem Lärm und Geschrei, ohne das eine Hinduschaar nichts thun kann, sprang die ganze Rotte auf, Alles war bald in Ordnung, und die Reise in dem ungewohnten Vehikel nahm ihren Anfang.

Ein Palankin (**Palki**) ist ein länglich viereckiger Kasten reichlich sechs Fuß lang, drei breit und so hoch, daß man mit aufrechtem Oberkörper darin sitzen kann; innen hat man eine dünne Matratze, Kissen zur Rücklehne und eine Art Tischchen mit Schublade vorn; an beiden Seiten sind Thüren zum Schieben angebracht, welche Licht und Luftzug nach Belieben zulassen oder ausschließen. Man befindet sich am besten in einer liegenden oder halb liegenden Stellung; alles was man bedarf läßt sich hier oder dort anbringen, und der Palankin bietet auf Reisen durch wilde Gegenden und auf schlechten Wegen bei weitem das beste Mittel fortzukommen, und hat den großen Vorzug daß er in der Wildniß zugleich das Haus des Reisenden abgibt, wo er gegen Staub und Unwetter, wie gegen die Hitze und gegen diebische Angriffe auf sein Eigenthum gesichert ist. Der Palankin wird in der Stadt von vier, auf der Reise von sechs Mann getragen, und ein Relais von eben so viel Trägern läuft fortwährend nebenher, welche in ganz kleinen Zwischenräumen von zwei bis drei Minuten und ohne den Palankin niederzusetzen, einander ablösen. Die Träger haben einen kurzen Trab, in welchem sie kaum mehr als vier englische Meilen, anderthalb Wegstunden die Stunde zurücklegen, und sie begleiten ihre Bewegungen mit einer Art kurzem einförmigem Gesang, oft nur mit halblautem Summen oder Stöhnen, um sich im Takt zu erhalten,

was das Haupterforderniß für die Bequemlichkeit des Reisenden ist. Sind die Träger nur einigermaaßen gut, so hat die Bewegung des Palankins, obgleich stark genug um Schreiben ganz und Lesen von Enggedrucktem beinah unmöglich zu machen, nichts Ermüdendes selbst für lange Reisen; man kann seine Lage nach Belieben wechseln, und da die Träger an einer, nicht an zwei Stangen tragen, so ist der Kasten immer von selbst im Gleichgewicht. Das Gepäck wird in Blechkästen, sogenannten Petarrah's, je zwei an einer Stange im Gleichgewicht, nebenher getragen. Anfangs empört sich das Gefühl gegen den Gebrauch von Menschen gleich Lastthieren, aber man ergibt sich bald in eine Sitte, die ohnehin das einzige Mittel in Indien rasch zu reisen ist, und überzeugt sich leicht daß die Gewohnheit den Trägern, welche als eigene Kaste dies Geschäft von Jugend auf treiben, die anscheinend schwere Anstrengung leicht gemacht hat; sie sind immer guten Muths. So durchzogen wir denn das Land, jeder allein in seinem Palankin, und das ist noch das Unangenehmste und Langweiligste bei der Sache. Man reist hauptsächlich des Nachts und fast nie in den heißen Stunden zwischen zehn und drei, und so fanden wir unsere erste Tagereise von etwa vierzig englischen Meilen sehr erträglich. Sowie die Nacht einbricht zündet der Mussalchie oder Fackelträger seine aus Lumpen gefertigte höchst übelriechende

Fackel an, welche er von Zeit zu Zeit mit Oel tränkt. So sehr man sie wegen der Blendung und des Rauchs und Gestanks hinwegwünscht, so ist sie doch unentbehrlich, sowohl um den Weg zu erhellen, als auch um wilde Thiere zu verscheuchen, die doch hie und da anzutreffen sein möchten.

Bald der Seeküste entlang durch öde Sandstrecken, die nur mit einzelnen kahlen Fächerpalmen bewachsen sind, bald durch Wald und Wildniß oder vor Dörfern vorbei ging unser Zug. Die völlige Einsamkeit unter Indiern, denen wir in Sprache, Religion und fast jeder andern Hinsicht so fern sind, die vorüberstreifende Fackelbeleuchtung, der melancholisch-einförmige Gesang der Träger, alles das brachte einen neuen, wahrhaft einzigen Effekt hervor, dem ich um so mehr ganz anheimfiel, als mein Palankin etwa eine halbe Stunde zurückgeblieben war. Zu diesem Genuß einer romantischen Lage gesellte sich noch das angenehme Gefühl völliger Sicherheit in dieser Wildniß, denn es ist eine bewährte Thatsache, daß diese Kaste der Träger die ehrlichste und zuverlässigste ist die es gibt. Bei der völligen Hülflosigkeit des Reisenden, welcher der Sprache nicht mächtig ist und sein Eigenthum wie sein Leben unbedingt in die Hände von zwölf wildfremden Menschen niederlegt, würde ein nächtlicher Zug wie der unsrige ein Unternehmen voll unerträglicher Spannung sein, wäre es nicht unerhört daß

Reisende von ihren Trägern verrathen, angefallen oder ermordet worden. Die bedenklichste Lage in die man gerathen kann, ist die Begegnung eines Tigers oder einer Boa; dann setzen die Träger den Palankin nieder und retten sich wie sie können, was ihnen nicht übel zu nehmen ist; der Reisende hat ohnehin von seiner Festung aus eine weit bessere Chance sich zu vertheidigen, und überdies ist man, sei es auch nur um des völligen Sicherheitsgefühls willen, stets mit einer Waffe versehen.

Die aufgehende Sonne weckte mich aus einem ganz sanften Schlaf, und bald darauf erreichten wir den kleinen Ort Sadras oder Sadraspatam an der Seeküste, nicht ganz die Hälfte Weges zwischen den beiden Städten. Eine treffliche, seit Ceylon bereits nicht mehr fremde Einrichtung sind die Bungalow's (ein indischer Name für ein kleines Haus auf dem Lande), für den Gebrauch der Reisenden bestimmt. Alle zehn bis fünfzehn englische Meilen findet man durch ganz Indien auf den einigermaaßen besuchten Straßen einen solchen Bungalow, bestehend aus einem oder zwei geräumigen Hauptzimmern und mehreren Kammern. Ihre Benützung steht jedem Reisenden für zwei Tage frei, in Südindien unentgeltlich, in Nordindien für einen kleinen Betrag den man herzlich gern gibt. Ein invalider Sepoy (Sipahi, Spahi) oder ein ähnliches Individuum führt die Aufsicht über das Gebäude, und ist angewiesen jedem

Ankömmling zur Beschaffung von Lebensmitteln behülflich zu sein; gegen eine kleine Vergütung bereitet der Mann auch ein einfaches Mahl, und was das Beste ist, jedes Zimmer hat Zurichtungen für ein Schauerbad im indischen Stil, d. h. einen Platz mit Abzugsröhren in einem Winkel des Zimmers, wo man sich mit kaltem Wasser begießen läßt um den Staub der Palankin-Reise, der meist kein geringer ist, abzuspülen.

Alles war nach Wunsch in dem kleinen Hospiz von Sadras. Ich brachte den heißen Theil des Tags mit Schreiben zu, während noch Zeit blieb die nächste Umgebung des Oertchens zu durchstöbern, ehe wir mit der sinkenden Sonne unsern Weg fortsetzten. Dicht am Bungalow sind die Ruinen eines Forts, welche sich bis unmittelbar ans nahe Seeufer erstrecken; das Ganze schien gesprengt, nicht zerfallen, einzelne Reste ließen errathen daß es nicht ohne Zierde war, jetzt aber ist es ein ganz wüster unbenutzter Platz. Eine alte eiserne Kanone die nebst andern da herum lag, zeigte das Monogramm der holländisch-ostindischen Compagnie:

Eine kleine Moschee in der Nähe des Forts, von mahommedanischen Grabsteinen umringt, zog uns an; aber kaum in Indien angelangt wurden wir auch schon mit der

Erfahrung vertraut, daß wunderbar gestaltete Tempel und Pagoden zu den Alltäglichkeiten gehören, die man in jedem Dorfe und auf jedem Felde trifft, und diese zauberhaften Gebäude, oft durch Schönheit, immer durch Ungewöhnlichkeit der Formen ausgezeichnet, treten vollends dann zurück, wenn man die wirklichen Prachtbauten Indiens erst einmal kennen gelernt hat.

Als wir uns nach eingenommenem dürftigen Mahl schon zur Abreise anschicken wollten, wurden wir durch ein hübsches Schauspiel überrascht, das indische Bereitwilligkeit und Geldsucht uns darboten: der Schulmeister des Orts nämlich erschien mit acht seiner Schulkinder, zwischen acht und zehn Jahren, alle Mahommedaner in ihrer reinlichen Tracht, weiße Röcke, bunte Turbans und Beinkleider. Die Kinder schickten sich an unter der Verandah unseres Bungalow einen Tanz aufzuführen; vier ließen sich auf ein Knie nieder, während die andern vier sich, je zwei und zwei einander gegenüber, zwischen den Knieenden aufstellten. Jedes hielt zwei kurze Stäbe in der Hand, und als der Tanz begann, führten sie sehr anmuthige und hübsche Bewegungen und Stellungen aus, ihre Stäbe im Takt bald mit den Knieenden bald untereinander zusammenschlagend; dazu sangen sie eine eintönige Melodie, deren Worte uns leider verloren gingen. Die an sich sehr hübsche Vorstellung wurde bis zur Ermüdung fortgesetzt, da wir denn die ganze Schaar mit

einem Geldgeschenk, das der Schulmeister eingesteckt haben wird, und etwas Backwerk, das sie als Mahommedaner aus unsern Händen empfangen durften, entließen. Einem Hindu dürfte man keine Sache die durch die besudelten Hände eines Europäers gegangen, anbieten; nur was das Geld betrifft sind sie mit weiland Kaiser Vespasian einer Meinung. Diese Tänzer zogen nun noch einen Gaukler nach sich, der sich umgeben von seinen Siebensachen in der Verandah niederließ, da wir nun einmal pflichtgemäß diese Tausendkünstler an Ort und Stelle gründlich kennen lernen wollten; zwei Stühle wurden für die gnädigen Herren Europäer gesetzt, und die Bedientenwelt umgab uns in respektvoller Entfernung, Alle mit offenem Munde. Ich erlasse dem Leser die Aufzählung aller Stücke, wiewohl sie bei hellem Tageslicht und dicht vor uns ausgeführt, durch die vollkommene Täuschung einigen Werth hatten. Sehr niedlich war folgendes: er nahm eine Handvoll Staub, mit der er einige Gaukeleien vornahm, ohne uns jedoch irgend eine verdächtige Bewegung blicken zu lassen; aber siehe da, als er uns nun einiges von diesem Staub in die Hände schüttete, war es schönes wohlriechendes Sandelholzpulver geworden, während andrerseits ein armer Hindu, der in eine Ecke gekauert zusah, seine Verwandlung in ein andres Wesen gewahr werden mußte; der Gaukler bestrich ihm das Gesicht mit demselben harmlosen Staub

und brachte zum Ergötzen aller Umstehenden eine Anzahl gelber, weißer und schwarzer Streifen hervor, die ihn zum Wilden und Cannibalen umschufen. Zuletzt gab es wieder ein grauenhaftes Schlußstück. Der Mensch verschluckte einen fast zwei Fuß langen Degen, und auf das herausragende Ende setzte er ein Feuerrad, welches dicht über seinem rückwärtsgebogenen Gesicht hin mit Geräusch und Funkensprühen abbrannte. Das ganze äußerst widrige Schauspiel dauerte wohl eine Minute lang.

Wir verließen Sadras den Nachmittag und setzten unsern Weg bis Mitternacht fort, wo wir in Allamparva, einem andern kleinen Ort mit Bungalow ankamen. Hierher hatten wir mittelst vorher abgesandter Briefe eine neue Abtheilung Träger bestellt, aber zu unserer unangenehmen Ueberraschung waren keine da. Der Ort selbst konnte deren nicht liefern, weil nur eine bestimmte Kaste sich zu diesem Dienst hergibt und in demselben geschickt ist; so hieß es denn einfach Geduld, und was wir in der Schule so getreulich nachgebetet, auch wohl in aufgegebenen Exercitien emphatisch dargethan, die Verwerflichkeit des Kastenwesens, leuchtete uns dasmal ohne Umstände ein. Da man in den Bungalow's nur Bettstellen, keine Betten trifft, und überdies die schrecklichen Musquitos zu fürchten waren, so schliefen wir in unsern Palankins, und erwarteten am nächsten Morgen unsere Träger, die denn auch zu guter Stunde

ankamen. Nachmittags drei wurden wir von der neuen Schaar aufgehoben und weiter gefördert, und erreichten um Mitternacht Pondichéry, etwa 100 englische Meilen von Madras.

Zuvörderst betraf mich an diesem Orte das Glück, daß ich seit fünfzehn Monaten hier die ersten Zeilen aus der Heimath wieder empfing. Die freudige Bewegung beim Empfang einer solchen Sendung ist eher nachzufühlen als zu schildern; das war aber auch fast der einzige Lichtstrahl der auf die dreiwöchentliche Existenz in Pondichéry fiel. Trübselige Regenzeit und der Anblick einer Colonie, die aus Mangel an Thatkraft gänzlich darnieder liegt und förmlich verfault, machten uns diesen Aufenthalt so unleidlich als nur irgend einen der uns vorgekommen war. Pondichéry, oder wie die Engländer nach ihrer Orthographie indischer Namen schreiben Pondicherry*, ist der Sitz des französischen Gouverneurs über die kläglichen Trümmer französisch-indischer

* Nirgends ist die Verschiedenheit der Orthographie exotischer Namen größer als in Indien. Im Allgemeinen muß man den Nationen die dort Herrschaft oder Einfluß üben, das Recht lassen solche Namen zu europäisiren, und thut wohl ihre Schreibart zu befolgen. Leider ist gerade die Sprache der Engländer, die jenes Recht der Pathenschaft über so weite Strecken üben, bei ihrem Mangel an reinen Vokalen die allerungeeignetste; überdies sind sie in der Uebertragung der indischen Namen selbst nicht einig unter einander, und je mehr Einer von den orientalischen Sprachen versteht, desto mehr gefällt er sich in bizarren Schreibarten.

Colonien, die nach langen Wechselfällen bald großen Glanz und commercielle Bedeutung, bald Krieg und Belagerung gesehen haben, bald ganz in feindliche Hände geriethen, und nun seit Napoleons Sturz wieder in der Gewalt der Franzosen sind, durch die englischen Nachbarn geduldet, aber auch nur geduldet. In einem Artikel des Vertrags über Rückgabe der Colonie ist es dem französischen Gouvernement verwehrt Befestigungen zu errichten, oder mehr Militär zu halten als zu polizeilichen Zwecken erforderlich ist; zugleich ist für den Fall des Ausbruchs von Feindseligkeiten zwischen England und Frankreich vorsorglich eine Frist für die Bewohner der Colonie gesetzt, in der sie sich und ihre Habe in Sicherheit zu bringen das Recht haben. Der Stempel der englischen Unüberwindlichkeit außerhalb Europa ist somit auch diesem Verhältnisse in unzweideutiger Weise aufgedrückt, so wie wir derselben allenthalben begegnen und zum Theil schon begegnet sind. Die großartige wenn auch selbstsüchtige Politik Englands hat sich durch das Netz ihrer Handelsverbindungen und Dampfschifflinien, wie durch den Nachdruck ihrer Flotte an jeder Küste einen Haltpunkt gesichert, englischer Handel und englische Ansiedlung ist überall beschützt und gefördert, und die andern Nationen folgen nur in ihren Fußtapfen nach, die gebotenen Vortheile benutzend und daneben weidlich auf England scheltend. In Westindien,

Brasilien, Peru, Chile, Neuholland, China, Indien, im rothen Meer, an den afrikanischen Küsten ist die englische Macht ohne Widerstand, wogegen die kleinen Trümmer französischen Colonialbesitzes, Guadaloupe und Martinique im Westen, Bourbon und Pondichéry mit seinen Anhängseln im Osten ihren Herren keinen Vortheil gewähren, und schon auf den ersten Blick die völlige Erlahmung verrathen, somit die schweren Kosten der dortigen Etablissements nur mit dem augenscheinlichen Zeugniß der Schwäche dieser Colonialherrschaft lohnen. Es ist ein von allen unbefangenen Franzosen anerkannter Satz, daß diese Nation zum Colonisiren nicht taugt; die Beharrlichkeit, die Zähigkeit auch unter widrigen Umständen, der Spekulationsgeist der Engländer geht ihnen ab, die kräftige Beschützung vom Mutterland, doppelt nöthig in solchem Falle, läßt sich vermissen, und eine Colonie in der die Kanäle der Aus- und Einfuhr, des gegenseitigen Interesses und Vortheils nicht in vollem Zuge sind, muß verfaulen, namentlich wenn der Colonialbevölkerung selbst der Gemeingeist abgeht, der in jeder englischen Ansiedlung so stark hervortritt. Ein englischer Colonist öffnet seine Augen den wahren Bedürfnissen des Orts, und je größer die Schwierigkeiten, desto reger seine Thatkraft; die Mittel zur Abhülfe des Schlimmen und zur Beförderung des Nützlichen sind Gegenstand fortwährender Berathung und Besprechung, und was

diesen Besprechungen in Meetings und Zeitungen manchmal an Decenz abgeht, kommt ihnen an Energie und Lebhaftigkeit zu Gute, und ihre Stimme wird gehört. Solcher Gemeingeist existirt in den französischen Colonien nicht, energische Stimmen lassen sich nicht vernehmen, und würden bei der bureaukratischen Verwaltung im Großen und Kleinen ohnehin verhallen; der Reiche in der Colonie ist zufrieden sich so viel Lebensgenuß zu gönnen als möglich, und auf die Unthätigkeit und den bösen Willen der Regierung zu schelten, und der Arme mag zusehen wie er fertig wird. So ist es in Pondichéry, nicht viel besser in Martinique, und ebenso in Bourbon nach der Erzählung derer die dort gewesen sind.

Pondichéry ist eine kleine freundliche Stadt an der Seeküste; die sogenannte weiße Stadt enthält regelmäßige Straßen mit hübschen Häusern, aber Alles ist öde, auf dem Platz des Gouvernementsgebäudes wächst Gras, kaum daß sich hie und da ein Palankin mit einem Europäer zeigt, und die Erscheinung einer Kutsche ist eine Seltenheit. In diesem Stadttheil wohnen die Europäer: Regierungsbeamte, einige größere Kaufleute und mehrere Waarenlager nehmen ihn ein; durch einen mit Bäumen bepflanzten Kanal ist er von der schwarzen Stadt getrennt, wo einige Straßen die charakteristischen Häuser wohlhabender Eingebornen enthalten, andere aber elende Lehmhütten der armen Hindubevölkerung, noch ärmlicher

als in Madras. Ein ordentliches Wohnhaus eines Hindu, meist einstöckig, hat eine Verandah einige Fuß über der Straße erhöht, in der man die Bewohner namentlich des Abends sitzen und sich unterhalten sieht. Unser soi-disant Hotel lag an jenem die Scheidewand bildenden Kanal, ein ganz nettes kleines Haus, aber zerfallen und elend unter dem Druck der allgemeinen Armuth; drei Wochen lang waren wir mit einer einzigen kurzen Ausnahme die alleinigen Besucher, so daß wir nicht ohne Besorgniß einer Rechnung entgegen sahen mit der das ganze Etablissement seinen Unterhalt decken mußte; die Aermlichkeit von Tischzeug, Betten, Geräth aller Art war ohne Gleichen, und unser Aufenthalt im höchsten Grade ungemüthlich. Durch diesen Mangel einer anständigen Aufnahme hat denn der Fremde den sein Unstern nach Pondichéry führt, sofort ein keineswegs schmeichelhaftes Bild des allgemeinen Zustands; von Bettlern wimmelte es ohnehin, aber während man in andern Colonien nun und nimmer einen Europäer betteln sieht, war es hier im äußersten Grade widrig und niederdrückend, wenn wir vom Morgen bis zum Abend von europäischen halbanständigen Bettlern, heruntergekommenen Leuten aller Art, und von Bettelbriefen bestürmt wurden. Delessert, sehr empfindlich berührt durch dies Unwesen in einer Colonie seiner Nation, schickte sie alle zum Gouverneur, und hatte ganz recht,

denn es wäre ja wohl Sache der Regierung, für die Unterstützung der armen Europäer deren es so viele nicht geben kann, Sorge zu tragen.

Die Ankunft jener Briefe gab Gelegenheit zum Schreiben, und wir hatten ein wenig Jagd, aber der einfallende Regen und heftige Stürme machten jeden Ausflug bald unmöglich, und als der Schreiberei denn auch ein Ende geworden war, saßen wir in muthloser Trübseligkeit und ärgerten uns über die Frösche, die mit dem feuchten Wetter eben zufrieden, ihr Wohlbehagen durch höchst unerträgliches und unaufhörliches Quakfen an den Tag legten; Novemberwetter in einem indischen Klima war wirklich zu arg. In diesen Tagen der trostlosen Langeweile mußten wir denn auch erfahren, daß man bei schlechtem Wetter in Pondichéry nichts zu essen bekommt; es scheint sie haben keinen Bazar, und wenn es regnet werden keine Lebensmittel zur Stadt gebracht; so entschuldigte wenigstens unser farbiger Aufwärter im Hotel, ein Jammerbild im Einklang mit dem Ganzen, der unsere fortwährenden Klagen und Vorwürfe über die schlechte Versorgung mit unerträglicher Geduld entgegennahm. Bei all dieser Armseligkeit sollte uns jedoch der Trost eine gleichgestimmte Seele zu finden, nicht ermangeln; im Jardin des Plantes machten wir die Bekanntschaft des Direktors Mr. P........, der mit der Familie Delessert sehr liirt war, und uns aufnahm als

hätte er gefunden was Diogenes so lange suchte, und was die Bescheidenheit zu unsern Gunsten auszulegen verbietet. P. war ein großer Reisender, ja Weltumsegler, als Botaniker sehr geachtet, ein wissenschaftlicher, geistig regsamer Mann, den sie zum Direktor eines botanischen Gartens gemacht hatten für den die Regierung nichts ausgeben mochte; dafür hatten sie ihn einer unglückseligen Seidenwürmerzucht vorgesetzt, und unter diesem Gewürm, umgeben von Europäern die ihm keine geistige Nahrung gaben, und von Hindus die ihn bestahlen, hatte sich der treffliche Mann, der ohnehin ein Original war, nach dem Vorbild seiner Seidenwürmer eingesponnen und verpuppt, verwünschte Pondichéry und was darinnen war, das Gouvernement und seine Seidenwürmer, und das Schicksal das ihn dahin verschlagen. Uns schüttete er den ganzen Vorrath seiner Klagen aus, wir verkehrten viel und oft mit ihm, und bei der Gelegenheit wurde denn auch das Kapitel von den Seidenwürmern gründlich erschöpft. Die Maulbeerpflanzungen gediehen schön, und unter dem warmen Himmel Indiens hatte er jährlich zehn Generationen, aber das Klima macht auch daß das Insekt schnell entartet und von Zeit zu Zeit durch eine neue Zucht ersetzt werden muß. Die Rentabilität schien nicht ohne Zweifel, und jedenfalls hat diese Anlage in Pondichéry wenig Zweck, da in dem kleinen Territorium, von Hindus bewohnt die sich nie

eine neue Kulturart oder einen neuen Fabrikzweig aneignen mögen, kein Raum zu Nachahmung und Ausbreitung gegeben ist. Am Orte selbst hielt man die Sache für nutzlos, die Regierung selbst interessirte sich nicht mehr dafür und des armen P. Ingrimm verdoppelte sich.

Ein anderes Etablissement der Regierung ist eine Baumwollspinnerei, die guten Fortgang haben soll. Baumwollentücher, namentlich mit Indigo gefärbt, bilden den Haupt-Ausfuhrartikel, sie gehen nach der Südwestküste von Afrika. Aber der ganze Handel ist klein und ärmlich; bei unserer Ankunft war kein Schiff auf der Rhede, und erst in den letzten Tagen kam eines, welches auf dem Wege nach Calcutta anlegte; ein großes Ereigniß. Nicht zufrieden die Quelle des armseligen Zustandes in ihrer eignen Trägheit zu suchen, vereinigten sich alle Stimmen in maaßlosen Angriffen gegen den Gouverneur, als ob ein einzelner Mann einen Zustand der Vernachlässigung und Erschlaffung beleben, oder bei dem schlimmsten Willen eine blühende Niederlassung durch Nachlässigkeit in so kurzer Frist ruiniren könnte, als gemeiniglich die Dauer einer solchen Verwaltung ist.

So sehr der allgemeine Zustand auch auf die geselligen Verhältnisse drückt, so fehlte es doch nicht an der freundlichen Aufnahme und den zuvorkommenden Formen, welche bei einem kurzen Aufenthalt unter

Franzosen die gesellschaftlichen Tugenden aller andern Nationen in Schatten stellen. Man hat hübsche Spaziergänge in Pondichéry, namentlich an der See, die hier so offen ist wie bei Madras und dieselben Gefahren bietet. In einem der paar Dörfer die zu Pondichéry gehören, Villenore, haben sie eine schöne Pagode, von jenem pyramidalischen Stil den ich schon in Madras beschrieben habe: die einzelnen Stockwerke bestehen aus lauter Reliefs und Figuren. Dort sieht man auch einen der berühmten Wagen, auf denen bei Festlichkeiten die Götzenbilder von einer fanatischen Menge von 500 bis 1000 Menschen gezogen werden; es war ein plumpes Gestell, etwa 40 Fuß hoch, in pyramidalischer Form und mit Schnitzwerk geziert; die vier Klotzräder waren jedes 8 Fuß hoch und 1½ Fuß dick, und man sieht nicht ohne Schauder diese Maschine, unter deren Rädern zerquetscht zu werden sonst für die größte Glückseligkeit eines Hindu-Fanatikers galt. Dieser entsetzliche Gebrauch ist indeß selbst bei den großen und berühmten Festen von Juggernaut seit mehreren Jahrzehnten nicht wieder vorgekommen. Die Umgebung von Villenore bilden Reisfelder, welche durch einen großen auf viele Monate Wasser enthaltenden Teich bewässert werden; wir jagten mehrmals in diesen Reissümpfen, die voller Becassinen und andrer Wasservögel, besonders auch Silberreiher sind. Auch Hasen erlegten wir nordwärts an der Seeküste;

sie waren kleiner als die unsrigen, aber eben so gefärbt mit Ausnahme eines schwarzen Dreiecks zwischen Schultern und Hals; der Braten war gut. Den Ausflug nach einer Stelle wo merkwürdige versteinerte Stämme, ein ganzer Wald, liegen sollen, verdarb uns das schlechte Wetter.

So gern wir Pondichéry recht bald den Rücken zugekehrt hätten, war doch durch das Regenwetter, das die Flüsse anschwellte, auch das Reisen unmöglich gemacht, und selbst als wir am 27. November endlich die Abreise nicht länger verschieben mochten, um nicht zu spät für das Dampfschiff nach Madras zu kommen, folgten uns warnende Prophezeiungen in Menge, die zwar am Ende als fruchtlos, aber doch nicht als unweise sich herausstellten. Wir waren zu drei, Delessert und ich, und eine französische Dame, die ebenfalls zum Dampfschiff reiste und sich unserem Schutze anvertraut hatte. Es war ein regnichter Tag und wir kamen nur langsam vorwärts, da die armen Träger fast stecken blieben und manchen Gießbach mühsam zu durchwaten hatten, der in der trocknen Jahreszeit nicht die geringste Schwierigkeit geboten hätte. Die alte Route der See entlang konnten wir ohnehin nicht nehmen, was uns sehr ungelegen kam, denn wir hätten gern die sieben Pagoden bei Sadras gesehen, Ueberreste einer vom Meer verschlungenen Stadt und in Felsen gehauene

Tempel. Wir zogen also landeinwärts, wechselten Abends die Träger, so daß wir einen Theil der Nacht reisen konnten, und waren früh fünf schon wieder unterwegs. Der 28. war ein besserer Tag, es war schöner Sonnenschein, und da wir uns mehr und mehr von der Seeküste entfernten, wurde die Gegend bergiger, abwechselnd und fruchtbar; eine schöne Landschaft begleitete uns auf beiden Seiten des Wegs, und namentlich zieren denselben die zahllosen Pagoden, Tempel, Cisternen, oft beschattet von vielstämmigen Banianenbäumen; meist von Backstein erbaut und halb zerfallen sind diese Tempelchen höchst malerisch, und mit Gruppen von Hindus geben sie ein hübsches Bild. So erreichten wir am Nachmittag ein schönes wohlhabendes Dorf, und dicht hinter diesem einen hoch angeschwollenen Fluß, ohne Brücke, ohne Boot, und da begannen unsere Schwierigkeiten. Schon bereit uns geduldig niederzusetzen und zu warten bis alles Wasser vorbeigeflossen wäre, übergaben wir uns den trostlosesten Betrachtungen; zu spät fürs Dampfschiff, vielleicht Rückkehr nach dem leidigen Pondichéry, das war uns zu arg, und als wir einige Catamaran's mit Leuten im Flusse erblickten, beschlossen wir einen kühnen Versuch zu machen. Ein Catamaran ist ein kleines Floß von drei bis vier Balken aufs Roheste zusammengesetzt, wo nicht die niedrigste doch die zweitniedrigste Stufe der Schifffahrt. Zwei solche Catamaran's

zusammengebunden, im Ganzen sieben Stücke Holz, versprachen einige Sicherheit, und zum Versuch wurde nun erst ein Palankin, nachdem alles was nicht nagelfest war, herausgenommen worden, dem gebrechlichen Fahrzeug und den Bootleuten anvertraut, mit gutem Erfolg. Nun kam der zweite Palankin, der ebenfalls glücklich hinüberschwamm, aber nun der bedenklichste Fall, denn eine zarte und obendrein kranke Dame diesem Floß anzuvertrauen war etwas gewagt. Sie zeigte indeß so viel Muth und Festigkeit des Entschlusses, daß wir getrost ans Werk gingen; wir empfahlen ihr an ein aufgeblasenes Luftkissen umzubinden, warfen uns, da für uns kein Platz auf dem schmalen Floß blieb und zu Zierereien ohnehin Zeit und Ort nicht war, in Schwimmkostüm, und brachten unsere zarte Bürde, welche im Palankin sitzen blieb, an Bord. Zwölf Männer umringten den Catamaran, anfangs nebenher gehend und als es tiefer wurde schwimmend; sie waren zwar nicht im Stande der Gewalt des Stromes zu widerstehen, aber sie gaben dem Fahrzeug doch so viele Lenkung, um es durch die Strömung durch nach dem jenseitigen Ufer, wenn auch weit tiefer unten spülen zu lassen. Delessert und ich schwammen neben an; es war die wunderlichste Escorte die ich je einer Dame gegeben habe, aber es ging Alles gut und wir waren bald außerhalb der Strömung des ursprünglich gar nicht breiten Wassers

und kurze Zeit darauf am Lande, wo wir uns umkleideten und mit dem Bad obendrein recht zufrieden waren. Nun gab es eine lächerliche Zwischenscene. Delessert brachte eine Flasche Cognac hervor und gab jedem der kühnen und braven Bootleute und Träger einen Schluck; der Cognac war stärker als das Vorurtheil, und sie weigerten sich nicht aus unsern unreinen Händen die willkommene Gabe zu empfangen, so sehr es auch gegen ihre Religion ist aus einem christlichen Glase zu trinken. Da kam es aber daß ein unglücklicher Pariah, der mit uns als eine Art Dolmetscher gelaufen war, seinen Antheil erhielt; die Andern hatten es verhindern wollen, Delessert aber mit wohlangebrachter Hartnäckigkeit bestand darauf, und nun wollte keiner mehr aus dem Glase trinken. Delessert machte indeß Miene die Flasche ganz wegzustecken, und da besannen sie sich und tranken ruhig weiter, Jeder in seiner Reihe. So trat hier der verschrieene Branntwein als Apostel der Toleranz auf. Wir Andern thaten uns nun auch gütlich, leider waren es nur noch Reste, und wir fingen an für den morgenden Tag besorgt zu sein.

Den Abend brachten uns die Träger noch eine gute Strecke weiter, verirrten sich aber und ließen uns recht eigentlich im Kothe stecken, im wilden Wald unter heulenden Schakals und Wölfen. Wir waren aber bald so glücklich einen Führer zu finden, und Morgens am

29. fanden wir uns auf dem sandigen Ufer des Flusses Palar, an dem großen Hemmniß vor dem man uns in Pondichéry besonders bange gemacht hatte. Angeschwollen wie er war, hatte der Fluß fast die Breite des Rheins, gewaltige Strömung und als einzige Hoffnung für uns ein Boot das im Sande stak, und trotz mehrstündiger Arbeit unserer dreißig Träger nicht flott gemacht werden konnte. Vier Stunden staken wir in dem heißen Ufersand, wehklagend und dabei erbärmlich hungrig; weit und breit war kein Dorf, und wir schon seit zwei Tagen ohne eine ordentliche Mahlzeit. Eben so übel waren die armen müden Träger daran, und sie waren noch mehr zu bedauern als wir selbst; eine Möglichkeit den Fluß zu passiren war also dringend erwünscht, wenn wir nicht Tagelang da sitzen, hungern und das Dampfschiff verpassen sollten. Endlich aber hatte man von einem entfernten Orte ein kleines Boot und zwei Catamaran's herbeigeschafft, und unsre Ueberfahrt konnte nun wirklich und zwar um so besser vor sich gehen, als das vorhandene Boot uns eine zweite Schwimmpartie ersparte. Auch erwies es sich nun, daß von der anscheinenden Breite des Stroms viel auf Rechnung des weithin aber flach überflutheten Ufersandes kam; wir passirten ohne Abenteuer und bald darauf kamen auch die Palankins glücklich nachgeschwommen. Alle Flüsse hinter uns, mit sicherer Erwartung rechtzeitig in Madras anzukommen

und vor Allem Essen zu finden, waren wir voller Freude und Jubel, und eben so zufrieden schienen unsere Träger, die ihren Reis zu kochen begannen und uns vorurtheilsfreien Leuten gern etwas davon abgaben, während sie im umgekehrten Falle wahrscheinlich getrost verhungert wären; man brachte auch Bananen herbei, und wir hielten ein königliches Mahl.

Unser Haltplatz am Fuß grüner Hügel, vor uns den Fluß, mit Schaaren Hindus am Ufer, die theils sich zur Ueberfahrt anschickten, theils geduldig auf das Abnehmen des Wassers warteten, Alles das war sehr romantisch, und unsere Laune so rosenfarb als sie nur sein konnte. Noch vor Sonnenuntergang waren die unermüdlichen Träger zum Aufbruch bereit, und wir erreichten bald das nahe Städtchen Chinglepūt, welches ein stattliches Fort besitzt und Residenz eines englischen Distriktbeamten, Collector, ist; das Fort stößt an einen großen See oder Teich, ein abgedämmtes Flußbett wie mir schien. Wir fanden nun eine vollkommen gute Straße, sollten aber doch Madras nicht so bald erreichen als wir gehofft hatten. Nahe Mitternacht kamen wir in Vandalore an, wo wir ein neues Relais Träger erwarteten, jedoch vergebens; die unsrigen waren übermüdet und wir gaben ihnen gern die Nacht zur Ruhe. Der Bungalow vor dem man uns niedersetzte, war ein verlassenes und finsteres zweistöckiges Gebäude mit einer

schweren steinernen Freitreppe, eine wahre Gespenster-herberge; hohe Bäume ringsum, das gellende Geschrei hungriger Schakals in der Ferne machte einen prächtig unheimlichen Eindruck, und wir genossen das in den Tropenländern lang entbehrte Vergnügen des „Gruselns“ nach Herzenslust, indem wir im Hof um ein Feuer, an dem unser bescheidenes Abendessen von harten Eiern kochte, uns Gespenstergeschichten erzählten. Mehr jedoch aus Furcht vor den Musquitos zogen wir vor im Freien in unsern Palankins zu übernachten; man hatte uns vor Dieben gewarnt, und gegen diese Nachtgeister waren wir schußfertig. Es kam indeß Niemand, und wir begrüßten die aufgehende Sonne aus dem Palankin, auf der Landstraße rüstig vorwärts kommend. Nun zeigten sich schon erfreuliche Spuren der Nähe eines großen Orts; ein Fort und Militärstation, Landhäuser, Gärten, Alles in solidem etwas veraltetem Stil, nicht die eleganten und papiernen Parvenu-Villas so mancher großen Stadt, sondern etwas ächt Ländliches und somit Aristokratisches. Der Tag war ein solcher wie man sie bei uns im September oder Anfang Oktober hat, wolkenloser Himmel und reine frische Luft; der Umstand daß der Wind die Bäume ihres Schmuckes theilweise beraubt und die Blätter zur Erde geworfen hatte, sowie daß keine Palmen sichtbar waren, erhöhte die Illusion, und ich blickte mit schwer zu beschreibendem Entzücken auf

das Abbild der lieben, mir jetzt wieder so viel näheren Heimath. Das war denn für jene Gegenden der Beginn der Cold Season, der herbstlich kühlen Jahreszeit welche auf die Regenzeit folgt, und die den armen Anglo-Indier mit neuem Leben erfüllt; das Epithet »delightful« ist fast ein stehendes für diese Jahreszeit im indischen Sprachgebrauch.

Daß diese köstliche Zeit des Jahres jedoch nicht ohne Sturm errungen wird, davon bekamen wir zur Genüge zu hören und zu sehen, als wir unser Hotel auf der Rhede von Madras wieder betraten; die große Neuigkeit des Orts war ein furchtbarer Orkan, der am 26., ohne daß wir in Pondichéry auch nur eine Spur davon gehabt hätten, hier unerhörtes Unheil angerichtet hatte. Obgleich seine Dauer nur 3 Stunden, die der größten Heftigkeit nur ½ Stunde war, so war doch der Schaden ungemein groß. Unser Hotel, freilich dicht am Meere, hatte Gallerien, Dächer, Scheiben eingebüßt, alle Zimmer waren von Seewasser durchnäßt, und dicht dabei hatte das Meer eine jenseit des Weges laufende Mauer eingerissen; weit und breit waren Häuser und Bäume umgestürzt und entwurzelt, wovon wir schon vor unserer Ankunft verwundert die Spuren sahen; alle Schiffe waren genöthigt ihre Anker im Stich zu lassen und schleunig aufs hohe Meer zu flüchten; die Hälfte von den 22, die nun wieder auf der Rhede lagen, waren

entmastet, die andern gar nicht wieder erschienen und wie man fürchtete verunglückt. Während des ärgsten Sturmes konnte sich Niemand auf den Füßen erhalten, und man zählte viele Todesfälle unter den Eingebornen, denen ihre Hütten über dem Kopf zusammenstürzten.

Wir saßen nun in täglicher ungeduldiger Erwartung des Dampfschiffs und wagten die zehn Tage lang die wir noch aufgehalten wurden, uns kaum auf eine Stunde lang von Hause zu entfernen, und unsere Koffer standen stets gepackt. So habe ich von diesem längern Aufenthalt fast nichts mehr genossen, und nur einige Zwischenfälle waren von Interesse. So waren wir einmal bei einem Kaufmann zum Frühstück; wir wollten eine Summe in französischem Gold wechseln lassen, und ein herbeigerufener Wechsler bot einen sehr niedrigen Preis; da sagte ein anwesender reicher Babu oder indischer Kapitalist und Geschäftsmann, er wolle alsbald einen besseren Preis verschaffen. Er ließ einen zweiten Wechsler kommen, einen Kerl der von oben bis unten mit der Farbe seiner Kaste bestrichen war; die beiden Wechsler wurden nun auf einander losgelassen, und da war es höchst komisch wie die Geldgier die sanften und geduldigen Hindus in Zorn versetzte. Unter einer Fluth von Schimpfreden, die der Herr des Hauses nicht übersetzen w o l l t e, boten sie einander in die Höhe, so daß zuletzt auf jedes von 160 Goldstücken etwa ein halber Gulden

mehr herauskam, ein Profit den wir mit wahrem Vergnügen in die Tasche steckten.

In Madras nahm ich auch Kenntniß von einer bemerkenswerthen, in der englischen Welt jetzt sehr verbreiteten Einrichtung, einem Sailors' Home; der Zweck ist, Matrosen die ohne Dienst oder sonstwie länger am Lande sind, ein billiges und gutes Unterkommen zu schaffen, wo sie zugleich vor den endlosen Versuchungen die in den Seestädten auf jedem Schritte auf sie lauern, behütet sind. Jack ashore befindet sich wirklich in einer ganz exceptionellen Lage: für lange Monate an Bord mit schwerer Arbeit, strenger Disciplin und ohne Erholung, findet er sich am Lande mit einer guten Summe Geldes in der Tasche, vor ihm ein Paradies von Freiheit und Vergnügungen, wie sie seinem meist rohen, dabei arglosen Sinn zusagen, und in deren Wirbel er fast unwillkürlich gerissen wird. So große Nachsicht er somit verdient, so heilsam ist eine Anstalt wie jene, die ihn vor den tausend Spekulationen auf sein offenes Herz und offenen Beutel bewahren, und es ihm möglich machen mit seiner meist namhaften Ersparniß ohne Reue nach der Heimath zurückzukehren.

Wie wir nun so in der Verandah unseres Hotels saßen und unser Dampfschiff ersehnten und erspähten, fing auch die See wieder an ein lebhaftes Schauspiel zu bieten. Eines Morgens wehte vom Flaggenstock des

Hafencapitains die roth und weiße Flagge, welche sagt: „die Ueberfahrt vom Lande zu den Schiffen ist gefährlich.“ Einige Masulahboote wagten indeß die Fahrt, und wir verfolgten sie mit so viel Interesse als Besorgniß; des Abends schlug auch wirklich ein solches Boot mit zwei Marineofficieren um, doch wurden sie von den erfahrenen Bootleuten gerettet. Das ist die Zeit goldener Ernten für die kühnen Hinduschiffer, die sich auf einem Catamaran, wie sie vorher beschrieben sind, auch durch die ärgste Brandung wagen um Botschaften zwischen Land und Schiffen zu befördern; sie folgen auch den Masulahbooten und retten die Schiffbrüchigen, sollen aber freilich auch zuweilen im Einverständniß mit den Bootleuten stehen, welche ihr Fahrzeug umschlagen lassen um den Catamaranschiffern Beschäftigung und reichen Lohn zu sichern. Meist ist nur einer, höchstens zwei auf dem Floß von drei Balken, und sie sind immer noch die guten Genien dieser Bai, welche auch an Haifischen reich ist. Trotz dieser abscheulichen Brandung zählte man in den letzten zehn Jahren nur zwei wirkliche Unglücksfälle. Der Plan die Rhede durch einen auf Pontons ruhenden Hafendamm zugänglicher und sicherer zu machen wurde damals eifrig besprochen.

Schlimmer war es am nächsten Tag; es wehte die weiße Flagge mit blauem Kreuz, ein Signal daß die Schiffe sich zu augenblicklicher Flucht bereit halten

müssen, und kein Boot wagte sich in die wahrhaft furchtbare Brandung. Wäre das Dampfschiff den Tag angekommen, so hätte es die Mail sammt den unglücklichen Passagieren an Bord eines der Schiffe ausgesetzt und wäre weiter gegangen, da alle Verbindung abgebrochen war. Dafür telegraphirten die Schiffe fortwährend mit dem Hafencapitain, und mit Marryats Signalcoder zur Hand belauschten wir zu unserer großen Unterhaltung diese Conversationen. Eine Kriegsbrigg zum Beispiel zeigte ein Signal, das wir sofort als »may I proceed?« entzifferten; ein sofortiges Ja antwortete, und mit der Schnelligkeit die alle Manöver eines Kriegsschiffs charakterisirt, entfalteten sich ihre Segel um sie fünf Minuten später von der gefährlichen Rhede wegzutragen.

Nachdem wir und ganz Madras uns längst in Conjekturen und Befürchtungen über die Ursache des verspäteten Eintreffens des Dampfschiffs erschöpft hatten, erschien endlich am 11. December früh die Hindostan auf der Rhede; die See war noch sehr hoch und die Ueberfahrt schwierig; wir nahmen nun jeder ein Boot für sich und sein Gepäck, und unter dem Geschrei der Bootleute waren wir bald vom Strande ab in die Brandung geschoben. Die Fahrt an Bord ist an sich schon bedenklicher als die ans Land, da man den Wellen entgegen steuert; die bewunderungswürdige Geschicklichkeit der Ruderer vermochte allerdings die meisten der schweren

heranrollenden Wellen im rechten Augenblick zu durchschneiden, aber manchmal verfehlten sie ihn doch, und dann ergoß sich der ganze Schaum der überstürzenden Brandung über uns und mein unseliges Gepäck. Oft wird in diesem Falle das Boot im Wirbel herumgedreht, und wenn dann die See es bei der breiten Seite packt, gibt es Unglück; es ging indeß gut ab und wir hatten nur einen Unfall, indem einer der Ruderer von seiner Bank in die Tiefe des Boots, wohl fünf Fuß stürzte und fast das Genick brach; der arme Mensch schrie fürchterlich, aber die Gefahr des Augenblicks erlaubte nicht daß Jemand seinen Posten verließ ihm beizustehen. An der Hindostan angekommen hatte nun ich meine Abenteuer zu bestehen: das Schiff rollte heftig, die See war höchst unruhig und die Gefahr des Heraufklimmens augenscheinlich. Zur Schande des Schiffs sei es gesagt, daß gar keine Maaßregeln getroffen waren eine gefahrlose Landung zu ermöglichen, und der Einzelne schämt sich meist um Hülfe zu rufen. Delessert, schon an Bord angekommen, gab mir den erfreulichen Trost daß die Sache sehr schwierig sei, und so saß ich in meinem Boot, bald von den Wellen bis fast zur Höhe der aufgezogenen Falltreppe emporgehoben, den nächsten Augenblick wieder zehn Fuß tiefer, über die beste Manier hinaufzukommen nachsinnend. Es war indeß nur das Eine möglich, in dem Augenblick wo die See uns hob die

Treppe mit den Armen zu umfassen und sich festzuhalten, auf die Gefahr hin fehlzugreifen und entweder in der hohen See zu ertrinken oder gar zwischen Boot und Schiff zerquetscht zu werden. Gedacht gethan, ich klammerte mich an die Treppe, glücklicherweise fest genug wenigstens für den Augenblick; das Boot in der nächsten Secunde zehn Fuß tief unter mir. Da hing ich, nicht weit genug mit dem Oberleib hinaufgelangt daß der Schwerpunkt gesichert gewesen wäre, und außer Stande mir weiter zu helfen. Meine Freunde an Bord riefen, die Hindus schrien, Alles wollte rathen und helfen, und so blieb ich wohl eine Minute in der wenig beneidenswerthen Lage und meine Kräfte wollten nicht mehr ausreichen. Endlich kamen zwei Matrosen auf der horizontal liegenden Treppe herankriechend zu Hülfe, packten mich und zogen mich bei Händen und Füßen hinauf, denn in dem Augenblick wo ich die fremde Hülfe fühlte, gab auch die Spannkraft meiner Muskeln vollkommen nach, und ich ließ mich wie einen Waarenballen, aber sehr erfreut über meine Rettung vollends auf sichern Grund bringen.

Oben fand ich mehrere Freunde vor, die ich schon aus dem Boote erkannt und begrüßt hatte; auch General von Gagern war als Passagier von Batavia und Ceylon gekommen, aber zur Zeit nicht an Bord, da er es allein gewagt hatte an dem Tage ans Land zu gehen. Der

alte Soldat konnte sich eher die Hülfe gefallen lassen, die man ihm sehr bereitwillig entgegensandte als er in seinem Masulahboot beim Schiffe ankam: man ließ nämlich einen Stuhl hinab, in dem er ganz sorglos durch einen Flaschenzug heraufgewunden wurde. Es wäre aber die Pflicht der Schiffleute gewesen, auch andern Leuten die ihr Leben doch auch lieb haben, eine Erleichterung von vornherein darzubieten, die nichts weniger als überflüssig war. Desto mehr freute ich mich den guten General wieder zu begrüßen und die Aussicht zu haben, daß ich nun einen großen Theil der Reise in Indien hindurch seine Gesellschaft genießen würde.

Die Hindostan ist ein prächtiges Schiff, größer aber auch noch dumpfer als die Bentinck, und die Fürsorge für die Passagiere war mangelhaft, selbst wenn ich mein häßliches Landungsabenteuer ihnen ganz verzeihen wollte. Dafür war die Gesellschaft sehr angenehm und gewählt, und ich näherte mich immer mehr jenen englischen Kreisen in Indien, wo allein in den Colonien der beste Ton der Gesellschaft im Heimathlande seine Vertretung findet, und wo namentlich der Deutsche mit Freuden eine Herzlichkeit der Begegnung und eine Billigkeit des Urtheils über fremde Nationen findet, für die freilich sonst der Engländer im Ausland wenig Ruf genießt.

Siebenter Abschnitt.

Calcutta.

Am 15. December früh, nach einer ungewöhnlich kurzen und angenehmen Fahrt von Madras, verkündigte allgemeiner Aufruhr im Schiff daß der Lootse an Bord gekommen war, und viele Passagiere sich zu ungewöhnlicher Stunde erhoben hatten, um die Einfahrt in den Ganges mit anzusehen und ihre Phantasie an diesem merkwürdigen Moment zu wärmen; ich war weniger hastig, und als ich mit Tagesanbruch auf Deck kam, lagen die weiten flachen Ufer im Nebel vor mir. Die untere Strecke des Ganges oder Hoogly, wie diese westliche Mündung desselben heißt, ist nicht malerisch; man unterscheidet kaum das Land, und außer einigen elenden Hinduhütten gibt die unbebaute und höchst ungesunde Küste keinen Ruhepunkt fürs Auge. Dort liegt auch Saugor Island, arg berüchtigt wegen seiner Tiger und seiner tödtlichen Sumpfluft. Wir

begegneten mehreren großen Ostindienfahrern (die größten Kauffahrer die es gibt) die von Schleppdampfschiffen auf= oder abwärts geführt wurden, und erreichten zu günstiger Zeit die gefahrvolle Sandbank bei Diamond Harbour. Diese glücklich passirt, näherten wir uns nun immer mehr bewohnten Gegenden: Zuckerplantagen, Landsitze, Gärten und endlich jene wegen ihrer Schönheit hochberühmte Stelle, Garden Reach. Von hier an erstreckt sich eine Reihe prachtvoller Parks und Landhäuser, während auf dem rechten Ufer der botanische Garten mit seiner zierlichen Villa die Landschaft schmückt; der Fluß ist gefüllt mit den stattlichsten Schiffen, und im Hintergrund breiten sich die großen Bauten des europäischen Stadttheils aus. Man landet unterhalb Fort William, das bei all seiner Berühmtheit und Festigkeit fürs Auge nicht sehr hervorsticht; in früheren Zeiten war es hochwichtig, da es die ganze europäische Bevölkerung aufzunehmen vermochte; jetzt ist Calcutta in der Mitte der längst beruhigten feigen und weichlichen Bevölkerung der Bengalis ein völlig sicherer Ort, und das große Fort ist nur eine Last wegen der starken Mannschaften die es erfordert. Von dort hat man die Esplanade vor sich, rechts eine von Prachtgebäuden auf zwei Seiten umgebene weite Ebene, links den prachtvollen Strom, ein Anblick wohl geeignet nach langem Wandern in Colonien und Wildniß wieder das Bild einer europäischen

großen Stadt zurückzurufen. Nicht mit Unrecht heißt Calcutta die City of Palaces, und nicht anmaaßlich ist der stolzere Titel Queen of the East; es wetteifert mit New-York um die Ehre die schönste außereuropäische Stadt zu sein; New-York hat einen schöneren Hafen und mehr europäisches Leben, aber einen Stadttheil wie die weiße Stadt von Calcutta hat es nicht, geschweige den Charakter des großartigen, festen und vornehmen Besitzes.

Noch an Bord wurden wir von dem französischen Consul, Mr. Valette begrüßt, und während Delessert bei diesem, der General im Gasthof Unterkunft fand, suchte ich einen Freund Delesserts, Herrn C. C. Schöne auf, der schon nach Madras eine sehr herzliche Einladung an mich hatte gelangen lassen, die ich, mit den gastfreien Sitten des Orients zur Genüge vertraut, mit eben so herzlichem Danke annahm. Herr Schöne, ein Livländer, war mir denn nicht nur ein überaus gütiger Gastfreund, sondern sein Umgang war mir so angenehm als belehrend, und ich genoß um so mehr die prachtvolle und interessante Stadt, in deren ansehnlichstem Theil ich mich einquartiert fand. Wir hatten die Aussicht auf die Kathedrale, ein übrigens sehr unkünstlerisches Machwerk im englischen Stil, und unter den Fenstern den Blick auf die Gräber und Denkmäler der 114 Opfer des „schwarzen Lochs," also auf

historischen Boden. Dabei hatten wir jeden Abend den Genuß das jämmerliche Geheul der Schakals zu hören, nicht eben ein Beweis für die wilde Lage Calcutta's, sondern dafür, wie frech und zahm diese übrigens sehr gefahrlosen Raubthiere bis beinahe in die Straßen dringen, um ihren Hunger zu stillen.

Calcutta theilt sich denn auch in die weiße und schwarze Stadt; die erstere ist durchaus europäisch und gewinnt eher ein nordisches Ansehen durch die regelmäßigen Reihen aneinander stehender Häuser und die Abwesenheit von Verandahs; ja man wird an deutsche moderne Städte erinnert, da statt der Backsteinfarbe der englischen und amerikanischen Häuser heller Anstrich vorherrscht. Die große Herrlichkeit Calcutta's ist Government House, wohl das prachtvollste Gebäude europäischen Stils außerhalb Europa; es ist am südlichen Ende der weißen Stadt nicht weit vom Hoogly aufgeführt, hat vier Flügel mit einem Mittelbau, das Ganze in Gestalt eines geschriebenen X, und ist von edlen Formen und imponirender Ausdehnung; die Hauptfronte nach Süden ziert eine Kuppel, auf der sich stolz eine kolossale Britannia erhebt. Nordwärts ist die für große Staatsgelegenheiten reservirte Freitreppe, und der gewöhnliche Eingang ist in oft kritisirter nicht entsprechender Weise durch die untern Räume. Vor dieser Treppe steht auch eine eroberte chinesische Kanone mit einer

Lafette von Drachengestalt, mit einer Inschrift in Lord Ellenborough's pomphaftem Stil, über den die Engländer selbst sich gern lustig machen. Was ich vom Innern des Gebäudes sah, war nicht sehr glanzvoll.

Auf der Esplanade, in der Sprache der Eingebornen Meidan genannt, steht eine Denksäule eines verdienten Generals Ochterlony, welche den schönsten Ueberblick auf die Stadt gewährt. Die Säule selbst ist ein närrisches Werk, das Piedestal im ernstesten egyptischen Stil mit der ewigen fledermaushaften geflügelten Kugel, darauf ein minaretartiges säulenförmiges Unding mit zwei Gallerien, eine über der andern, und eine Art Kohlkopf zum Knopf. Die Säule hat 225 Stufen, und oben dehnt sich nun die ungeheure Häusermasse, vorn der eleganten europäischen Gebäude, hinten der wirren Straßen der schwarzen Stadt aus; vor sich hat man das stattliche Government House und rechts die lange Reihe schöner Landhäuser welche die Vorstadt Chowringhee bilden; der Hoogly ist links. Ringsum selbst am Flußufer umgibt dichtes Jungle, d. h. unkultivirtes Gestrüpp und Sumpfland die schwarze Stadt; eine starke Stunde entfernt rechts ist ein mit dem Meer in Verbindung stehender Salzsee. Von dieser Säule hat Professor Fiebig, ein Landsmann, ein schönes Panorama der Stadt aufgenommen.

Die schwarze Stadt, die sich eine deutsche Meile

weit am Fluß erstreckt, ist ein Gewirr von Gebäuden aus Backstein, Holz, Lehm, ja Stroh und Schilf, welches vor Allem den Eindruck furchtbarer Verbrennlichkeit, sodann den eben so großer Ungesundheit macht; sagt man ja doch daß die hier endemische Cholera in den schlimmsten Sommertagen manchmal tausend Menschen täglich hinrafft. Die Cholera vertritt im Orient das gelbe Fieber Amerika's, jedoch mit dem wesentlichen Unterschied, daß dieses die Eingebornen und Neger verschont, während die Cholera unter der armen, schlecht genährten und verwahrlosten Menschenmenge dieses übervölkerten Landes zahllose Opfer fordert. Dabei nimmt man besonders an, daß die dürftige Reisnahrung dem Hindu die Kraft nicht gibt eine große Krankheit zu überstehen, wiewohl freilich die Engländer das sagen, deren Diät in Indien, schwerer als in England selbst, eben so weit über das richtige Maaß hinausgeht. Die oft sehr hoch geschätzte Bevölkerung von Calcutta soll nicht über 250,000 Seelen betragen, während freilich Tausende, vielleicht Hunderttausende welche dem heiligen Strom entlang wohnen, ihr tägliches Brod dort zu verdienen kommen. Der Reisende welchem das Glück gewährt ist, im Innern den unverfälschten Charakter des Landes kennen zu lernen, erspart sich auch hier die nähere Beobachtung, wiewohl genug in Calcutta zu sehen ist was den Neuling über die Maaßen interessirt; trotzen

doch die heiligen Ochsen Shiva's selbst in den Straßen Calcutta's der Polizei, und weder Christ noch Heide wagt sie aus dem Wege zu schaffen.

Hier sollte ich denn mein drittes Weihnachten in der Fremde feiern; mein Gastfreund erwies sich diesem Feste geneigter als es voriges Jahr in Lima der Fall war, und wir hatten eine vergnügte Bescheerung; dann bewunderten wir die festliche Erleuchtung und Ausstellung der Conditoren, deren einer einen 800 Pfund schweren englischen Weihnachtskuchen zu Wege gebracht hatte. Dann setzten wir uns noch zum Punsche nieder und tranken die Gesundheit der absent friends, ein stehender Toast im Ausland, der selten verfehlt die Gemüther der Gesellschaft zu bewegen. Am ersten Feiertag wollten wir doch nicht unterlassen in die Kirche zu gehen: wir hätten den schottischen Gottesdienst, der dem deutschen Protestanten anziehender ist, gewählt, aber die sonderbaren Leute achten Weihnachten nicht als Fest, und wir gingen nun in die Kathedrale, wo ein 2½stündiger Dienst in der ganzen Steifheit hochkirchlicher Formen uns mehr ermüdete als erbaute. Zum Erstenmal fand ich mich denn auch an diesem Tag in einem heidnischen Lande, von einer Menge umgeben, bei der die Festesfreude die in Deutschland auf jedem Gesicht geschrieben steht, ohne Anklang vorüber geht.

Den zweiten Feiertag verwendeten wir, wie in

Deutschland etwa den zweiten Pfingsttag, zu einer Partie nach dem schönen und berühmten botanischen Garten; gerade an einem Winkel einer majestätischen Krümmung des Ganges gelegen, hat er eine herrliche Aussicht auf Hafen und Stadt oberhalb und den breiten Strom seewärts. Ueberhaupt ist die ganze Tour sehr hübsch; man hat am Flußufer hin die Aussicht auf die Schiffe und auf die Ghauts oder Treppen, welche oft von wohlwollenden Europäern, meist von einem reichen Babu zum Frommen der Badenden errichtet sind, und außer einer breiten bis zum heiligen Strom führenden Treppe eine Halle zum Schutz gegen Sonne und Regen haben. So gelangt man nach den schönen Gärten und Anlagen von Garden Reach und setzt dort über den Fluß, nachdem man von den Bootleuten durch den Schlamm des Ufers getragen und trocken an Bord eines „Budgerow" niedergesetzt worden ist. Der Fluß ist prächtig, aber die geistliche Wonne der Hindus sich in diesen Wellen zu begraben, oder wenigstens ihren Leichnam ihm anzuvertrauen ist zu groß, als daß man nicht allzu oft mit widrigen und scheußlichen Eindrücken in gezwungene Berührung käme. Man landet bei Bishop's College, einer Schulanstalt die in der Bauart wie in Zweck und Einrichtung jene englischen Schulen nachahmen soll, welche den Stolz des Staats und der orthodoxen Kirche bilden; aber das Gebäude ist von Backstein, nicht dauerhaft

obwohl stattlich, und das Ganze soll nur dürftigen Fortgang haben. Von dort hatten wir einen kurzen Spaziergang entlang dem Flusse und gelangten bald in die Anlagen des botanischen Gartens, die sehr schön, mehr im Parkstil ausgeführt sind, fast zu ausgedehnt für die Zwecke eines wissenschaftlichen Instituts. Das Verbot zu Wagen oder zu Pferde zu kommen macht die Zahl müssiger Besucher sehr gering, doch sahen wir einige Familien die sich in harmlosen Gesellschaftsspielen die Weihnachtszeit zu Gute kommen ließen, und ich mußte lachen als ich unter dieser Gruppe meinen Schneider, gewandt und fröhlich wie ein Ziegenböcklein, auf dem Rasen sich tummeln sah. Die große Merkwürdigkeit ist ein Banianenbaum, der wenige seines Gleichen hat; seine Stämme erstrecken sich über einen Kreis von 60 Schritt Durchmesser, und die weiten Schatten seiner Aeste könnten einer gedrängten Menschenmenge von vielleicht 15,000 Mann Schutz gewähren.

Leider steht Calcutta schon wieder unter dem Bann der Reisehandbücher, denen man heutzutage kaum am Ende der Welt entgeht, und darin steht daß die Münze von Calcutta die erste der Welt sei. Durch einen Bekannten eingeführt bekamen wir alle Einzelheiten zu sehen; die Maschinerie ist dieselbe wie anderswo, aber der kolossale Maaßstab der ganzen Anstalt, sowie die Anwendung der Dampfkraft für jede noch so kleine

Manipulation ist das Merkwürdige. Im Prägesaal stehen 12 Prägestöcke, welche jede Secunde 12 Stück, an Einem Tag somit 500,000, oder nach indischer Sprechweise 5 Lac Rupees liefern können. Die Arbeiter sind Eingeborne, Alles ist von Schildwachen und Peons oder Polizeidienern umstellt, was herauskommt wird streng visitirt, und so geht wenig verloren. In ganz Indien rechnet man nach Rupees = 1 fl. C.-M., in Bengalen hat die Rupee 16 Annas, dann gibt es große Goldstücke, Gold-Mohurs von 16 Rupees. Bis zum Jahr 1837 prägte die Regierung im Namen des Königs von Delhi, des Schattenkönigs auf dem Throne des Großmoguls, da man lange bezweifelte, ob bei dem allem Neuen abholden Volk ein englisches Gepräge Eingang und Zutrauen finden würde; jetzt ist dieses Vorurtheil jedenfalls überwunden, aber den Mahommedanern ist der Kopf des Souverains auf der Münze anstößig.

Die Münze scheint das Hauptquartier der Wissenschaft in Calcutta zu sein, und man zeigte mir dort als neueste Neuigkeit Experimente mit Schießbaumwolle, über deren Bereitung eben erst die Nachrichten von Europa herübergekommen waren. Andrerseits hatte sich gerade in jener Zeit Calcutta als Vaterstadt einer Entdeckung merkwürdig gemacht, die große Resultate versprach: schmerzlose chirurgische Operationen an Patienten

die in magnetischen Schlaf gebracht worden. Die später in Gebrauch gekommene Anwendung von Schwefeläther und Chloroform, welche freilich dem Arzte weit zuverlässiger zur Hand ist als jene langwierige und oft unsichere Manipulation, hat diese verdienstvolle Entdeckung in Schatten gestellt, welche ich damals mit großem Interesse und in einigen unzweideutigen Fällen verfolgt habe.* Dr. Esdaile, ein junger Arzt der ostindischen Compagnie, gerieth etwa 14 Monate vor jener Zeit auf das Kapitel des Mesmerismus, stellte einige erfolgreiche Proben an, und warf sich, da er ohnehin seiner Neigung und Ausbildung nach Operateur war, nunmehr ganz auf dies Fach. Trotz dem heftigen Widerstand der Aerzte gelang es ihm vor einer Commission von Aerzten und Laien, die die Regierung niedersetzte, seine Sache gut zu führen, und letztere bewilligte ihm kurz vor jener Zeit ein Hospital zu weiterer Verfolgung der Sache. Dr. Esdaile ist ein regelrecht gebildeter Arzt, kein Enthusiast, geschweige ein Charlatan, und auch keiner von denen welche mit dem Magnetismus nicht nur jegliches Weh kuriren, sondern gar Himmel und Hölle an der Hand der Clairvoyance durchschreiten wollen. Mit der größten Einfachheit und Offenheit sagte Dr. Esdaile nur: „Meine Facta beweisen Euch daß sich durch Mesmerismus schmerzlose Operationen bewirken lassen; solche

* Siehe jedoch schon Froriep's Notizen von 1829.

Operationen haben neben der Ersparung des Schmerzes die Vortheile, daß sie den Vorrath an Kräften in gefährlichen Fällen schonen und dem Arzte selbst ungleich größere Leichtigkeit gewähren. Diese Vortheile anzuerkennen und zu benutzen ist meine Pflicht, da ich einmal zu dieser Einsicht gelangt bin, ebenso wie es die Pflicht anderer Aerzte ist der Wahrnehmung und Anerkennung dieser unläugbaren Facta ihre Augen nicht zu verschließen; zu dem Ende lege ich meine Praxis dem Publikum völlig offen vor Augen, und hoffe daß die öffentliche Meinung die ärztliche Welt zwingen wird der Wahrheit die Ehre zu geben." Dieser Sprache wird man Vertrauen nicht versagen können, ob aber die dichte Binde welche der ärztlichen Welt zur Verfügung steht, wenn es gilt sich vor den Erfolgen der Homöopathie Augen und Ohren mit sträflicher Absichtlichkeit zu verschließen, nicht auch gegenüber dem armen Dr. Esdaile und seiner Entdeckung gute Dienste leisten wird, steht dahin. Was mich betrifft, so haben mich die Versuche welche ich mit angesehen, aufs Vollständigste überzeugt. Das Magnetisiren in eigner Person hatte Dr. Esdaile aufgegeben, weil es ihn stark angriff, und er übertrug es seinen Hindugehülfen; da lagen die Patienten in dunkeln Sälen in verschiedenen Stadien der Katalepsie, die Magnetiseure wie Vampyre über ihnen, und es dauerte meist mehrere Tage ehe er des festen Schlafes sich gewiß

hielt. Aufgeweckt wurden sie meist sehr schnell durch Kühle, besonders durch Fächern von unten auf, und das ganze Etablissement gerieth ins Stocken als die auch in Calcutta merkliche winterliche Kühle auf die Patienten einwirkte, so daß alsbald ein Oefchen gesetzt werden mußte. Dr. Esdaile zeigte mir zunächst einige kleine aber sehr überzeugende Versuche, lautes Lärmen vor den Ohren, Stechen mit einer Nadel an empfindlichen Stellen, Ausraufen eines Barthaars und Aehnliches, was kein Schlafender aushalten würde ohne zu zucken oder gar zu erwachen; dann lud er mich zu einer nicht unbedeutenden Operation ein, und ich entschloß mich leicht zu einem so ungewohnten Schauspiel, da ich hoffen durfte wenigstens mit den Klagen des Patienten verschont zu bleiben. Dieser, ein Hindu, hatte einen tumor scroti von der Größe eines Kindskopfes, welchen Dr. Esdaile nun kunstgerecht ablöste; der Kranke athmete nur tief, rührte sich aber nicht; nun wurde der Verband angelegt und 5 Minuten nachher der Mensch geweckt. Er unterhielt sich ganz unbefangen und lächelnd mit uns, wies als er gefragt wurde ob er Schmerz empfinde, auf eine Stelle am Arm wo er ein kleines Geschwür hatte, das man während seines Schlafs geätzt, hatte aber offenbar keine Ahnung von dem was mit ihm vorgegangen, selbst dann nicht als Dr. Esdaile ihn wie im Scherz fragte, wie es wohl wäre wenn er im

Schlaf von seinem Uebel befreit worden wäre? Nun erst wurde ihm die Decke weggezogen, und als er das Blut und den Verband sah, zuckte ein Schmerz durch sein Gesicht, zugleich erhob er aber die Hände mit unaussprechlicher Dankbarkeit gen Himmel, als er sich von seinem Uebel erlöst sah. Solche Gewächse sind in dem flachen sumpfigen Küstenstrich von Bengalen sehr häufig, und wie man mir sagte mit der Elephantiasis verwandt; Dr. Esdaile hatte einen solchen tumor von 128 Pfund,* einen andern von 103 Pfund glücklich operirt, und die Hindus, denen freilich so sehr wie uns Allen der Verstand bei diesen Thaten stille stand, halfen sich mit ihrem Wunderglauben, indem sie Dr. Esdaile ohne weiteres für eine Incarnation Vishnu's erklärten, und von weit und breit die Hülfsbedürftigen oft mit jahrelang vernachlässigten Uebeln ihm zusandten. Die Impassibilität des Bengali vergönnt jedenfalls eine allgemeine Anwendung der magnetischen Einschläferung die bei Europäern nicht thunlich sein würde, sowie denn auch die geistige Beschäftigung des Patienten mit der bevorstehenden

* Hereby hangs a tale. Als ich über diese Dinge nach Hause schrieb und ein Auszug davon in die Allgemeine Zeitung gelangte, verwandelte eine wohlmeinende Hand diese 128 Pfund in 60, wohl um sie den Ungläubigen mundgerechter zu machen; leider vergebens, denn nicht einmal die 60 ließ man mir gelten. Alle diese Thatsachen sind übrigens in Calcutta bei hellem Tage und vor aller Welt vorgegangen, und können keinem Zweifel unterliegen.

Operation ein Mittel sein mag diesem Schlaf entgegenzuwirken.

Der Leser verzeihe diese Abschweifung die mir selbst allzu medicinisch geworden ist, und wenn ich ihn von da gar zu einem Skelett führe, so ist es nur das Skelett einer Brillenschlange, welches mir das schönste Stück im Museum der Asiatic Society erschien; es ist so präparirt daß es die Schlange im Moment der Drohung und des Angriffs darstellt, und die Beweglichkeit der Halsribben, welche sich fast völlig in Eine Linie zurücklegen, erklärt vollkommen jene wunderliche Erscheinung, wie der Hals des Thieres sowohl breit als flach wird und die Haut sich über jene Ribben spannt. Die eine Kinnlade zeigte nicht weniger als vier Reserve-Giftzähne, eine bedenkliche Warnung für die Schlangenbeschwörer des Landes, daß sie sich nicht beruhigen die Giftzähne einmal ausgebrochen zu haben. Merkwürdig war ein Sandstein aus Nordindien, der sich biegen ließ wie ein Stück Kuchen; im Allgemeinen enthielt die Sammlung den gewöhnlichen Wust von chinesischen und japanischen Wunderdingen, Ruder der Südseeinsulaner, asiatische Rüstungen und Aehnliches, ziemlich schlecht aufgestellt und den unerbittlichen Feinden solcher Museen, Staub und Insekten, die hier ohnehin so sehr viel schlimmer sind, preisgegeben. Ein zahmes Känguruh hüpfte vor uns die Treppe hinauf. An braminischen

und buddhistischen Idolen fehlt es nicht, und eine Curiosität gräßlicher Art ist ein schweres Rad vom Wagen von Juggernaut, unter dem noch im Jahr 1827 ein Bramine sein Märtyrthum freiwillig suchte.

Der Fremde in Calcutta beeilt sich seine Vorstellung am vicekoniglichen Hofe, wie der Anglo-Indier gern sich ausdrückt, zu betreiben; diese Form ist für den der in die gute Gesellschaft von Indien aufgenommen sein will, unerläßlich. Da der Generalgouverneur Calcutta sehr selten bewohnt, vielmehr sich stets in den Nordwestprovinzen, nahe dem Mittelpunkt politischer Bewegungen aufhält, so ist der Deputy Governor von Bengalen mit der Repräsentation beauftragt, und bewohnt in dieser Eigenschaft den Palast der eigentlich dem Generalgouverneur zukommt. General von Gagern hatte die Freundschaft mich bei Sir Herbert Maddock zu erwähnen, und noch ehe ich nur Zeit hatte meinen Besuch zu machen, wurde mir mit zuvorkommender Artigkeit eine Einladung zum Diner zugesandt. Außerdem war die ganze schöne Welt von Calcutta am Sylvesterabend zu einem Ball in Government House geladen; ein schöner hoher Saal, weiß mit Gold, glänzende und sehr animirte Gesellschaft mit vielen Uniformen, und reichliche Beleuchtung, die mir jedoch als sehr exotisch bemerkenswerth erschien: selbst in diese Räume hat das Cocosöl sich einzudrängen gewußt, doch sind die

Lämpchen zierlich in Lustres geordnet. Man ist in Calcutta sehr gastfrei, hauptsächlich was Diners betrifft, aber sie sind leider noch schwerer als irgendwo bei den Engländern, und das zweite Frühstück oder Lunch wird unter dem Namen Tiffin zu einer so schweren Mahlzeit in der Mitte des Tages als ein Mittagessen anderer Leute. Dann ißt man spät Abends zu Mittag, was natürlich sehr ungesund ist. Dagegen ist die alte indische Sitte die noch in Guiana blüht, zum schweren Essen auch schwer zu trinken, glücklicherweise abgekommen; nur das angenehme Gift des Biers ist noch ein Hauptfeind der Engländer in Indien.

Hier ist der Ort im Voraus die Gesellschaft Indiens zu charakterisiren, denn eine Gesellschaft existirt hier, im Gegensatz zu andern Colonien wo schon die weiße Farbe adelt; daß in einer großen Seestadt wie Calcutta diese Unterscheidung nicht genügen könne, liegt am Tage, aber neben dieser negativen Nothwendigkeit von Standesunterschieden finden wir in Indien eine umfassende Klasse von Personen, welche in England selbst den besten Kreisen angehörend dieselben Ansprüche in der Colonie erheben dürfen; wir treten sofort dem eigentlichen Geheimniß dieser bewunderungswürdigen Macht im Orient nahe, indem wir einen Blick auf die Männer in deren Hand diese Macht gelegt ist, werfen. Der Civildienst der ostindischen Compagnie ist nicht

nur die Aristokratie Indiens, sondern er besteht wesentlich aus aristokratischen Elementen; es ist so sehr das Interesse der Compagnie, ihre Beamten, welche so wichtige und verantwortliche Stellen einnehmen und selbst auf geringeren Posten oft über Hunderttausende gebieten sollen, aus der besten Klasse der englischen Gesellschaft zu wählen, daß sie, um auf den Andrang aus dieser Klasse rechnen zu können, ihre Diener außerordentlich hoch besoldet und überdies durch die günstigsten Urlaubs- und Pensionsbestimmungen denselben die Verbannung aus der Heimath möglichst erträglich macht. So ist es schon eine höchst geschätzte Gunst, durch Präsentation eines der Direktoren in England Zutritt in die Schule, welche die ostindische Compagnie in Haileybury eigens unterhält, zu erhalten, und eine Anstellung im Dienste der Compagnie, von den Besten erstrebt, gilt für eine glückliche Versorgung durchs Leben, und sichert Jedem der seinem Dienste gewachsen ist, die Aussicht auf eine glänzende, einflußreiche Stellung, in einem Zuschnitt der den Augen der meisten Sterblichen blendend erscheint. So kann es an der Rückwirkung auf den Charakter der Dienenden nicht fehlen; der Civildienst besteht fast ausschließlich aus Söhnen guter Familien, viele darunter jüngere Söhne der hohen Aristokratie, und hier findet sich denn eine Ehrenhaftigkeit, Unparteilichkeit, Unbestechlichkeit gegenüber der Masse der

Regierten, welche, anfänglich zwar kaum von denselben verstanden, doch immer mehr als ein segensreiches Wirken anerkannt wird und die Bedrückungen und Erpressungen der eingebornen Gewalthaber in tiefen Schatten stellt. Wir wollen nicht unternehmen, alle politischen Akte Englands gegenüber den ursprünglichen Herren des Landes eines andern Maaßstabes würdig zu erklären, als er eben auf dem Felde der Politik gilt, aber dieser Dienst der Compagnie, fast in jedem Einzelnen den English Gentleman im vollen Sinne des Worts darstellend, ist wahrhaft eine moralische Größe, die auf dem edelsten und sichersten Wege sich die Anhänglichkeit der Unterthanen gewinnt. Starr und unbeugsam in seinen Grundsätzen, wie freilich auch in seinen Formen, könnte der Engländer in Indien wohl mehr geliebt sein, aber unmöglich mehr geachtet als er es ist.

Der nicht minder geachtete und achtungswerthe Officiersstand entbehrt natürlich, außer in den höchsten Posten, jenes weiten und tief eindringenden Einflusses, sein dienstlicher Rang und auch seine materielle Stellung ist minder glänzend; so ist es denn eine bekannte Thatsache daß in Indien der „Civilian" in der Gesellschaft eben so bevorzugt ist, als es bei uns die bunten Uniformen sind. Jene hohen Eigenschaften des Charakters aber finden nicht minder ein wirkungsreiches Feld in dem Einfluß des Officiers über seine eingebornen

Soldaten, und eine ruhmvolle Anerkennung in der blinden Ergebenheit und Treue, in welcher der indische Soldat jede Probe, selbst auf Kosten des religiösen Vorurtheils, besteht, wenn es gilt seine Anhänglichkeit gegen einen geachteten und geliebten Officier zu bethätigen.

Hier sehen wir denn eine Colonie in der der reiche Kaufherr nicht zu den Ersten zählt, doch ist dieser Stand nach englischen Begriffen zu ehrenwerth und angesehen, als daß ihm nicht der Zutritt zur besten Gesellschaft unweigerlich offen stünde. Aber hinter ihm schlagen die Pforten des Government House zu, und sehnsüchtig blickt der »shopkeeper« und »tradesman« dem »merchant« nach, wenn dieser stolz in die bevorzugten Räume einzieht. Die westindische Sitte, daß der Kaufmann am Morgen ein Stück Zeug oder eine Stange Siegellack dem verkauft den er Abends zu einem glänzenden Diner einlädt, existirt hier nicht. Die natürliche Rückwirkung ist, daß diese Art Geschäfte mehr in die Hände von Individuen gerathen welche ohnehin gesellschaftliche Ansprüche nicht erheben, und da findet sich namentlich eine große Anzahl Portugiesen, Abkömmlinge der alten Eroberer aus den glänzenden Zeiten dieser Nation, welche meist nicht einmal reinen Blutes sind; der Name ist sogar zur allgemeinen Bezeichnung für alle die geworden welche sichtlich farbiges Blut in sich tragen, und sich denn auch in einer ganz andern Sphäre bewegen. Auf

sie blickt der englische Kleinhändler wiederum geringschätzig herab, und dieser, der durch die in den Colonien allgemein herkömmliche Anmaaßung des Prädicats Esquire sich eine Stufe höher zu schieben weiß, hat in Indien die üble Gewohnheit sein Ansehen durch unmäßig hohe Preise zu behaupten; gerade dadurch aber ist neben diesen englischen Läden eine starke Concurrenz eingeborner Handwerker und Krämer aufgetaucht, welche bei ihrer mäßigen Lebensweise sich mit einem weit geringeren Vortheil zu begnügen pflegen.

In gesellschaftlicher Beziehung kommt hier auch den Eingebornen des Landes, Hindus und Mahommedanern eine Stelle zu; die Reichen unter ihnen gefallen sich oft in der Annahme europäischer Sitten und sind stets bereit sich den Europäern aufmerksam und gastfrei zu beweisen, theils aus der dem Orientalen inwohnenden Neigung Höflichkeit zu üben, theils aus Interesse; da jeder Europäer in Indien die herrschende Landessprache, in der Präsidentschaft Bengalen das Hindostani, spricht, so sind die Mittel des Verkehrs gegeben, und fast jeder hochgestellte Engländer hat seine paar Bekannte unter den angeseheneren Eingebornen, die ihm gelegentlich mit ihren Besuchen zur Last fallen; die verschiedenen Kreise des Lebens und der Denkart berühren sich jedoch zu wenig, als daß solche Bekanntschaften je intim werden könnten, und nur solche Europäer welche besonderes

Interesse an der Kenntniß fremder Sitten nehmen, gehen darin weiter. Stets beobachtet aber der Engländer eine Zurückhaltung gegen den Eingebornen, die um so ersprießlicher ist, als der kriechende und ränkevolle Hindu nur auf die erste Vertraulichkeit paßt, um sich in die Gunst des Einflußreichen einzunisten; diese Zurückhaltung geht den Franzosen in ihren indischen Colonien weit mehr ab, vielmehr haben auch sie dieses Bedürfniß der Höflichkeit, und wenn wir gar lesen wie französische Gouverneurs seiner Zeit in der Begegnung mit indischen Fürsten mit diesen an orientalischem Kleider- und Juwelenprunk zu wetteifern gesucht haben, so stellt sich ein ganz andres würdevolleres Bild in dem englischen Beamten dar, der im einfachen, wohl gar cynisch abgetragenen Rock sich neben den Eingebornen stellt, dessen Schmuck allein vielleicht reich genug wäre dem Engländer eine sorgenfreie Existenz für sein Leben zu gewähren; aber der indische Fürst weiß daß er mit all seinen Schätzen den Mann im schlichten Rocke nicht zu bestechen vermag, und beugt sich vor einer sittlichen Höhe, die er zwar kaum zu würdigen aber doch zu scheuen weiß. Noch in den letzten Jahrzehnten sind Millionen einzelnen einflußreichen Männern zur Bestechung vergebens hingeschoben worden, in einer Weise daß deren Annahme nicht einmal bemerkt worden wäre. So weiß sich der Engländer gegenüber diesem Volk, dessen Begriffe von Ehrlichkeit

die stumpfsten sind, in einer ehrfurchtgebietenden Höhe zu erhalten; nach keiner Richtung hin abhängig von seiner indischen Umgebung sichert er sich jene hohe und beneidenswerthe Achtung. Das Connubium namentlich ist durch diese Zurückhaltung gänzlich vermieden, dessen verderbliche Folgen wir an jenen Abkömmlingen der Portugiesen gewahren. Besonders auch den indischen Schönen gegenüber bewahrt der Engländer seine reine Stellung, und wenn gleich Verhältnisse stattfinden, so habe ich doch nie von einem Engländer in Indien eine Anspielung darauf gehört.

Die Eingebornen werden als Subalternbeamte, zum Vortrag der in einem Bureau vorkommenden Sachen, sodann als Unterrichter, Polizei- und Executivbeamte verwendet, und hierin liegt leider ein großes, unvermeidliches Uebel; Erpressung und Bedrückung herrschen trotz aller Vortrefflichkeit der englischen Beamten durch diese niederen Werkzeuge, und die Achtung und das Vertrauen welche der Eingeborne der Rechtspflege und den Verwaltungsmaaßregeln der Engländer an sich widmet, werden durch diese unwürdigen Werkzeuge, welche man nicht zu ersetzen weiß, geschmälert.

Auch hier haben wir noch einmal von dem unseligen Geschlecht der Farbigen zu reden; trotzdem daß der reine Europäer und der reine Hindu sich in den besten Formen begegnen, und von einer natürlichen

Abneigung zwischen den Racen gar keine Rede sein kann, finden wir hier abermals die Mittelrace von beiden abgestoßen. Ohnehin gelangt kein Farbiger in die Gesellschaft, aber eben so wenig in den höheren Staats- und Militärdienst. Dies scheint hart und bedarf einer Erläuterung. Die moralische Gewalt durch welche England über Indien herrscht, läßt es nicht zu daß man das Volk durch Leute regiere, die es verachtet und die es als seine Oberen anzuerkennen verschmäht; schon der Umstand daß ein Farbiger von einer entehrten, ipso facto ihre Kaste verloren habenden Mutter abstammt, genügt dem Hindu mit seinen unerbittlichen religiösen Vorurtheilen, um diese Verachtung wohl und fest begründet zu finden. Ueberdies würden sich nur wenige dieser Mischlinge zu höheren Aemtern eignen; schlaff und gering begabt, wie auch die malayischen Mischlinge auf Java, begnügen sie sich mit den geringen Posten in kaufmännischen und öffentlichen Bureaux, wo sie die mechanischen Arbeiten versehen.

An diese Darstellung der Elemente der Gesellschaft reihe ich nun einige Bemerkungen über die englische Herrschaft in Indien; nur wenige Worte genügen über einen Gegenstand der eine vollständige Literatur besitzt, und mehr ein Zeugniß als eine Darstellung. Das Bild hat sich sehr vereinfacht, seit durch die Unterwerfung der Sikhs und die völlige Einverleibung aller

Lande bis zu den Gebirgen jenseit des Indus das britische Vorderindien seine natürlichen Grenzen erreicht hat; die halb unabhängigen Staaten die noch bestehen sind entweder unbedeutend, oder reifen, wie der Nizamsstaat und Oude, ihrer Einverleibung durch die eigne Unfähigkeit ihrer Beherrscher entgegen, und indem wir die Fürsten nicht beklagen, können wir ihre Völker dafür nur glücklich preisen. Jener hoch ausgezeichnete, ohne Gleichen ehrenhafte und tüchtige Dienst der Compagnie wird sich der Ordnung dieser Länder eben so zu befleißigen haben, wie er in den eigenen Territorien sie hergestellt hat, und wenn irgend Jemand wird der Verein dieser Männer die schwierige Aufgabe zu bewältigen wissen, das große in Allem eigenthümliche Land zu civilisiren; aber schwierig ist freilich diese Aufgabe, und die Unvollständigkeit ihrer Lösung zu kritisiren für die leicht, welche von der Natur jener Eigenthümlichkeiten keinen Begriff haben. Die Geltung der mit den religiösen Satzungen innig verwebten alten Landesgesetze, der leidenschaftliche, um keinen Preis unsanft zu berührende Fanatismus der Hindus wie der Mahommedaner, Armuth und Uebervölkerung, Ränkesucht und Unwahrhaftigkeit im Volk, Unfähigkeit der höhern Klassen, das sind solche Schwierigkeiten, deren einigen wir im Lauf dieser Kapitel noch näher begegnen. Auch Fehler sind begangen worden, und so ist namentlich das System des Grundeigenthums

und der Grundherrlichkeit eine anerkannte Crux Anglo-Indiae, deren glückliche Ueberwindung vielleicht mehr als irgend eine Verwaltungsmaaßregel das Heil der Zukunft in sich schließt. Andrerseits hat die Begünstigung englischen Interesses manche Wunde geschlagen, z. B. die Weberkaste durch wohlfeile englische Stoffe ganz erdrückt, aber im Allgemeinen stehe ich nicht an zu sagen, daß die englische Herrschaft in Indien vor Gott und den Menschen bestehen kann, und daß die Männer in deren Hände die Autorität gelegt ist, das Ziel den Zustand des Landes und Volkes zu verbessern, als Hauptaufgabe im Auge haben; nie wird ein englischer Beamter die nackt egoistische Auffassung weder hegen noch aussprechen, daß das Land nur eine Domäne sei, und der Zweck seiner Verwaltung nur die möglichst vollkommene Ausbeutung seiner Kräfte, wie ich es in Java nur zu oft habe hören müssen.

Man hört oft die Ansicht aussprechen daß Indien wie Nordamerika seiner Losreißung entgegengehe, daß eine Colonie ein Kind sei das erst gehen lernen müsse, aber dann auf eigenen Füßen seinen eignen Weg wähle, eine Frucht die abfalle sobald sie reif sei. Diese Theorien sind allerdings sehr anwendbar auf Colonien im engeren Sinne, Landstriche die von Angehörigen des Mutterlandes bebaut und bevölkert sind, und wir werden vielleicht noch manche Colonie Englands diesen Weg

gehen sehen, ohne daß das Mutterland sich darüber viel zu beklagen haben wird. Indien dagegen ist nicht Colonie in diesem Sinn; es ist ein Land von Fremden nur beherrscht, nicht von Ansiedlern bewohnt, eine Nation die ihrer ganzen Natur und Geschichte nach zur unumschränkten, sagen wir getrost despotischen Herrschaft geeignet ist, und die sich so lange dieser Herrschaft beugen wird, als Respekt vor ihrer Macht und Anerkenntniß für ihre Verdienste um die Regierten lebendig bleiben. Frieden und Ordnung sind an die Stelle der ewigen Fehden und Raubzüge und der Erpressungen der alten eingebornen Fürsten getreten, und der Indier ist dafür nicht unempfänglich, und was die Erhaltung der Macht betrifft, so verspricht sie darum nicht eben geringere Dauer weil sie eine wesentlich moralische ist. Die Handvoll Europäer und europäischer Truppen würde geringen Widerstand gegen eine allgemeine Erhebung leisten, und selbst ein Hauptbestandtheil der materiellen Kräfte, die große Armee Eingeborner, wird eben nur wieder durch jene moralische Macht in Treue, und mit Bewunderung für beide Theile sei es gesagt, in musterhafter Treue erhalten. Glauben wir jedoch nicht daß dieses Gebäude einer unvergleichlich großartigen Herrschaft auf einem ungefährdeten Boden stehe: es steht auf einer Mine, und diese Mine ist der religiöse Fanatismus. Gleich groß und lebhaft im Mahommedaner

wie im Hindu kann dieser Fanatismus durch einen unvorsichtigen Funken in helle Flammen gesetzt werden, und der allgemeine Brand würde keine Spur jenes stolzen Gebäudes hinter sich lassen. Hier liegt die Gefahr, und die Staatsmänner Indiens erkennen sie zu ihrem Heile vollkommen, ja sie haben die Genugthuung daß der starre Fanatismus, wenn auch unmerklich und in Einzelheiten nachläßt und auf bessere Zeiten hoffen läßt, deren Ferne man freilich nicht mit dem Maaße ephemerer Staatskünstler in Europa messen darf.

Ob der englischen Herrschaft in Indien eine Gefahr von europäischen Mächten drohe, wollen wir dahin gestellt sein lassen, wiewohl wir es bezweifeln. Ihr Sturz aber wäre das Unheil des Landes, das nach kurzen vergeblichen Versuchen eine Herrschaft von solchem Gehalte zu ersetzen, in die alte Barbarei unwiederbringlich zurückfallen müßte.

Endlich haben wir die Frage der Zukunft der ostindischen Compagnie kurz zu erwähnen, da sie jetzt gerade vor die Augen der Welt gerückt ist. Es gibt gewiß nichts Anomaleres als eine Gesellschaft von Aktienbesitzern die ein Reich von 150 Millionen Menschen inne hat, und selbst davon abgesehen ist die Anomalie der Doppelherrschaft zwischen Direktoren und Staatsbehörde, mit dem dritten Herrscher im Lande selbst, der zu fern ist um stets nach Instruktionen zu fragen, schon

stark genug. Aber wie wenig will die Form sagen, wenn die Sache selbst bewährt ist; sie ist bewährt, wenn auch mancher Verbesserung, mancher Consolidirung fähig, und wir müssen von dem guten Stern Englands hoffen, daß die jetzt bevorstehende Entscheidung, doppelt schwierig bei der Zerspaltung der alten Parteien, eine weise und glückliche sein möge. Vor Allem aber möge man sich hüten an der Organisation des Civildienstes zu rütteln; mag es abermals eine Anomalie sein, daß die ersten Söhne des Landes es nicht verschmähen Diener einer Handelsgesellschaft zu werden, und andrerseits daß die Auswahl durch Protektion junger Leute Seitens der Direktoren erfolgt, welche zu ihrem Amt erst erzogen werden; das Resultat ist eine Dienerschaft, wie kein Dienstherr der Welt eine ähnliche besitzt. Durch jede Veränderung könnte sie nur verlieren, und je mehr sie von ihren glänzenden Eigenthümlichkeiten einbüßt, desto mehr würde sie zu dem Niveau des gewöhnlichen Colonialdienstes sinken, der — gewiß sehr ehrenwerth an sich — weder des Andranges der besten Kräfte, noch der außerordentlichen, nur auf das Wohl der Colonie gerichteten Leistungen sich zu erfreuen hat. Die Beispiele häufen sich, welche beweisen daß England neuerdings keine sehr glückliche Hand in der Colonialverwaltung hat, und politische Fehler welche in einer andern Colonie leicht vorübergehen, verträgt das gefährliche Terrain von Indien nicht:

es erfordert neben den besten Eigenschaften des Charakters die Vertrautheit mit staatsmännischen Traditionen, wie sie sich nur in einem so geschlossenen Dienste erhalten und fortentwickeln können.

Wir lebten nun ganz in der kühlen Jahreszeit; wärmere Kleider waren nicht überflüssig, und die Morgennebel so dicht und kühl daß man sich ganz herbstlich fühlte. Eine geringe Strecke nördlich, bei Chinsurah noch innerhalb der Wendekreise friert es schon, und man weiß sich dort sogar Eis für die Sonnenhitze zu bereiten, indem man Wasser in ganz flachen Pfützen gefrieren läßt. Der Anglo-Indier athmet auf nach der dürren Hitze des Vorsommers und der feuchten Schwüle der Regenzeit; nun beginnt alle Welt die schönen Tage zu genießen, und namentlich die weiten Spazierwege auf der Esplanade sind Morgens von Reitern und Abends dabei noch von Equipagen belebt. Auch Delessert und ich hatten uns Reitpferde gekauft, die man in dieser Saison sehr leicht und ohne Verlust wieder los wird, und so fanden wir uns jeden Abend auf dem Corso am Ufer des Hoogly, wo Hunderte von eleganten Fuhrwerken, nicht minder eine Menge Reiter sich sehen lassen; es ist ein allgemeines Rendezvous für Freunde und Bekannte. Aber wie gesagt, der Corso der Stadt der Paläste wird von dem des geringgeschätzten Madras sehr in Schatten gestellt; die Gesellschaft ist hier zu wechselnd,

und wenige denken daran einen Haushalt im vollen Bereich ihrer Mittel einzurichten; es fehlt auch die stattliche wenn auch entwürdigende Sitte, um des Prunkes willen die Läufer neben an rennen zu lassen; große Leute in Madras haben manchmal vier Läufer an jedem Rad einen, einen europäisch gekleideten Kutscher und vielleicht noch zwei weißgekleidete Stabträger hinten auf stehen. Das gewöhnliche Fuhrwerk, namentlich für junge Leute und solche die nicht eine besondere Würde zu vertreten haben, ist das Buggy, ein zweirädriges Cabriolet mit einem Pferde das man selbst lenkt.

Die Pferderennen haben die Engländer auch hierher und zwar in aller Pracht und Ordnung zu verpflanzen gewußt. Von einem geräumigen, solid von Steinen aufgeführten Balkon am obern Ende der Esplanade übersahen wir eine schöne, belebte Scene: vor uns die weite Ebene durch einzelne Bäume geziert, und im Hintergrund durch die Reihen der palastähnlichen Häuser der Stadt und der Vorstadt Chowringhee begrenzt, links die Baumgruppen von Garden-Reach, und die ganze Scene von Wagen, Pferden, Reitern ohne Ende und bunt gekleideten Hindubedienten aufs höchste belebt; über uns ein schöner blauer Himmel — es war ein ebenso prächtiges als freundliches Bild. Englische Anordnung und englische Jockeys ließen sich nicht vermissen, es war aber auch kein Mangel an jenen widrigen Figuren, die

ein anständiges Aeußere und die höchsten Prätentionen unbefleckter Ehre mit schmutziger Geldgier und frevelhaftem, gar oft falschem Glücksspiel zur Befriedigung der Welt zu vereinigen wissen. Es war interessant, neben englischen Pferden Proben der Colonialracen vom Cap und von New-South-Wales zu sehen, und besonders die „Walers" sind sehr geschätzt; außerdem stehen in Indien die arabischen Pferde in allgemeinem Ansehen; Bombay ist das Emporium wohin sie von den Händlern vom persischen Meerbusen her gebracht werden; aber selbst dort ist der Preis eines guten Thiers 1200 bis 1500 Rupees oder Gulden Kaisergeld, und die besseren werden noch weit höher verkauft.

Bei dieser und ähnlichen Gelegenheiten, besonders auch bei den abendlichen Promenaden sieht man viele Hindus von Rang und Vermögen, die sich an den Vergnügungen der Europäer betheiligen und ihre abenteuerlichen und kostbaren Kostüme zur Schau tragen. Ueberall zeigt sich namentlich eine Schaar Prinzen von Mysore, Nachkommen des gewaltigen Tippoo Sultan von Seringapatam, welche von einer Pension des Gouvernements hier leben.

Eine Gesellschaft von gebildeten Hindus bekam ich in der Nähe zu sehen, als wir Fremde in Calcutta ein Nautch, d. i. ein Ballet von Bayaderen arrangirt hatten; eine Partie von Eingebornen gab das Haus her,

während wir die Tänzerinnen, fünf an der Zahl mit 50 Rupees, eine bedeutende Summe für den Maaßstab der Eingebornen, bezahlten. Wir fanden ein hübsches Haus in europäischem Geschmack, eben so möblirt, und in einem wohl erleuchteten Saal einen Diwan für uns und Stühle für die Andern gesetzt. Nach einigen Höflichkeiten von beiden Seiten nahm man Platz, und bald erschienen die Bayaderen mit ihrer Musik, und die ganze Truppe kauerte auf dem Teppich nieder. Bald erhoben sich zwei, die eine in grellen feuerfarbenen Muslin, die andre blau und weiß gekleidet; das ganze Kostüm war sehr anmuthig, eng, aber bis auf die Füße, Arme und Kopf die Gestalt völlig verhüllend, ohne jedoch schwer zu erscheinen. Große Ohrringe, Bracelets und Fußringe und ein großer Ring von Golddraht in dem einen Nasenflügel waren sehr zierlich angebracht, selbst dieser Nasenring, und all dieser Schmuck mit Juwelen reich geziert. Ihr Tanz war langsam, schleichend, sehr wenig prononcirt, und voll Anmuth und Sittsamkeit, wenn auch weit entfernt von den züchtigen javanischen Tänzen. In dieser Weise schlüpften sie, ohne die Füße vom Boden zu erheben, wohl eine Viertelstunde auf und ab; das Ende der Vorstellung freilich war verschiedener Art und nicht füglich zu beschreiben; dennoch war das Ganze anmuthig, wenn auch höchst sinnlich, und wenigstens nicht positiv unanständig wie unsere französischen Ballets

auf deutschen Bühnen, denn französisch sind sie ja doch wohl wie so vieles andre Nachahmenswerthe. Die Schönheit dieser Tänzerinnen war die allgemeine ihrer Race, große Augen, scharfe Bestimmtheit der Züge und große Schlankheit der Glieder; Hände und Füße sind äußerst klein und schön geformt. Diese Bayaderen sangen nicht wie viele thun, und wir waren froh mit ihren näselnden Tönen verschont zu bleiben. Die Musik bestand aus Trommeln, Schellen und Violinen, und war einförmig aber nicht ohrzerreißend.

Unsere Wirthe waren wohlerzogene meist junge Leute, in der gewöhnlichen Tracht ihres Standes; das ist ein kostbar gestickter bis über die Knie reichender Rock mit dem Ueberwurf eines schönen Cashmereshawls, als Kopfbedeckung ein sammtenes goldgesticktes Hauskäppchen, statt des flachen bengalischen Turbans, das zu dem schönen schwarzen Lockenhaar recht gut stand. Die Gesichtszüge der vornehmeren Hindus indeß, obgleich von hellerer Farbe begleitet, zeigen fast nie die edlen und scharf geschnittenen Formen des gemeinen Volkes; Verweichlichung und Ausschweifungen ohne Maaß haben ihren Stamm von Geschlecht zu Geschlecht so sehr erniedrigt, daß der Vergleich sehr zu ihren Ungunsten ausfällt. Diese jungen Leute wußten sich was Rechtes damit, daß sie uns mit der Erklärung sie seien Deisten, entgegen kommen konnten; das ist das allgemeine

Glaubensbekenntniß des jungen Bengalen, Leute die durch europäischen Umgang und oft europäische Schulbildung den Glauben an die groben Täuschungen ihrer Religion und der Braminen verloren haben, aber freilich desto unempfänglicher für die christliche Lehre sind. Aber dennoch vermeiden diese Leute bei aller Annäherung an unsere Sitten sorgfältig Alles was Verlust der Kaste nach sich ziehen könnte, und darin liegt eine schmeichelhafte Anerkenntniß für den schlauen Stifter des Kastenwesens, ja wenn wir etwas hinter die Coulissen blicken, so finden wir wie jener berühmte seiner Vorurtheilsfreiheit wegen vielgepriesene Dwarkanauth Tagore aus einer Familie stammte, die einmal, aus welchem Grunde weiß ich nicht, ihre Kaste unwiederbringlich verloren hatte.

Der gastfreie Sir Herbert Maddock überraschte uns noch mit einer artigen Einladung, einige Tage auf dem Lustschloß Barrackpore am Hoogly zuzubringen; eine schöne breite Allee führt nach dem 14 englische Meilen entfernten Orte, wo wir bereits eine Anzahl Gäste, unter andern den General von Gagern mit seinen Begleitern trafen; so war auch das Schlößchen schon so voll, daß wir in einem Bungalow daneben unser Unterkommen erhielten. Es war ein eigenthümliches Gefühl an einem Orte zu verweilen, wo ein Warren Hastings, ein Lord Wellesley, ein Lord William Bentinck ihre

Erholung gesucht haben. Sir Herbert Maddock, ein ernster aber liebenswürdiger Mann, war mit Geschäften so überhäuft, daß wir um so mehr auf die englische so höchst verständige Benützung ländlicher Gastfreundschaft angewiesen waren, daß jeder Gast nach Gefallen seinen Tag zubringt und die Gesellschaft sich nur zu bestimmten Stunden vereinigt. Abends standen stets Wagen und Reitpferde für die übliche Promenade bereit, und der ansehnliche Park ist weitläufig genug zu hübschen Spaziertouren, wenngleich ich ihn fast zu eng für einen prächtigen Araber fand, der unsern Wirth 3000 Rupees gekostet hatte und mit dem Feuer seiner Race all die Eigenthümlichkeiten eines in englischer Weise zugerittenen Pferdes verband. Ich war auf meiner Reise in mancherlei Sätteln gerecht geworden, mußte aber nun in Indien mich mit Mühe an diese englische Art gewöhnen, die das Pferd nur als Transportmittel behandelt und von dem Gleichgewicht unserer deutschen Schule nichts weiß. Will dann der Neuling solch ein Thier gleich Anfangs auf gut deutsch „zusammenstellen," so erfolgt daraus meist ein völliges Mißverständniß. Der Park enthält eine hübsche Menagerie, wo Strauße, Tiger, Giraffen, Bären in sehr zweckmäßigen Räumen aufbewahrt werden.

Die große Zierde von Barrackpore ist der stolz vorüberströmende Hoogly, der unterhalb eine weite Bucht

macht und sich prächtig wie ein See ausnimmt. Gegenüber auf dem rechten Ufer liegt die ehemalig dänische Besitzung Serampore, neuerdings den Engländern verkauft, nach welcher wir in der Gondel des Gouverneurs einen Ausflug machten. Eine hübsche Stadt mit todten, verlassenen Straßen, schöne Gebäude, aber Alles vernachlässigt; der **Fridericus VI. R.** prangt noch in einigen Namenszügen, aber die englische Flagge weht am Ufer. Wir wanderten durch die Straßen, bewunderten das prachtvolle Haus eines Babu und seine Equipage, beides im völlig europäischen Geschmack, und überzeugten uns von seiner Wohlthätigkeit, da an 60 Bettler des Orts die er täglich speiste, vor seinem Thor Fronte machten. Die schwarze Stadt enthält elende Hütten mit gewölbten Strohdächern, einige Tempelchen und viel Schmutz, ungesunde Pfützen und Buschwerk; die Einwohner folgten uns schaarenweise auf unserer Wanderung, ein Beweis daß selten Fremde hinkommen. Wir sahen auch einen Narren, in rothem Gewande und mit einem imaginären Scepter in der Hand, und überzeugten uns von der Verehrung welche der Orientale einem Wesen zollt, dessen Seele nach ihrer poetischen Auffassung bei Gott ist.

Achter Abschnitt.

Berhampore — Moorshedabad — Reise nach Benares.

Am 3. Januar 1847 früh verließ ich Calcutta, um die herrliche Reise ins Innere Indiens, auf die meine Erwartungen hoch gespannt waren, anzutreten; hier trennte ich mich leider von Eugène Delessert, dessen ersprießliche und erwünschte Reisegesellschaft mir seit mehr als einem halben Jahre zur angenehmen Gewohnheit geworden war; er kehrte nach Europa zurück. Auch General von Gagern konnte ich nicht begleiten, da er mit seinem Gefolge schon die Relais für drei Palankins in Anspruch nahm, und ich mußte mich vorerst mit der Hoffnung trösten ihm, wie es auch geschah, öfters zu begegnen. Mein „Dawk," eines der Worte inhaltschwer in Indien, war zunächst nach Berhampore „gelegt," d. h. der Postmeister hatte bis zu diesem Ort Relais von Trägern für die Strecke von 120 englischen Meilen voraus bestellt, und ich hatte eine rasche und ununterbrochene Reise vor mir. Es war ein schöner kühler

Morgen; wohl eine Stunde lang trug man mich durch die winkligen Gassen der schwarzen Stadt, dann gewann ich das Freie und die mir schon bekannte schöne Straße nach Barrackpore; dort setzte ich über den Ganges und mußte einen blinden Passagier, einen half caste oder Farbigen mitnehmen, der ohne Brod, ohne Schuhe und ohne Geld hier am Strom saß und auf die Ueberfahrt eines mitleidigen Reisenden harrte. Das Schicksal sandte mich diesem armen Menschen, denn ich besaß da gerade ein Paar Schuhe die mir zu eng waren, hatte Brod im Vorrath und die Ueberfahrt für ihn ohnehin. Jenseits angelangt erreichte ich in den Nachmittagsstunden Chandernagore, abermals eine kleine französische Colonie, von der ich jedoch nichts zu sehen begehrte als die paar hübschen Landhäuser am Quai des Flusses, an denen man mich vorüber trug. Chandernagore ist wo möglich noch todter als Pondichéry, und obgleich die Engländer seiner Zeit ein Linienschiff weit den Fluß hinaufbrachten um die Stadt zu bombardiren, hat dieselbe doch wohl lange kein Schiff mehr gesehen. Plötzlich hörte ich mich aus einer der Verandahs von einer bekannten Stimme angerufen; es war Freund Delessert der mir diese Ueberraschung bereitete, indem er einige Zeit nach mir im rascheren Wagen weggefahren war. Ohnehin hatte er, selbst nach den leidigen Erfahrungen von Pondichéry, der Versuchung nicht widerstanden auch

diese französische Colonie zu sehen. Er war da in dem Hause eines artigen Mannes, der mich freundlich empfing und über mein Palankinkostüm hinwegsah. Wiederholte Abschiedsscenen sind peinlich, und so drängte ich zur Weiterreise, mußte aber doch zuvor dem freundlichen Franzosen bekennen, daß ich den Morgen all mein Brod an jenen Bettler gegeben und mich an seinem Ueberfluß zu erholen gedenke. Man gab mir mit Lachen, und als ausdrückliche Belohnung für meine mitleidige Handlung ein großes Stück Schinken hinzu, welches somit die eigentliche Moral dieser Episode bildet. Davon lebte ich indeß die zwei Tage, recht zufrieden mich nicht um des Essens willen aufhalten zu müssen. Nun kam ich nach Chinsurah, durch eine Kirche im katholischen Stil kenntlich, und Hoogly, und nun brach die Nacht ein. Ich war von den Vorbereitungen zur Reise sehr ermüdet und schlief vortrefflich in dem bequemen Palankin, den ich mir in Calcutta gekauft hatte; ich passirte mehrere Flüsse, und wurde nur am Ende jeder Station von 10 — 12 englischen. Meilen (somit gleich einer deutschen Poststation) durch die Bitten der Träger um »bukshies,« Trinkgeld, gestört; ein Hindu wäre, was den guten Willen anlangt, im Stande um eines Trinkgelds willen Todte und Esdaile's Magnetisirte zu wecken, geschweige einen bloßen Schläfer. Dafür waren sie aber auch stets pünktlich am Platz und so unermüdlich, daß

ich sie nicht ein einziges Mal anzutreiben brauchte. Eine halbe Rupee für alle 12 Mann, also 3 Kreuzer Jedem, ist das übliche und völlig hinreichende Trinkgeld für die Station.

Die Gegend ist sehr flach und einförmig, wie das ganze eigentliche Bengalen; zahllose Tempelchen und Gräber von Backstein, Baumgruppen, elende Lehmhütten und Heerden von Ziegen und indischem Rindvieh mit dem wunderlichen Buckel hinter den Schultern. Alles war mit Ausnahme schön gelb blühender Senffelder sehr dürr, und der Abglanz der Sonne empfindlich; auch die Vegetation war weniger tropisch, und Moorshedabad ist die nördliche Gränze für die Cocospalme; nun verließ ich auch seit gerade zwei Jahren am 4. Januar die heiße Zone zum Erstenmale wieder, so wie ich damals an demselben Tage von New-Orleans nach Habana abgesegelt war. Ich begnügte mich abermals mein tägliches Mahl im Palankin zu mir zu nehmen, und verließ diesen nur, um von Zeit zu Zeit mit starken Schritten neben her zu gehen und meine Glieder zu recken. Mit Sonnenuntergang erreichte ich die europäischen Niederlassungen von Berhampore und empfahl mich der Gastfreundschaft des Herrn Henry Torrens, Residenten am Hofe des Nuwáb (Nabob) von Moorshedabad.

Ich will nur kurz sagen, daß von allen Familien

deren Güte und Gastfreundschaft ich auf der langen Reise genossen, ich kaum eine mit so lebhaftem Bedauern wieder verlassen habe wie meine liebenswürdigen Gastfreunde in Berhampore. Zudem war Mr. Torrens, ein Mann von großer Erfahrung und Kenntniß Indiens, vertraut mit den Verhältnissen vieler eingeborner Höfe, ein bedeutender Kenner von Landessprache und Landessitte, der beste Führer für das Labyrinth der indischen Welt die sich jetzt vor mir erschließen sollte. Seine Belehrungen waren mir vom höchsten Werthe, und die Offenheit mit welcher er mir hie und da die Mysterien indischer Staatskunst enthüllte, hatte gerade den Erfolg daß ich mich völlig entwaffnet fühlen mußte, wenn ich etwa diesem Systeme ungünstig gesinnt war; diese Offenheit anglo-indischer Gewalthaber ist überhaupt ein allgemeiner Zug in dem Charakter dieser Verwaltung, der mit dem günstigsten Vorurtheil erfüllt, und beiläufig gesagt seinen Gegensatz in dem engherzigen Mißtrauen findet mit welchem in Java der Reisende fortwährend beobachtet wird, vorausgesetzt daß man ihn überhaupt reisen läßt. Ich habe in Indien mehr hohe Staatsbeamte im Innern gesehen als in Java, aber nicht um wie dort meinen Paß visiren zu lassen, sondern um mit dem unbedenklichsten Vertrauen mit aller Kenntniß bereichert zu werden die mir wünschenswerth sein mochte.

Das Erste was Mr. Torrens für mich that, war

das Gesuch beim Nuwab von Bengalen um eine große Staatsaudienz, bei der ich die ganze Pracht eines indischen Hofs zu sehen bekommen sollte; das Gesuch des Residenten und zugleich Vormundes des jungen Fürsten war natürlich Geheiß, und nachdem einige Tage verstrichen waren wurde der 7. Januar bestimmt, an welchem Tage ich mit Torrens nach dem zehn englische Meilen entfernten Moorshedabad, der Residenz des Nuwab fuhr. Hier thront denn der Abkömmling der mächtigen Dynastie, welche im vorigen Jahrhundert die großen Landstriche von Bengalen und Orissa, von Dacca im Osten bis Juggernaut im Südwesten beherrschte, der Erbe des Besitzes auf dessen Trümmern vorzugsweise die jetzige glänzende Herrschaft Englands sich aufgebaut hat. Der leere Titel, ein festgesetztes Einkommen und eine Menge eitler Ehrenrechte sind Alles was dem jetzigen Nuwab übrig bleibt; alle Souveränetätsrechte, Verwaltung und Einfluß sind ihm genommen, und seine Stellung gehört in der That in die Kategorie derer, welche am meisten von ihren Rechten gegen die Engländer eingebüßt haben. Doch dafür sucht er seinen Trost in einem prachtvollen Hofstaat, zu dessen Aufrechterhaltung ihn ein fürstlich und würdig zugemessenes Einkommen von 16 Lac (die stärkste Pension welche England gibt) befähigt, und in der Unterwürfigkeit welche dieser Hofstaat ihm zeigt; so gilt denn

die ganze Erscheinung seines Pompes für ein keineswegs mangelhaftes Muster orientalischer, zunächst mahommedanischer Herrlichkeit.

Wir stiegen in einem Bungalow des Residenten ab, wo uns aus des Nuwabs Küche ein ganz erträgliches Frühstück in europäischer Art aufgetischt wurde, und erwarteten die Zeit wann die tomasha (ein allgemein gebräuchliches Wort für Schauspiele indischer Pracht oder Absonderlichkeit) beginnen sollte. Inzwischen kamen mehrere Besuche und zwar so interessanter Art, daß ich die einzelnen Figuren hier beschreiben will, wie sie Einer nach dem Andern eintraten um dem Residenten ihren Respekt zu bezeigen. Zuerst kam Rajah Sitanath Bahádur, wie alle Geschäftsleute auch an mahommedanischen Höfen ein Hindu, der früher im englischen Dienst als Subalternbeamter verwendet worden war, jetzt eine Art Premierminister des Nuwab; der Bahadur, d. h. Kriegsheld war ein kleines Männchen von weichen Gesichtszügen, gekleidet in einen weißmuslinenen Frauenunterrock und einen Cashmereshawl umgeschlagen; es war ein umgänglicher kleiner Mann, der auch englisch sprach. Sein Nebenmann war ein alter Muselmann, ein Poet und der magister morum an dem kleinen Hofe; eine kräftige hohe Gestalt mit feurigen Augen und kühn geschnittenen Zügen, so daß es mir schwer wurde den Achtziger in ihm zu erkennen; seinen grauen

Bart ausgenommen, den er schwarz gefärbt hatte, war in der That seine Erscheinung so jugendlich wie sie nur die ewige Jugendfrische des Dichters hervorbringen kann. Unwillkürlich erinnerte er mich an Goethe, wie er im hohen Alter gewesen sein mag. Neben diesem eine andre Figur, ein mahommedanischer Fakir der der Welt entsagt, sich durch die Pilgerfahrt nach Mecca den Beinamen Hadji erworben, und jetzt, obgleich er für sich selbst keine Geschäfte mehr hatte, die Angelegenheiten einer der Begum's oder Prinzessinnen führte. Ich erkannte, um verbindlich zu sein, dem alten Hadji die Palme im Reisefach zu, indem ich das Verdienst seiner Pilgerreise meiner Irrfahrt voransetzte; denn meine Reise von der ihnen Torrens sagte, gab zu großer Verwunderung Anlaß, und die alten Graubärte lobten die Beharrlichkeit eines jungen Mannes, der die Behaglichkeit der Heimath mit den Mühseligkeiten einer belehrenden Reise vertauscht habe. Herzlich wenig Verdienst, aber freilich eher noch vom Standpunkt muselmännischer Sitte. Der Vierte endlich war ein alter Arzt, ein Hakim am Hofe des Nuwab, hochgeehrt wegen seiner Geschicklichkeit, aber zerfallen mit seinem Berufe; denn als es ihm unmöglich war das Leben des eignen Sohnes in einer schweren Krankheit zu retten, sagte er mit mahommedanischer Resignation: „Es gibt nur Einen Herrn über Leben und Tod!" und entsagte der Ausübung seiner

Kunst. Als ich diese vier Männer betrachtete mußte ich den jungen Nuwab glücklich preisen, dem solche Stützen rathend und wohlwollend zur Seite standen; sie waren denn wirklich recht günstige und interessante Beispiele der achtbarsten Klasse von Eingebornen, sämmtlich hochstehend und gebildet, Männer von Charakter und Erfahrung, traten sie dem Europäer weit näher als der geldgierige Babu von Calcutta oder irgend ein verweichlichter Prinz des Orients.

Um Mittag kam ein Bote, ankündigend daß der Nuwab sich erhoben habe um sich in feierlichem Aufzuge aus seinem Harem nach dem Palast zu begeben; so bestiegen denn auch wir bereitgehaltene Tragsessel um zum Palast zu gelangen, der freilich nur ein paar Schritt entfernt war; der Resident wurde, sowie er die Halle betrat, mit »God save the Queen« feierlich empfangen, und wir eilten an ein Fenster um den Aufzug des Nuwab beschauen zu können. Artillerie und Kameele mit schönen Purpurdecken waren an dem Fuß des Gebäudes aufgestellt, der eigentliche Zug aber bewegte sich langsam heran: voraus die Reitpferde des Nuwab, reich geschmückt und von Dienern geführt, dann europäische Musik und ein Trupp Sepoy's, d. i. europäisch gekleidete und disciplinirte Soldaten, ihnen folgten roth gekleidete Schützen mit Luntenflinten, ihre Gewehre in rothen Futteralen steckend, dann eine Anzahl von

Tragsesseln und Palankins, alle sehr kostbar und glänzend; hierauf folgte eine Bande indischer Musik, deren Mißtöne die europäischen Musiker überschrieen, und nun erschien in einem Palankin der Nuwab, umgeben von Sonnenschirm- und Stabträgern und einer Schaar von Höflingen. Hinter ihm kamen seine Elephanten, von denen die vier ersten prachtvolle Thiere waren, wohl 11—12 Fuß hoch, mit großen silberverzierten Stoßzähnen und den Kopf hoch tragend, eine für einen Prunk-Elephanten unerläßliche Eigenschaft, die dem Thier mit Mühe beigebracht wird; lange Purpurdecken mit Gold gestickt streiften bis auf die Erde, und die Howdah's oder Sitze strahlten von Gold oder Silber. Eine Schaar von etwa fünfzig Elephanten folgte paarweise, weniger prachtvoll ausgeschmückt; es waren einige gar hübsche junge Thiere dabei. Nun folgte der Troß, Ochsen zum Tragen von Gepäck, Karren mit Falken und Jagdleoparden, und wieder Soldaten, mit denen der ganze wohl eine Viertelstunde lange glänzende Zug schloß. Als der Nuwab die Treppe erstiegen, begrüßte ihn die in der Halle aufgestellte Musik, auf welches Zeichen wir ihm entgegen gingen: der Resident gab dem Nuwab den Arm nach der auch in Java üblichen Etikette, und das ganze Gefolge begab sich nach dem Audienzsaal, an dessen oberem Ende wir Platz nahmen, der Nuwab auf einem Lehnsessel in der Mitte, der

Resident rechts, ich links, und neben mir Mr. Cooper, der Erzieher des Nuwab. Seine Hoheit der Nuwab Nazim* Mansur Ali Feridun Jah war ein junger Mann von 17—18 Jahren, von sehr angenehmer Gesichtsbildung und hellem olivenfarbenem Teint; seine Augen verriethen sowohl Gutherzigkeit als Intelligenz, und er hätte für ein Muster von Schönheit gelten können, wäre nicht seine Unterlippe in Folge des häßlichen Betelkauens hängend, eine Unzier die ihn sehr entstellte. Klein von Statur hatte er jedoch mehr Männliches als man bei seinem Alter erwarten durfte. Sein Anzug war prachtvoll und sehr guten Geschmacks; den Oberkörper umhüllte ein köstlicher Cashmereshawl, ein langer Unterrock von Silberstoff, goldgestickte Pantoffeln und ein Zobelmützchen mit Goldstoff und einer Aigrette machten sein Kostüm aus, dessen Pracht jedoch hauptsächlich in den Juwelen bestand mit denen er wahrhaft bedeckt war. Eine kostbare Agraffe von Diamanten, Halsbänder und Bracelets von Perlen und Smaragden, die Finger voll von Ringen, vor Allem aber ein Halsschmuck von ungeheuern Smaragden; man konnte ihn, wie er da thronte, wohl auf 2—3 Lac schätzen. Nur wenige Eingeborne

* Nuwab Stellvertreter, Nazim Ordner; Nuwab und Begum (Prinzessin) sind mahommedanische Titel, denen an Hindu-Höfen Rajah oder Maharajah (großer Rajah) und Ranee entsprechen.

hohen Ranges durften bei diesem Durbar (Cour) sitzen; ihre Kleidung war einfacher, aber geschmackvoll und durch die herrlichen Shawls gehoben. Die große Masse der Hoffähigen stand im Hintergrund, hinter den Säulenreihen welche den Audienzsaal tragen, während das Heiligthum des innern Saals von Leibgarde, Trabanten mit Silber- und Goldstäben und den leidigen Eunuchen umgeben war, welch letztere hinter uns Platz genommen hatten, zwei derselben mit Pfauenschweifen in Silber gefaßt, einer Mogul-Auszeichnung dieser Herrscherfamilie. Während der Audienz spielte die europäische Bande außerhalb, und im Saale traten abwechselnd Sänger welche die persischen Lieder des Hafis recitirten, Musikanten und Possenreißer auf; die Etikette will indeß daß man diesen Vorstellungen keine Aufmerksamkeit schenkt.* Vor dem Nuwab stand eine vergoldete Schüssel auf hohem Fuß, wenn etwa Jemand käme Tribut zu überreichen. Die Unterhaltung wurde in vornehm leiser Sprache geführt; Seine Hoheit machte der sorgfältigen Erziehung die man ihm gegeben, alle Ehre, sein Englisch war geläufig und rein, und er wußte recht gut ein Gespräch zu leiten. Inzwischen brachte man die Säbel und Dolche des

* . . . . δοιὼ δὲ κυβιστητῆρε κατ' αὐτοὺς
μολπῆς ἐξάρχοντος ἐδίνευον κατὰ μέσσον.

Die Stelle macht den Eindruck, namentlich durch das Imperfektum, als hätten bei den homerischen Mahlen die Gaukler auch nur so ihre Purzelbäume geschlagen, ohne daß man viel auf sie achtete.

Nuwab herbei, alle prachtvoll verziert und von Juwelen strahlend: eine Waffe wurde auf 1 Lac allein geschätzt. So verging eine halbe Stunde, da denn der Nuwab ein Zeichen gab worauf die Abschiedsceremonie begann: er hing Jedem von uns eine Ehrenkette von Silbertressen und eine Guirlande wohlriechender Blumen um den Hals, steckte uns eine Zierrath von ähnlichem Machwerk in die Hand und besprengte unsere Schnupftücher eigenhändig mit Sandelöl; diese Ceremonien sind unerläßlich und ich war darauf vorbereitet, desto mehr erstaunte ich aber als er einen Ring mit einem werthvollen Tafelstein oder flachen Diamant vom Finger zog, und mir denselben überreichte; an Verweigern des etwas zu kostbaren Geschenks war natürlich nicht zu denken. Darauf gab man sich die Hand, und der Nuwab entfernte sich am Arm des Residenten, während ich zurückblieb um mit Mr. Cooper den Palast zu besehen. So lange wir in diesem verweilten, mußte ich natürlich die neue und seltsame Decoration, welche auf dem prosaischen schwarzen Frack sich doppelt sonderbar ausnehmen mußte, anbehalten, aber eilig streifte ich die Blumenguirlande ab die einen unerträglich starken Wohlgeruch verbreitete.

Der Palast gilt für das schönste Gebäude Indiens, ist von Engländern im classischen Stil erbaut, und von besserem Geschmack wenn auch weniger imponirend als Government House in Calcutta. Die Räume sind

fürstlich, im besten Geschmack möblirt, aber eben deßhalb mehr dem Bedürfniß einer europäischen Hofhaltung als dem eines mahommedanischen Fürsten angemessen; darum findet der Nuwab das schöne und kostspielige Gebäude unbrauchbar, es fehlt an Räumen für das Weibervolk, und so bewohnt er lieber ein unscheinbares Haus mit diesem; so gut seine eigene Erziehung sein mag, so ist doch der Charakter der orientalischen Weiber nicht vereinbar mit Ordnung, Reinlichkeit und Geschmack; hatten sie ihm doch neulich an einem einzigen Abend, den er mit seinem Harem, Weibern und Eunuchen im Palast zubrachte, die Räume so zugerichtet, daß es am nächsten Tage einer Bande von hundert Coolies bedurfte um Alles wieder zu reinigen und in Ordnung zu bringen. Auch die Lage ist unglücklich gewählt: das Gebäude beherrscht zwar eine schöne Aussicht am Ufer des Hoogly, aber die Hütten der Einwohner sind in unanständiger Nähe; dies Alles fällt den Leuten zur Last welche für den Vater des Nuwab diesen Bau, der beiläufig gesagt ansehnliche Reservesummen verschlang, aufgeführt haben.

Moorshedabad soll nicht weniger als 300,000 Einwohner zählen; die Stadt ist eng und schmutzig, wie alle schwarzen Städte, und obendrein ungesund. Von Merkwürdigkeiten sahen wir nur einige Etablissements des Nuwab, namentlich einen prachtvollen, noch nicht vollendeten Stall für 180 Pferde, von seinen Vormündern

aufgeführt; sodann eine Halle in der alljährlich das Fest des Moharrem begangen wird, eine Trauerfeier zum Andenken der Imaum's Hassan und Hossein, der Söhne Ali's, welche in der verhängnißvollen Schlacht von Kurbelah Kalifat und Leben verloren; die Sekte der Shea oder Schiiten, welche die Legitimität Ali's und seiner Sprößlinge verficht, feiert alljährlich das Andenken dieser Opfer mit all der Leidenschaftlichkeit und Innigkeit welche das religiöse Gefühl des Mahommedaners charakterisirt, und es kommt nur zu häufig vor daß sie in ihrem leidenschaftlichen Schmerz mit allen Andersdenkenden, Hindus und namentlich den verhaßten Sunniten, wo sie diesen begegnen, blutige Händel anfangen. So ist denn auch die Abneigung der zwei Sekten unter einander so groß, daß ihnen „die Leute des Buchs", die Christen lieber sind als die Ketzer des eignen Glaubens. Das Fest dessen Aufzüge ich noch in den Straßen Calcutta's gesehen, war eben vorüber, und wir sahen noch die Ueberreste eines auf abendliche Illumination berechneten Glanzes, der nach Torrens Beschreibung feenhaft gewesen sein mußte. Spuren dieser Feier, bei der es trotz allen Schmerzes hoch hergeht, waren aber auch auf dem Gesicht des schönen jungen Nuwab zu lesen, und sein Vormund bedauerte daß der junge Herr sich in Folge allzuvielen Feierns in diesen Tagen nicht so vortheilhaft ausgenommen habe als wohl sonst.

Erwähnenswerth ist eine Anstalt, in welcher sechzehn junge Verwandte des Nuwab auf Kosten des Familienhauptes unterhalten und in den Elementen aller guten und schönen Wissenschaften unterrichtet werden; die jungen Prinzchen zeigten alle ein sehr gutes Benehmen, ihre Schreibbücher waren reinlich gehalten, und ich machte von Neuem die Bemerkung daß alle außereuropäischen Nationen, von den Wilden in Guiana an, entschiedenes Talent zum Schönschreiben haben. Auf die Elemente freilich schien sich die Erziehung zu beschränken; die Bibliothek war in einem Nebenzimmer des Billards, und letzteres anscheinend mehr strapazirt als die Bücher. Bei alledem ist diese Anstalt eine große Wohlthat für diese Nachgebornen und von wesentlichem Interesse für den Nuwab selbst, da seine Familienehre auf diese Weise auch in den entfernteren Sprößlingen aufrecht erhalten werden kann, während sonst zahlreiche Verwandte meist die Schmach und das Unglück einer orientalischen vornehmen Familie ausmachen. Freilich wird es immer schwer sein diese jüngeren Söhne zu überzeugen, daß es ehrenvoller ist durch eigne Anstrengung eine Stellung und Unterhalt zu gewinnen, statt in vornehmem Nichtsthun dem Nuwab zur Last zu fallen.

Alle solche dem Orientalen von Haus aus fremde Anschauungen, besonders auch die von richtiger Verwaltung und Verwendung eines schön geordneten

Vermögens, finden in diesem Falle wohl einen ungewöhnlich günstigen Boden, da der Hof von Moorshedabad dem Machtbesitz und der Hoffnung auf Wiedergewinn der Unabhängigkeit seit hinreichend langer Zeit entwöhnt ist, da mit der englischen Erziehung das Verständniß europäischer Anschauungen dem jungen Nuwab eröffnet ist, und da die glücklich gewählte Umgebung ihre Erziehungsaufgabe im rechten Lichte aufgefaßt hat. Aber wie schwer ist die Leitung eines jungen Fürsten, der neben den ernsten Studien mit seinem Erzieher und neben der Wahrnehmung seiner Vermögensverwaltung den Rest des Tages mit Weibern, Eunuchen und intriguanten Höflingen zubringt, welche Ordnung weder verstehen noch dieselbe in ihrem Interesse finden mögen. Inzwischen rühmte man die Neigung des jungen Mannes zu ritterlichen Uebungen und seinen Eifer zu lernen, wiewohl der Hofmeister einigermaaßen betroffen war, als sein Zögling bei der Geburt seines ersten Sohnes sich eine geräumige Ferienzeit zur Erholung ausbat.

Indem der Nuwab mich als Gast an seinem Hofe beschenkte, folgte er der angebornen Neigung des Orientalen, dem es peinlich ist sich mit leeren Händen zu zeigen, und der namentlich dem Europäer stets mit Geschenken, sei es ein Körbchen mit Bananen oder kostbare Juwelen, Waffen, Pferde, entgegen kommen möchte. Die Reichthümer dieser Fürsten haben solche Geschenke

oft sehr kostbar gemacht, und die Möglichkeit des bedenklichsten Mißbrauches bei dem ränkevollen Charakter indischer Fürsten rechtfertigt das Verbot für Beamte der Compagnie, dergleichen anzunehmen. Wenn schon an sich dieses Verbot die Anschauungen des Orientalen sehr verletzt, so hätte man die cynische Anordnung wohl unterlassen können, daß wenn bei gewissen öffentlichen Anläßen doch Geschenke angenommen werden müssen, dieselben nicht nur abgeliefert sondern öffentlich zum Vortheil der Regierung versteigert werden. Cynismus liegt übrigens im System der Engländer in Indien, und ist als Reaction gegen die Weichlichkeit und Prunksucht der Orientalen fast natürlich.

Wir kehrten denselben Abend nach Berhampore zurück, wo ich Gelegenheit hatte bei einem Diner das mein Gastfreund gab, einen großen Theil der ziemlich zahlreichen Gesellschaft des Orts kennen zu lernen. Früher war es eine große Station für europäische Truppen, aber es erwies sich so ungesund, indem ein Regiment in neun Monaten 300 Mann und 13 Officiere verlor, daß die schönen Kasernen nun gänzlich leer stehen. Die ostindische Compagnie hat einige wenige europäische Regimenter, bedient sich aber außerdem der königlichen Regimenter, welche ihr, natürlich gegen Uebernahme der Kosten und Besoldung, geliehen werden, meist zu zwanzigjähriger Dienstzeit in Indien. Diese weißen Soldaten

werden sehr sorgfältig behandelt, namentlich der Sonne nicht ausgesetzt; für jeden Cavalleriegemeinen wird ein Syce oder Pferdeknecht gestellt, welchen zur Hälfte der Mann, zur Hälfte die Regierung besoldet; außerdem sucht man den Leuten das Leben so angenehm als möglich zu machen, und begünstigt das Heirathen mit weißen Frauen, indem für die Frau und jedes Kind eine kleine Zulage gegeben wird; solche Weibertransporte ums Cap der guten Hoffnung werden von den Officieren welche sie zu führen haben, als sehr beschwerlich bezeichnet, und die meisten meinen daß es leichter sei eines schlimmen Regiments Herr zu werden, als einer Amazonencompagnie von hundert Weibern. Wenn ein weißes Regiment zum aktiven Dienst geführt wird, so pflegt die Aussicht auf bevorstehende Lücken die Unverheiratheten zu bedingten Heirathsanträgen an die eventuellen Wittwen zu verführen, da der Vortheil eines solchen Haushaltes so groß ist; je gefährlicher der Feldzug desto größer der Andrang, und man erzählte mir, daß besonders schöne oder brave Frauen ihre Abonnentenliste bis auf vier oder fünf Namen gebracht hätten.

Daß jene Kasernen von Berhampore zum Gebrauch der Sepoy-Regimenter verwendet werden könnten, verhindert das Vorurtheil, welches dem Hindu verbietet mit einem Genossen niederer Kaste oder einem Mahommedaner zusammen zu wohnen oder gar aus

demselben Kessel zu essen. Die bedächtige Vorsicht welche die Engländer gegenüber dem festgeschlossenen Kastenwesen zu beobachten genöthigt sind, führt denn hier zu den wunderlichsten Abnormitäten, welche jedoch, weil sie wie alles Englische rationell und praktisch sind, einen vollkommen guten Fortgang haben, und der Regierung die tadellos treuen Dienste von Mannschaften sichern die sie weder zu entbehren noch zu ersetzen vermöchte. Die eingebornen Truppen campiren in den sogenannten Lines und haben je vier oder sechs eine kleine Bambushütte für sich, in der sich die Genossen derselben Kastenabtheilung zusammenfinden; der Officier vermeidet es ohne dringende Veranlassung diese Räume zu betreten, namentlich sie beim Essen zu stören oder zu beobachten. Die Mahommedaner sind nicht einmal in besondre Compagnien getheilt und sondern sich auf eigne Hand ab. Schattige Alleen von Banianenbäumen bezeichnen meist diese Lager, in welchen alle militärische Ordnung herrscht; vor jeder Hüttenreihe steht ein Gewehrmagazin, die Bewaffnung der Compagnie enthaltend, und an den Enden des Ganzen die Bungalows der europäischen Unterofficiere. Die kriegerische Rajpoot-Kaste ist besonders vertreten, und überhaupt sind die Leute meist von hoher Kaste; die Rajpoots erkennt man an einem Korallenhalsband das sie selbst im Dienste tragen. Die Engländer haben für gut gefunden die europäische Soldatentracht

bei diesen Regimentern einzuführen, und sie gewinnen dabei vielleicht an Disciplin, was sie durch Aufzwängen einer unbehaglichen Tracht an der Brauchbarkeit und Gewandtheit der Mannschaft doch wohl verlieren. Nur den Rekruten werden anfangs die engen Tuchhosen erlassen, und diese sieht man im rothen Rock mit Czako und Muskete, aber als wahre Sansculottes exerciren, was sich sehr komisch ausnimmt; früher war diese Tracht allgemein. Am meisten Händel verursacht das Vorurtheil gegen Rindsleder, und die Sepoys tragen einen so häßlichen als unpraktischen blechernen Topf als Kopfbedeckung, weil sie sich zwar entschließen das Leder des heiligen Thieres an den Füßen, nimmermehr aber auf dem Kopfe zu tragen. Uebrigens nehmen nach dem Urtheil alter Officiere diese Vorurtheile nach und nach sehr ab; im Kriege thut der Sepoy ohnehin im Nothfall Alles, ißt selbst Fleisch, ja Kuhfleisch, und läßt sich hernach von seinem Braminen wieder reinigen. Sie sind treu und verläßig, aber es ist werthvoll wenn europäische Truppen den Angriff führen, und unerläßlich daß ihnen der Officier im Gefecht vorangehe, und daraus erklärt sich der schwere Verlust an Officieren in den letzten Kriegen im Punjab. Sie haben auch eine Anzahl eingeborner Subalternofficiere. Einen geliebten Officier zu ehren den sie als ihren „Vater" erkennen, entschließen sie sich wohl selbst dessen Leiche zu Grabe zu tragen,

wiewohl sie sich damit besudeln über alle Möglichkeit der Sühne hinaus. Unvergleichlich ist der Sepoy als Artillerist, da er sein Geschütz anbetet, es mit Blumen bekränzt und sich auf ihm in Stücken hauen läßt, und aus diesem Grunde war die Artillerie Runjeet Singh's in jenen letzten Schlachten so furchtbar. In Bengalen ist das Verhältniß das bedenklichste, weil die Menge Europäer von allen Klassen und Charakteren erfahrungsmäßig die Achtung schwächt, welche die exclusiv gute europäische Gesellschaft im Innern einflößen muß.

So wie das Heer, so erfordert auch die tägliche Umgebung des Europäers, die Bedientenwelt, eine ganz eigenthümliche Behandlung um der Kastenvorurtheile willen. Hier in Torrens Hause übersah ich zum Erstenmal ein solches Etablissement, und troß der wichtigen Stellung des Herrn erschienen mir vierzig Dienstboten für eine Familie die mit Einschluß eines dreijährigen Kindes aus drei Personen bestand, etwas viel; der Maaßstab ist jedoch der allgemeine, und unumgänglich nöthig durch die gebotene Theilung der Arbeit. Der Hindu kann unmöglich einen Teller reinigen oder nur berühren, auf dem einmal Rindfleisch gelegen hat, und zum Aufwarten bei Tafel gehören also Mahommedaner. Der Kammerdiener ist so weit gut, aber rindslederne Stiefel kann er unmöglich reinigen, also bedarf es noch eines vorurtheilsfreien Subjekts das weder diese noch

andre unreine Arbeit zu thun verschmäht, und mit Hunden, wenn solche im Hause gehalten werden, gibt sich weder ein ordentlicher Hindu noch ein Mahommedaner ab, sondern ein ganz verachteter Pariah muß dazu gehalten werden; für jedes Pferd gehört ein Knecht und zwei Grasschneider; außer dem religiösen Vorurtheil kommt nun auch noch ein falsches Ehrgefühl hinzu, das dem Hausdiener verbietet ein Paket von einigem Umfang zu tragen; die Chuprassees sind ohnehin nur vorhanden um mit silbernen Stäben an den Thüren und auf den Wägen der Vornehmen Parade zu machen; ein andrer ist nur zum Wassertragen da, und der Schneider, den man im Hause hält, sowie der Wäscher ohnehin nur zu ihrem besondern Geschäft; wer die Hookah oder Wasserpfeife raucht bedarf dazu eines eignen Pfeifenstopfers, und nun kommt erst der ganze weibliche Troß, so daß die vierzig Personen in einem anständigen Haushalt bald voll sind. In einer zahlreichen Familie hat jeder Erwachsene seinen Kammerdiener, respective Zofe und einen eignen Aufwärter bei Tisch; auf meiner Palankinreise, wo ich unmöglich Leute mitnehmen konnte, ließ man mich in den gastfreisten Häusern nicht selten Hunger leiden, weil es keinem der zahlreichen Aufwärter der Familie einfällt für den Gast bei Tische zu sorgen. In Calcutta hatte ich ein solches Individuum, das mich zu allen Diners nach Landesart begleitete; dort hatte ich

außerdem einen Kammerdiener und drei Leute für ein Pferd, also fünf Diener, natürlich ganz abgesehen von den vielerlei Diensten die durch die andern Leute meines Gastfreunds für mich versehen wurden. Will ein Europäer sich behelfen, etwa auf der Reise, so wird er bald die völlige Gleichgültigkeit der Leute gegen Alles gewahr was nicht ursprünglich ihres Amtes ist, und bis jetzt ist es noch nicht gelungen die Vorurtheilfreiheit der Bedienten von Madras nach Bengalen zu verpflanzen. Jedenfalls sind diese Horden billig zu ernähren; sie bekommen 4—8 Rupees monatlich und leben davon man weiß nicht wie, und sind obendrein stets reinlich gekleidet: der Herr gibt meist nur Turban und Gürtel mit seinen Wappenfarben. Die Tracht ist allgemein weiß, nur die Bedienten im Government House tragen schöne rothe Livreen mit Gold, jedoch im nationellen Schnitt. Kein Hindubedienter in Nordindien spricht auch nur ein Wort Englisch.

Obgleich der Hindu sich Alles, auch wohl Schläge gefallen läßt, werden die Leute in anständigen Häusern sehr milde behandelt; daneben ist man sehr rücksichtsvoll gegen ihre Vorurtheile, vermeidet sie beim Essen zu stören, und viele Europäer ersparen sogar ihren mahommedanischen Tafeldienern den anstößigen Anblick des Schinkenessens, und behelfen sich mit dem sehr wohlschmeckenden geräucherten Höcker des indischen Rindviehs.

Wie weit aber das Vorurtheil geht erweist sich am stärksten in dem Contrast, daß in Calcutta zahlreiche Arme verhungern, während der Abhub von den Tafeln der reichen Europäer täglich in den Ganges geworfen wird, weil ihn Niemand mag.

Das kleine Kind im Torrens'schen Hause hatte ein Gefolge von sechs Personen, unter denen allerdings drei Freiwillige aus alter Anhänglichkeit und um gelegentlicher Vortheile willen sich angeschlossen hatten. Kinder sieht man in Indien meist auf den Armen eines alten graubärtigen Hindu,* und diese Leute gelten für die geduldigsten, treusten Wärter, die dem Kleinen nur das sanfteste Gesicht zeigen. Die älteren Kinder der Familie waren in Europa, und das ist die traurigste Seite des indischen Lebens, was so vielen Glanz verdunkelt, daß alle Eltern sich entschließen müssen noch im zarten Alter ihre liebsten Schätze einem Klima zu entziehen, das ein für allemal sich verderblich für europäische Kinder erwiesen hat. Dieser klimatische Einfluß ist eine Anomalie gegen andere heiße Länder, wo die creolischen Abkommen zwar degeneriren, aber nicht an Gesundheit und Leben gefährdet sind.

Während es bei diesem Aufenthalt so vieles zu sehen und zu beobachten gab, hatte mein liebenswürdiger

* Graue Haare sind bei den Hindus so häufig als bei den Negern selten, vielleicht wegen der Extreme des Klimas.

Wirth mir einen Schatz von Erinnerungen aus seiner dienstlichen Laufbahn mitzutheilen. Sprachkenntniß, besonders die des Persischen, welches das diplomatische Französisch in ganz Indien ist, lohnt sich in diesem Dienste mit den interessantesten Aufträgen, und Mr. Torrens hatte z. B. mit dem alten Maharajah Runjeet Singh von Lahore Begegnungen gehabt, die wie jedes Zusammentreffen mit einem wahrhaft bedeutenden Mann, eine Gunst des Schicksals genannt zu werden verdienten. Einäugig, unansehnlich und von niederer Herkunft war Runjeet Singh ein geborner Herrscher, und Torrens hatte mit angesehen wie er mit einem Blick, mit einer Handbewegung seine Befehle zur Lenkung ganzer Truppenkörper zu geben wußte.

Am 9. Januar Abends mußte geschieden sein; ein großes Ziel lag vor mir, die urheilige Stadt Benares, und die Entfernung von 374 englischen Meilen gedachte ich in fünf Tagen ununterbrochen zurückzulegen; es war ein Versuch, da Einige dies lange Palankinreisen vollkommen gut, Andre gar nicht ertragen. Mir glückte es vollständig, und ich kannte daneben schon durch eigne Erfahrung wie durch vielfache Erzählung das vollkommen Gefahrlose und Bequeme einer so langen und einsamen Reise; ein Wunder aber bleibt es immer, daß man in einem heidnischen, übervölkerten und armen Lande, der Sprache unkundig und auf Gnade und

Ungnade den Leuten preisgegeben, eine solche Strecke zurückgelegt ohne Unfall oder Mangel, ohne Aerger, ohne Erpressung, Diebstahl, Raub, Mord und Todtschlag; nichts liegt näher als alles das und nichts ist ungewöhnlicher ja unerhörter. Der Neuling denkt bei einer solchen Reise durch Indien wohl am Ersten an die Gefahren der Thugs oder Phansegars, aber man erfährt daß diese furchtbare Räubersekte, sofern sie überhaupt nach den über sie ergangenen Verfolgungen noch existirt, aus Grundsatz nie einen Europäer ermordet hat; die Besorgniß daß der Europäer sich zur Wehre setze, was sie um jeden Preis bei ihren Opfern vermeiden, sowie die Furcht vor dem Aufsehen das dessen Verschwinden erregen müßte, sollen die Gründe davon sein. Ich enthalte mich aller Erzählungen über diese oft beschriebene Sekte, citire aber als Beleg für die ungemeine Vorsicht mit der dieselbe ihr Treiben im Dunkeln zu erhalten wußte, die Thatsache daß im Jahre 1817 ein Distriktsbeamter der Compagnie die auftauchenden Gerüchte für ein Phantom erklärte, während es sich später erwies daß gerade in jener Zeit die Thugs in Banden von 300 eben seinen Distrikt durchzogen.

Meine Reise führte mich, nachdem ich alsbald bei Berhampore über den Hoogly gesetzt, durch die Ebenen von Bengalen und Bahar, und die Landschoft bot wenig Ansprechendes: dieselbe verstaubte, sonnenverbrannte Ebene,

dieselbe öde, endlose Heerstraße, auf der die Träger in Staub und Hitze ihre Last hinschleppen; Gras- oder Stoppelfelder, einzelne kahle Fächerpalmen sind die einzigen Spuren von Vegetation, und von Zeit zu Zeit kommt man an ein Flußbett, weit und breit versandet und in dieser Zeit des Jahrs nur ein schmales Wässerchen enthaltend, desto furchtbarer in der Regenzeit, wie die hohen und soliden Brücken bezeugen. Hügelland traf ich erst an den nächsten Tagen. Selten daß man einem europäischen Reisenden begegnet, desto öfter trifft man auf eingeborne Reisende, oft ganze Züge von Wanderern, deren Gepäck auf Elephanten, Kameele, Büffelwagen geladen ist, während sie selbst auf Pferden oder Kameelen einherziehen; da sieht man die buntesten Gestalten und Kleider, Waffen und Ausrüstung, verhüllte Sänften der Frauen, und fühlt sich glücklich ein Land erreicht zu haben wo jeder Blick auf Anziehendes und Neues fällt. Die Träger erschienen nun weit kräftiger als die zarten und weichlichen Bengali's; ich beobachtete oft diese unermüdlichen und genügsamen Menschen, mit denen ich auch hier wieder höchst zufrieden war. Eine andere Bemerkung war, wie jeder Hindu unterwegs sorgsam seine Lota oder Trinkgefäß mit sich führt, um nicht in Gefahr zu kommen aus einem unreinen Gefäße zu trinken; das ist aber doch eine absurde Religion, sagt man sich, die Jeden zwingt einen messingenen Topf bei sich zu

tragen. Oft begegnet man langen Zügen von Kameelen, zuweilen trifft man auf das Lager eines Regiments, das in langsamen Märschen von 10—12 englischen Meilen täglich von einer Garnison zur andern zieht, umgeben und gefolgt von zahllosem Troß, Dienern, Elephanten, Karren und europäischen Fuhrwerken, in denen die Damen der Officiere mitziehen. Diese Reiseart mit vollem Troß wird auch von vielen einzelnen Europäern beliebt, und man entschädigt sich für das langsame Vorwärtskommen durch die reichliche Gelegenheit die Landessitte kennen zu lernen, auch wohl zu jagen; man übernachtet im Zelt und legt die Tagereise des Gefolges in den Morgenstunden zu Wagen oder Pferd zurück, und wer wohl eingerichtet ist hat bereits am vergangenen Abend ein zweites Zelt mit allem Erforderlichen zum nächsten Haltplatz vorausgeschickt.

So empfindlich kühl die Nacht ist, so drückend wird die Hitze in der Mittagszeit, und dann rastet ein vorsichtiger Reisender eine bis zwei Stunden, erquickt sich durch ein Bad und nimmt ein kärgliches Mahl ein, das der im Bungalow stationirte Koch schlecht und recht zubereitet; eingemachte und hermetisch verschlossene Speisen, namentlich Gallerte zu Bouillon, die man mit sich führt, unterbrechen die Einförmigkeit von Huhn und Reis. Auf einem solchen Haltplatz, an einem Ort Baree,

traf ich recht unerwartet zwei legitimistische Edelleute, die Grafen Nicolay und Blacas, mit denen ich schon seit Singapore öfters zusammengekommen und zusammen gereist war. Zur Feier dieser Begegnung bereiteten wir ein Festmahl von dem Besten was unsere Vorrathskammern enthielten, und lachten sehr daß wir uns jetzt schon in Baree (Paris) wiedergetroffen. Baree liegt übrigens an der Sone, einem Strom dessen weites Kiesbett seine reißende Gewalt in der nassen Jahreszeit verräth; er wird als einer der Flüsse bezeichnet, die den damals auftauchenden Eisenbahnprojekten Schwierigkeiten in Aussicht stellten von denen ein europäischer Ingenieur keine Ahnung habe, und deren Ueberwindung keineswegs gesichert sei. Wir reisten einen Tag mit einander, und dann blieben die beiden Herren in ihren zu schwer beladenen Palankins zurück; ich aber, jeden Tag im Durchschnitt nicht über eine Stunde rastend und meine Erholung in einem kurzen Spaziergang Morgens und Abends neben dem Palankin findend, erreichte am 14. Nachmittags, nach einer 115stündigen Reise die Ufer des hochheiligen Ganges gegenüber Benares, dessen emporstrebende Gebäude und Tempel auf dem hohen linken Flußufer sich plötzlich in einem höchst überraschenden Gesammtbilde darstellten, als ich aus einem Hain von Mangobäumen hervorkommend das Ufer erreichte. Schon auf der letzten Hälfte des Weges hatte ich bemerkt wie

die Größe und Menge der Hindutempel zunahm, je mehr ich mich dem alten Mittelpunkte des Braminismus näherte; nun sah ich eine Stadt von Tempeln und Palästen vor mir, die mich mit Staunen erfüllte und jede Erwartung übertraf. Das ist eben der herrliche Vorzug von Indien, daß es die Erwartungen des Reisenden, und seien sie durch prunkende Beschreibungen noch so hoch gespannt, nicht täuscht, und Schritt für Schritt neu, originell und einzig in seiner Art ist. Es war eine nicht unnatürliche Introduktion für Benares, daß wir bei der Ueberfahrt über den heiligen Strom mehreren Leichnamen vorüberschwammen; sie sind das beschiedene Theil des Ganges so lange er dem Hindu das höchste Heiligthum ist, und so lange es ein untrügliches Mittel zur Seligkeit ist den Tod oder doch die Bestattung in seinen Fluthen zu finden.

Ich landete am Fuß einer der Straßen die zum Fluß führen, aber es nahm mir noch eine volle Stunde, ehe ich Secrole, die Vorstadt wo die Europäer wohnen, erreichte. Dort öffnete sich mir das gastfreie Haus des Major Carpenter, politischen Agenten der Regierung und mit der Regelung der Verhältnisse der vielen hier ansässigen einheimischen Fürsten betraut. Das Haus war voll von Besuchern, und man bedauerte nur mich in ein Zelt logiren zu müssen, eine Auskunft die schon der Neuheit halber mir das größte Vergnügen bereitete.

Auf dieses Mittel ist die unbegrenzte Gastfreiheit der Anglo-Indier gerathen; ist das Haus voll, so schlägt man für ein halb Dutzend neuer Gäste Zelte auf, Niemand ist genirt und darum Jedermann behaglich. Und hier sollte ich denn diese unvergleichliche Gastfreundschaft wieder in vollem Maaße genießen.

Neunter Abschnitt.

Benares — Allahabad — Agra — Delhi.

Die heilige Stadt Kassi oder Benares ist dem Himmel um 80,000, oder wie Uebertreiber sagen gar um 300,000 Stufen näher als irgend ein Ort der Welt, in ihrem Bereich zu leben und zu sterben ist Seligkeit, und sie ist von lauterem Golde gebaut wiewohl unsere blöden Augen es nicht erkennen. Den Ungläubigen ist sie die Stadt des Staubes vor allen in dem staubigen Indien, und das Interesse an ihren Merkwürdigkeiten wird beinah aufgewogen durch den Ekel an dem Schmutz, der Aermlichkeit und dem Fanatismus ihrer blinden Bevölkerung, und an der schamlosen Nacktheit in der der Braminismus sich hier enthüllt. Zunächst jedoch trieb mich lebhafte Neugier nach der Stadt, und der gütige Major Carpenter veranstaltete einen glänzenden Zug auf Elephanten an dem alle seine Gäste Theil nahmen; ich selbst war

mit dem in Benares lebenden Rajah von Coorg und Capitain Mackenzie auf einem prachtvollen Elephanten, Sr. Hoheit gehörig. Ein Elephant zum Reiten ist mit einer großen Schabracke die auf beiden Seiten bis zur Erde hängt geziert, auf einem Kissen ist die Howdah d. i. der Sitzkasten angebracht, nicht mit eleganten Lederriemen, sondern mit tüchtigen Stricken, denn wenn das Vehikel rutschte so würde man ziemlich unsanft zur Erde gelangen. Die Howdah enthält zwei bis vier Sitze, hinten ist ein Diener mit Sonnenschirm postirt, auf dem Hals sitzt der Mahout mit seinem Haken. Das gelehrige Thier kniet nieder, eine Leiter von sechs bis acht Sprossen wird an den Koloß angelegt und man steigt hinauf. Sofort erhebt er sich, zuerst mit den Vorderfüßen, und mit einem tüchtigen Ruck fühlt man sich plötzlich zwölf Fuß über die Erdenwelt erhoben und so gehts von dannen. Unsere Cavalcade von fünf der stattlichen Thiere war denn wirklich sehr gut anzusehen, dazu gab uns Major Carpenter noch eine Escorte von einem kosackenartig gekleideten Lancier, und so begann mein erster Ritt auf einem Elephanten, wahrlich keine Kleinigkeit für einen Nordländer. Ein guter Elephant stößt nicht, und man geht überhaupt nur im Schritt oder richtiger Paß; die schwankende Bewegung der hoch über dem Thier selbst erhabenen Howdah ist der eines Bootes zu vergleichen, ja sie macht wirklich einige Leute

seekrank. Man gewöhnt sich aber bald daran der Bewegung des Thieres zu folgen, und dann hat ein solcher Ritt viel Reizendes für den Neuling, es ist jedenfalls ein stolzer Sitz, von dem man die Welt unter sich, Menschen, Pferde, ja die niedrigen Bazars und Hütten der Hindus aus der Vogelperspektive betrachtet.

So gelangten wir ohne Anstoß und Gefährde in die Stadt, welche eine gute Stunde von den europäischen Cantonnements entfernt ist. Die Straßen verengen sich so sehr daß kaum ein Wagen hindurch könnte; das Gedränge des Volkes in den malerischen Trachten des Landes, hundert kleine Kramläden mit allen möglichen Lebensbedürfnissen welche mit Geschrei von den Verkäufern angeboten und empfohlen werden, das Gejammer von Fakirs und Bettlern, die an dem hochheiligen Orte recht wie zu Haus sind; dazwischen drängt sich ein heiliger Braminenochs durch, der statt anständig durch die Menge zu wandeln, sich nicht wie ein civilisirtes Wesen, ja kaum wie ein verständiges Rindvieh zu benehmen weiß: ein allgemeines Uebel der Hindustädte, denn wer ein verdienstliches Werk thun will, brennt einem Ochsen das Zeichen Shiva's auf die Haut und läßt ihn in die Straße laufen, wo er Nahrung und Ehrerbietung im reichen Maaße findet. Das ganze Gewimmel der Straßen ist so betäubend, daß man froh ist auf seinem Elephanten dieser niedern Welt entrückt

zu sein; dafür hat man einen Blick auf die Dächer, die theils den Blick auf Taubenschwärme, eine sehr zahlreiche Einwohnerklasse indischer Orte, theils eine Bekanntschaft mit der gelüfteten Garderobe der Hausbewohner gewähren; darunter sieht man in die niedrigen Zimmer: manch hübsches Gesicht verbirgt sich hinter den zierlich gemeißelten orientalischen Fenstern, die fremden Sahibs anzustaunen, im Allgemeinen aber erblickten wir auf dieser indiskreten Musterung zweiter Stockwerke wenig anderes als Schmutz und Staub, Unordnung und Nachlässigkeit. Die Orientalen sind recht wahrhaft die übertünchten Gräber, in mehr denn einer Beziehung, und ihr Haus, der Ort den jeder Europäer als einen Spiegel seines Geschmackes und seiner selbst ansieht, ist meist ihre partie honteuse. Gelegentlich drohte ein vorstehendes Ornament, ein Fensterladen, oder schlimmer noch ein Seil mit ausgehängten Lumpen und Kleidern unserer Sicherheit in der Howdah, und wir waren zufrieden als wir vor einer engen Nebenstraße Halt machten. Die Manier herabzusteigen ist wiederum etwas umständlich; der Elephant kniet so sanft er kann, d. i. etwas unsanft nieder, und nachdem die Leiter, welche während des Rittes als Nebenstück des Zaumzeugs am Thier gehangen hat, wieder angelegt ist, klettert man so gut es geht herunter; es ist freilich kein Exercitium für Damen, zumal wenn das Thier, gegen seine

Gewohnheit, ungeduldig wird und halb oder ganz aufsteht. Wir gelangten nun in eine enge Straße, schmutzig und gedrängt voller Leute; bald standen wir vor dem Thor des Tempels, des heiligsten Tempels der heiligsten Stadt, zu dem Hunderttausende jährlich von allen Theilen Indiens wallfahrten; es ist dies der Tempel Vesheesha's, eines an sich unbedeutenden Individuums, obgleich eine Incarnation Shiva's; dieser Vortreffliche lebte zur Zeit der mahommedanischen Eroberung, und sprang von Feinden verfolgt in einen Brunnen, wo er trotz seiner Göttlichkeit ertrank; so weit die Legende, und der Brunnen existirt noch heute im Hinterbau des Tempels. Das Gebäude selbst ist niedrig, schmutzig und durch nichts ausgezeichnet als die Menge von Idolen, obscönen Symbolen Shiva's, des Zerstörers und Wiedererzeugers, und die gläubige Schaar von Hindus, die vor diesen scheußlichen Götzen Reis, Blumen und das heilige Brunnenwasser opfern; ohne Unterlaß ertönt die Glocke welche im Tempel aufgehängt ist und von jedem Andächtigen bei seinem Eintritt geschlagen wird; die Gaben welche so von einer verblendeten, fanatischen Menge in die Kasten der heillosen Pfaffen fließen, machen eine ungeheure Summe, und der Oberpriester ist der wichtigste Mann in Benares. Dennoch war er dürftig gekleidet und zeigte uns für eine Rupee die Merkwürdigkeiten des Tempels, ein Kauz der zehnmal reicher sein mochte als

unsere ganze Gesellschaft wie wir da waren. Außer dem Interesse des Orts als Mittelpunkt des Hinduglaubens enthält er gar nichts Sehenswerthes; die Kuppeln des Daches wurden gerade vergoldet, in Vorbereitung zu einer großen Festlichkeit; das Geld dazu kam von dem großen Maharajah der Sikhs, Runjeet Singh, der in seinem Testament dem Tempel eine gute runde Summe vermacht hatte, wofür ein Theil seiner Asche in den heiligen Ganges geworfen werden sollte. Ein solches Vermächtniß ist in Benares etwas Alltägliches, denn oft kommen dort halbe Menschen, Arme, Schädel rc. per Post an, adressirt für den heiligen Strom dessen Wasser jede Sünde abzuwaschen vermag. Zum Abschied gab man uns heilige Kränze, aus deren Verkauf die Priester ebenfalls viel lösen; leider war ihre Heiligkeit an uns weggeworfen, und ich bedachte schon wie ich mich der Reliquie entledigen sollte ohne als Lästerer gesteinigt zu werden, als einer jener Braminenochsen in den Tempel kam; die Bestien sind hier zu Haus, und dieser drängte sich durch die Menge mit einer Unverschämtheit die einem Menschen Ehre gemacht hätte, trat auf mich zu und riß mir meinen Kranz aus der Hand, ein Zeichen für die ganze Gesellschaft ihm ihre Kränze zu opfern; mehrere andre dieser wiederkäuenden Heiligen trieben sich im Tempel herum, und es war einigermaaßen genugthuend, daß man sie wegprügelte wenn sie uns gerade

im Weg standen. Ueberhaupt waren die Priester artig genug gegen die Sahibs (Seigneurs, Lords, gnädige Herren, der Titel gebührt jedem Europäer in Indien), wir merkten aber mit Schadenfreude wie sie den Tempel mit großer Sorgfalt wieder reinigten und weihten, nachdem wir heraus waren. Hinter dem Tempel ist Besheesha's Brunnen und dicht daran eine Moschee, den armen Hindus als eine Demüthigung von ihren Bezwingern so recht zum Aergerniß hingesetzt. Wir fochten noch mit einigen der öffentlichen Charaktere von Benares, den Braminenochsen, die Niemanden aus dem Weg gehen, schlagen und stoßen und fressen was ihnen vorkommt; selbst in die Körbe der Verkäufer greifen sie ungestraft, und ein Missionär klagte mir wie sie auch in die Gärten brächen und nicht einmal zu verscheuchen wären; ich empfahl ihm als bewährtes Mittel, dem Eindringling einen alten Kessel an den Schwanz zu binden und ihn so in die weite Welt zu jagen, daß ihn der Lärm hinter ihm davon treibe, als er mir mit niedergeschlagener Miene erwiederte, das habe er längst versucht, aber vergebens.

Wir gingen nun zu Fuß weiter: manches hübsche Haus, manches niedliche Heiligthum und eine Menge mehr oder weniger grotesker Freskomalereien an den Wänden wurden gemustert; endlich kamen wir nach Ersteigung einer Anhöhe zu einem alten Observatorium,

ein altes jetzt vernachlässigtes Werk, enthaltend wunderliche und unpraktische Vorrichtungen, eingetheilte Kreise, Passageinstrumente, aus hohen Steinmauern bestehend, Alles sehr solid, der Zeit zu trotzen. Dieses Steinwerk steht bescheidener Weise im Mittelpunkt der Erde und erfreut sich großer Heiligkeit unter den Hindus; leider wurden uns nur wenige von den Erzählungen, die ein halb Schock gieriger Führer herplapperten, übersetzt, sonst wäre es ein interessantes Studium in indischer Astronomie gewesen. Vorzüglich unterhielt mich ein altes Weib, das eine Stunde lang mit umständlicher Beredsamkeit die hohe Wissenschaft auslegte, um mich glauben zu machen sie sei die Beschließerin des Ortes — was thut ein Hindu nicht für Geld! Die Aussicht von den Zinnen auf die Ebene des rechten Gangesufers ist schön, besonders hübsch der Blick auf die Krümmung des Flusses, und unter sich in schwindelnder Tiefe hat man das Gewimmel badender, waschender und sonstwie verkehrender Einwohner der Stadt. Wir stiegen nun die steile und lange Treppe hinab welche von der Sternwarte nach dem Fluß führt, und bestiegen das Paradeboot des Rajah, auf welchem wir uns flußabwärts einschifften, um die etwa ½ Stunde lange Partie des Ufers wo sich alle Merkwürdigkeiten zusammendrängen, gemächlich zu beschauen. Die Ghauts von Benares sind berühmt: das Wort bezeichnet die Treppen, welche

oft mehrere hundert Stufen von den hohen Ufern, von den Tempeln, Palästen und Privathäusern bis zum Strom führen. Die hohe Wichtigkeit welche der Braminismus dem Gangeswasser und seinem Gebrauche zuschreibt, macht dasselbe zu einem unerläßlichen Erforderniß nicht nur leiblicher sondern geistiger Sauberkeit und Wohlfahrt; jeder gute Hindu der dem Ganges nahe wohnt, wird suchen wenigstens einmal jeden Tag Zeit zur Abwaschung zu finden; das Wasser wird von hunderten von Hausirern bis in die entferntesten Enden des Landes getragen, und auf meiner Reise begegnete ich stündlich Leuten die zwei große korbumflochtene Wassergefäße trugen, verziert mit Flitterwerk, Fähnchen und Schellen, und mit weithin schallendem: »Bom, bom Mahádeo!« groß ist Mahadeo (Shiva)! jeden Vorübergehenden begrüßend. Wie weit die Gewissenhaftigkeit dieser Händler und die Aechtheit des heiligen Wassers Vertrauen verdient, ist eine bedenkliche Frage für die so sie angeht, sed mundus vult decipi; die Europäer haben immer großen Spaß, durch zuvorkommenden Gruß ein langes und lautes »Bom, bom, bom, bom, bom, Mahádeo!« der ganzen Schaar hervorzurufen. Um jene Ghauts drängt sich nun das ganze Interesse der merkwürdigen alten Stadt; reizende Paläste der Hindufürsten von Indien erheben sich auf schweren steinernen Unterbauten, gekrönt mit leichteren Gallerien; fast jeder Rajah hat hier seinen Palast, sowie

viele reiche Hindus im ganzen Lande einen Wohnsitz in Benares als Ziel ihres Ehrgeizes ansehen: der schönste derselben ist leider unvollendet, der unterbrochene Bau zeigt riesige Fundamente, verrückt durch ein Erdbeben das vor 7—8 Jahren Benares heimsuchte; am Fluß selbst sieht man die kleinen Nischen in denen man Leichname zu verbrennen pflegt, um die Asche sofort den heiligen Fluthen zu übergeben; wo nur Platz ist schiebt sich eine Pagode, ein Thurm, ein Tempelchen ein, oft von den schönsten architektonischen Verhältnissen; namentlich sind in Benares Spitzbögen einheimisch, und ich sah sogar eine Pagode im Stil der künftigen Thürme des Kölner Dom's. Belebt ist diese Scene von Tausenden von Badenden, und die Morgenstunde war gut gewählt für unsern Ausflug, da gerade um diese Zeit die ganze Schaar der Gläubigen zum Ufer wallfahrtet; vielfach wiederholt zeigt sich auch die immer graziöse Figur einer Hindu, den wohlbekannten runden Wasserkrug auf dem Kopf tragend, eine oft gezeichnete aber auch wirklich malerische Erscheinung. Einige prachtvolle Punkte boten sich im Lauf dieser nur zu kurzen Fahrt, und so wenig auch die bunte Scene zu beschreiben ist, so wird sie doch jedem Beschauer unvergeßlich eingeprägt bleiben als ein durchaus originelles mit nichts zu vergleichendes Bild. Der Staub, ein wahrer Fluch auf Benares, verdüstert zwar das Gemälde, aber die Menge

von einzelnen Baumgruppen zwischen den Gebäuden hebt das Ganze wieder und gibt ihm ein freundliches Ansehen. So gelangten wir bis zur großen Musjid (Moschee) von Benares. Dieses Gebäude erhebt sich auf der Höhe des Ufers, seine durch die Richtung nach Mecca bedingte Lage, quer zwischen den übrigen Gebäuden, macht es zu einem sehr hervorstechenden Punkt in der langen Reihe des bebauten Ufers. Die Minar's erheben sich stolz in die Luft ohne irgend einen Rival in ihrer schlanken Höhe: kurz das Ganze präsentirt sich als das was es sein soll, ein empfindlicher Hohn gegen die bigotte Hindustadt, den Aurung Zeb ihr im Uebermuthe eines siegreichen Moslem angethan hat — diese Musjid steht an der Stelle des heiligsten Tempels von Benares. Wir erklommen den Ghaut der zur Platform der Musjid führt; ein Hindutempel ist in unmittelbarer Nähe, und wie der Bau des muselmännischen Tempels ein Werk der Intoleranz war, so mag jetzt, wo Muselmann und Hindu als Besiegte der eine wie der andere neben einander leben, der heidnische Lärm von Pauken und Posaunen den Gottesdienst des Mahommedaners empfindlich stören. Die Platform der Musjid ist etwa 150 Fuß über dem Fluß, auf ihr erhebt sich der Bau mit seinen schlanken Minar's; abermals zu derselben Höhe. Das Gebäude selbst hat wie alle Moscheen Indiens keine Tiefe; eine einfache Halle mit der nach Mecca gerichteten

Nische und die wenigen Stufen auf denen der Ausleger des Koran steht, machen das Ganze, und wir begaben uns sofort an das große Werk der Ersteigung der Minar's; von 150' Höhe und kaum 7' Durchmesser sind sie ein Wunder kühner und geschickter Baukunst; ein Erdbeben beschädigte den einen, aber er ist nun durch einen englischen Architekten wieder hergestellt und sicher wie zuvor. Nicht ohne Schwindel tritt man in die offene Laterne welche die Krone des Minar's bildet; schwindelige Aussichten und niedrige Geländer sind in der That sehr alltäglich in Nordindien; aber die Ersteigung lohnt sowohl wegen des landkartenähnlichen Ueberblicks als wegen der abwechselnden Scenen. In der Nähe die Straßen der Stadt in buntem Gewirr, mit den unzähligen Gallerien, Verandahs, kleinen Höfen und flachen Dächern, fernerhin mehr Gebüsch und Bäume mit den Cantonnements der Europäer; Alles aber eine große weite Fläche ohne die mindeste Erhöhung. Alle Häuser der armen Klassen sind aus Erde gebaut, und der Staubfarbe wie des Staubes selbst kein Ende: das ist die Charakteristik Indiens von Calcutta bis Delhi. Von hier soll man bei günstigem Wetter den Dhawalagiri in der großen Kette der Himalayahs sehen; uns blieb er verhüllt, und seit er aufgehört hat als höchster Berg der Erde anerkannt zu sein, ist die Entbehrung wohl zu ertragen.

Major Carpenter hatte uns versprochen uns ein Haus eines Hindu's zu zeigen: es ist das schönste Privathaus in Benares, wiewohl jetzt unbewohnt. Ein solches Haus ist ein Labyrinth von Höfen und Gängen, und man erstaunt über die Vollständigkeit und die Schönheit eines Etablissements das von Außen gar nichts verräth; das Innere eines indischen Hauses ist aber so wenig für die Oeffentlichkeit berechnet, daß ein guter Theil der europäischen Eitelkeit eine schöne geräumige Wohnung zu haben, wegfällt. Von Hof zu Hof weiter gehend entdeckten wir immere hübschere Gemächer; der kunstvollste Theil des Hauses aber war im obern Stock ein Vorsaal, von oben unbedeckt, der an die Zenana (Harem) stößt. Gitterwerk von Sandstein vertrat die Stelle von Fenstern und Jalousien, und Einer der Gesellschaft sagte treffend, daß in der ganzen Welt Holz gebraucht werde um feine Steinarbeit nachzuahmen, hier aber ahme der Stein leichte Holzschnitzerei nach. Diese Tafeln von zartem durchbrochenem Werk waren allerdings wunderschön; sie umgeben den ganzen Vorhof, an diesen stößt das Gemach des Hausherrn und nebenan, um einen andern Hof, die Zimmer der Weiber. Welche Existenz auf dem Dach eines Hauses, ausgeschlossen von allem bildenden und belebenden Verkehr mit der Welt, von der Natur selbst und von jedem Ding das sie über ihre erniedrigte Lage hätte erheben können! Da

gab denn dieses Haus einen Blick in indisches Familienleben; wie es jetzt ist, ist es der Fluch des Volkes, und so lange Vielweiberei und die Erniedrigung des weiblichen Geschlechts unter ihnen dauern, fehlt ihnen die Basis zur Erreichung einer wahren Civilisation.

Nun war noch eine Curiosität zurück, ein kostbarer Laden mit Stoffen von Goldbrocat, die all über Indien hohen Ruf haben und von 100—1000 Rupees das Stück verkauft werden. In indischen Städten findet der Kaufbegierige nicht assortirte Läden wie bei uns, sondern der Verkäufer schließt seine Sache sorgfältig ein, und man bekommt nichts zu sehen wenn man nicht ausdrücklich nachfragt; ja mancher große Kaufmann hält es nicht der Mühe werth seine reichen Vorräthe um eines vorübergehenden Kunden willen auszupacken, und wir waren daher Major Carpenter sehr verbunden daß er uns zu diesem Manne, dessen alter Kunde er war, führte; er kaufte selbst viel und wurde oft von Freunden ersucht für sie zu wählen. Wir saßen also und ließen die köstlichen Stoffe an unsern Augen vorübergehen. Auch die köstlichen Cashmere-Shawls kamen zum Vorschein, eine wahre Augenweide; doch ist nicht Benares, sondern Delhi der beste Markt für diese. Ehe wir weggingen bot man uns nach indischem Gebrauch Cardamomen zum Knuppern und Sandelöl, dessen Geruch hoch geschätzt ist und auch dem Europäer zusagt. Als wir

das Haus verließen, konnten wir nicht umhin das bescheidene Aeußere desselben zu bewundern, und doch sind darin viele Tausende von Rupees in Stoffen aufgespeichert, und der Eigenthümer correspondirt mit allen Höfen der indischen Halbinsel, denn für Staatskleider sind diese Stoffe vorzüglich passend.

Hervorragend in Benares sind die Missionsanstalten, welche hier ganz besonders blühend sind und mir um so mehr zugänglich waren, da deutsche Geistliche in Benares an der Spitze stehen; die Anstalt indeß gehört der Church (of England) Missionary Society, deren Anstalten mehrere sind: erstlich eine Freischule, in der Hindus und Mahommedaner aller Klassen unentgeltlich oder gegen geringes Schulgeld Unterricht empfangen; auch die Regierung hat Schulen dieser Art für die Landeskinder, aber es tritt hier jener eigenthümliche, oft vorschnell verdammte Grundsatz der englischen Regierung in den Vordergrund, daß sie an dem gegebenen Versprechen die Eingeborenen bei ihrem heimischen Rechte, welches theokratischer Natur bei den Hindus wie bei den Mahommedanern ist, zu belassen, streng festhält und alle Bekehrungsversuche unterläßt, so sehr sie auch die Missionen begünstigt. Es ist die reife Ueberzeugung anglo-indischer Staatsmänner, daß das Gebäude der beiden Religionen noch zu fest steht, um ohne Gefahr für die englische Herrschaft in Indien offen angegriffen

werden zu können, und wir können um so eher diese zwar ernste Frage dem Gewissen der Engländer anheim geben, als die Ansprüche des Christenthums dort nie vergebens sich geltend machen. Durchhauen wäre der Knoten gar leicht, und sollte die Agitation eifriger aber mit dem Zustand Indiens nicht vertrauter Leute durchdringen, so könnte ein Parlamentsbeschluß schnell zur Probe drängen, die jedoch meiner Ueberzeugung nach verderblich werden müßte. Schon das Gerücht von beabsichtigten Bekehrungen hat seiner Zeit gefährliche Unruhen erzeugt, und die Bekehrung mit dem Schwert nach Art der Mahommedaner ist weder ein würdiger Ausweg, noch würde England die Mittel dazu haben, da kein eingeborener Soldat diese Probe bestehen würde. Während somit die Bibel nicht von den Schülern der öffentlichen Anstalten gelesen wird, haben die Missionsanstalten sich gerade diesen Punkt angelegen sein lassen, und da sie wenig oder gar keinen Widerstand finden, so schreiten sie auf ihrem Pfade freudig weiter und thun unendlich viel Gutes. Die dreihundert Schüler sind nach ihren Fähigkeiten in verschiedene Klassen eingetheilt, die theils Englisch lernen, theils nur die orientalischen Sprachen, alte und lebende. Der Unterricht umfaßt Lektüre der Bibel in den verschiedenen Sprachen und Unterricht in dem christlichen Dogma und Realwissenschaften; namentlich soll Mathematik dem Hindugeist

sehr zusagen. Durch rationelle Lektüre der Bibel wird der Geist der jungen Mahommedaner und Heiden auf die Prüfung der verschiedenen Religionen hingeleitet, das Studium des Sanskrit, der nur den Braminen erlaubt ist, gibt dem Kastenwesen einen harten Stoß und erlaubt zugleich genauere Prüfung ihrer heiligen Schriften; jede Aufklärung in den Naturwissenschaften ferner stößt ihren Glauben an die Irrlehren ihrer Religion um, welche ja alle Wissenschaften als göttliche Offenbarung betrachtet und sie aus den unfehlbaren heiligen Büchern herleitet. Einer der deutschen Missionäre hatte auch kürzlich die Einrichtung getroffen vor einem zahlreichen erwachsenen Publikum Vorlesungen über Naturwissenschaften zu halten, und verfolgte darin das eben angedeutete Princip die Wissenschaft der Braminen zu untergraben. Eine zweite Anstalt ist ein Waisenhaus, geleitet von einem Deutschen und seiner Frau, einer Schottin. Als vor einigen Jahren eine große Hungersnoth in Indien herrschte und Tausende von Familien elendiglich zu Grunde gingen, ließ die Regierung viele Waisenkinder zarten Alters, in denen noch kein religiöser Glaube Wurzel geschlagen, auffammeln und vertraute sie diesen Missionären an; auch andere Waisenkinder, gesendet von wohlwollenden Personen die das Geld haben sie zu unterhalten, sind aufgenommen und werden als Christen erzogen: es sind ihrer nunmehr in Benares an 120; ihr

Benehmen ist gesittet, ihre Fortschritte erfreulich und das ganze Gedeihen der Anstalt so erwünscht als es nur sein kann. Die Knaben lernen Teppichwirken, die Mädchen Stricken und andere Arbeiten und erhalten sich fast ganz allein, so daß die Anstalt sehr blühende Finanzen zu haben scheint; die Erwachsenen verheirathen sich meist unter einander und dann leben sie in einem Dorfe nahe bei, das schon 40 Familien zählt, denen gutes Benehmen zur Pflicht gemacht ist und die ein wahres Muster für ihre heidnischen Nachbarn in all ihrem Thun und Gedeihen sind, ja man sagt, daß die Hindu's selbst, erschreckt über den erfreulichen Fortgang dieser Anstalt den Muth verlieren und prophezeien daß nun ganz Indien christlich werden müsse. So grob, ekelhaft, schmutzig aber der Braminismus jedem unbefangenen Geist erscheint, und so wenig seine obscönen und plump absurden Legenden die Beleuchtung vertragen, so sehr hat der berechnende Geist des Erfinders des Kastenwesens an die Erhaltung dieses Glaubens das ganze politische und bürgerliche Leben unauflöslich zu ketten gewußt, und darum sind Bekehrungen unter den erwachsenen Hindus so selten; ein bekehrter Hindu ist ein Ausgestoßener, Jedermanns Hand ist wider ihn, selbst das Nächste, Vermögen und Familie steht auf dem Spiel, und die englisch-indischen Richter, an das nationelle Recht gebunden, vermögen nicht immer den zu schützen der eben jedes Recht des Landes durch

seinen Abfall verwirkt hat; so gehört denn für den Einzelnen ein mehr als menschlicher Muth zu einem solchen Opfer. Dabei bietet sich eine originelle Schwierigkeit in dem fanatischen Wunderglauben des Hindu. Willig erkennt er die Wahrheit christlicher Wunder an, „aber, sagt er, meine Götter haben weit größere Wunder gethan." Erfreulichere Nachrichten hatten damals die Missionäre aus Südindien, doch sind mir die Einzelheiten nicht bekannt. Der würdige Missionär Leupolt erzählte mir unter Anderm, daß er seit mehreren Jahren wöchentliche Disputirstunden in der Stadt halte, wo sich gelehrte Hindus und Mahommedaner zu versammeln pflegen um die Wahrheit ihrer Religionen ihm gegenüber zu verfechten. Ein gewisser Mahommedaner, ein Philosoph und Gelehrter, besuchte fünf Jahre lang diese Stunden und disputirte mit großer Gewandtheit, bis er nach Ablauf dieser Zeit in offener Versammlung gestand er wisse nun nichts mehr vorzubringen, wünsche aber sich über das Wesen der christlichen Religion weiter zu belehren; so besuchte er Herrn Leupolt noch zwei Jahre lang regelmäßig, und obgleich noch nicht völlig gewonnen schien er doch seiner Bekehrung sicher entgegenzugehen. Mittlerweile verließ L. Benares, und der Muselmann starb in dieser Zeit; nach seinem Tode fand man seinen Koran mit solchen kritischen Noten von seiner Hand versehen, daß seine Glaubensgenossen ihn für einen Christen

erklärten und sich weigerten ihn zu begraben. Wenn den Mahommedaner kein Kastenverlust schreckt, so ist sein Widerstand desto zäher, da er das Christenthum bedingt anerkennt und den Islam als dessen Vollendung ansieht, mithin schwer von der vermeintlich höhern Stufe wieder herabsteigt. Sonst herrscht unter der Masse der indischen Mahommedaner krasse Unwissenheit über ihre Religion; den Mahommedanismus als Ganzes aber stützt ebenso wie den Braminismus die Eigenschaft des Koran als oberste Rechtsquelle.

Die Stadt ist reich an eingebornen Fürsten; nicht nur ist Benares wegen seiner Heiligkeit ein Lieblingsort der Rajah's (ein ausschließlicher Hindutitel), welche oft Wallfahrten dahin unternehmen, sondern es ist zugleich ein Sammelplatz für die abgesetzten Fürsten, deren es Dank asiatischen Intriguen viele gibt; unparteiische Leute beschuldigen indeß die Regierung mancher Härte gegen dergleichen Individuen. Schon erwähnt ist der abgesetzte Rajah von Coorg; er spricht kein Wort englisch, aber er mag nichts lieber als an Major Carpenter's, der all diese Leute zu hüten hat, Tisch sitzen und sich für einen civilisirten Hindu halten;* er ist sehr artig, begleitete uns damals in die Stadt und zeigte uns eines Abends die Juwelen seiner Frau: ein Schmuck so schwer und kostbar, daß mit aller Eitelkeit die Prinzessin ihn nicht

* Diesen Augenblick ist er in England.

länger als eine halbe Stunde zu tragen vermag; eine junge Dame, Verwandte unsers gütigen Wirths, war indeß edelmüthig und aufopfernd genug sich darin bewundern zu lassen. Da war ferner der junge Rajah von Bizanagra, von den Damen nur der hübsche Rajah genannt, sehr hellfarbig und ein wahrer Prinz Djalma; er sprach englisch und war auf Besuch da; natürlich fanden wir einen solchen Liebling der Damen sehr abgeschmackt. Der unabhängige Maharajah von Nepaul war auch anwesend und hatte erst vor kurzer Zeit seinen feierlichen Einzug mit ich weiß nicht wie vielen Elephanten gehalten; er selbst kam nicht zum Vorschein, wohl aber zwei seiner Häuptlinge: der eine, ein Officier des Rajah, trug einen rothen Tuchrock und englische Epaulettes, sein Schwert hielt er nach indischer Sitte in der Hand; eine schöne Figur. Der andere war ein alter Mann, tatarischer Abkunft mit einem ganz chinesischen Gesicht, gekleidet in einen kurzen Rock von Goldstoff von chinesischem Schnitt; in seinen Zügen lag so viel Leidendes, daß wir uns für seine Geschichte interessirten und mit wahrer Theilnahme Folgendes vernahmen: Vor ganz kurzer Zeit stiftete der Sohn des Rajah von Nepaul eine Verschwörung gegen seinen Vater an; der Vater erfuhr es und eines Tages nach gehaltenem Durbar fielen plötzlich seine Anhänger über die Partei des Sohnes her; Alle wurden erschlagen

bis auf diesen Alten, der freundlos und der Letzte seiner Partei täglich den Dolch erwartet der schon für ihn geschliffen sein mag. Auch einen Priester der Sikhs (die Sikhs sind Hindus, jedoch mit einigen abweichenden Lehren) sah ich, und betrachtete zum Erstenmal den langen Ziegenbart dieser Nation, den man auf den Portraits des alten Runjeet Singh bewundert.

Ferner sah ich die Goorka's, Bergbewohner im Gefolge des Rajah von Nepaul — kleine Leute von tatarischer Race und vertrocknet gelber Farbe. Der wahre Löwe aber war der Rajah von Sattarah, derselbe kleine Mann um dessentwillen gerade so viel Agitation in England vor sich ging, um die öffentliche Meinung für einen wie es scheint unschuldig verfolgten Fürsten zu gewinnen. Der arme kleine Rajah, ein armer schwächlicher Mensch von wunderbar flatterigem Wesen, kam eines schönen Nachmittags auf einem Elephanten angezogen, seine Hookah rauchend und gefolgt von zwei Schreibern; mit Mühe brachten sie ihn von seinem Elephanten herunter, da er denn mit gutmüthigem Lächeln hereinstolperte, den Anwesenden die Hand bot und alsbald eine Conversation in Hindostani anfing. Seine Bewegungen waren ganz außerordentlich, und er gab völlig die Idee eines halb wirren Individuums. Diesen armen Menschen beschuldigen sie einer Verschwörung mit den Portugiesen in Goa — er verschwören und mit den

Portugiesen! — Kurz das kostete ihn seinen Thron, die Herrschaft über alle Mahrattenstaaten südlich von Bombay, die jetzt sein Bruder inne hatte, bis ihm denn etwa Gerechtigkeit widerführe.* Sein Muth im Unglück wurde von Allen die ihn kannten ihm hoch angerechnet, und er hatte so vollkommen das Ansehen eines unschuldigen Dulders daß mir sein Anblick in der Seele weh that, während ich dazwischen nicht umhin konnte über seine krausen Geberden zu lächeln. Sein Schreiber brachte ein Papier hervor, die Ankündigung eines Meetings zu Gunsten des Rajah in London, und unser Interesse daran schien ihn höchlichst zu erfreuen. Mittlerweile hatte der kleine Mann die außerordentlichste Unruhe gezeigt, fortwährend zur Thür laufend und zurück, bis er uns endlich in großer Herrlichkeit einlud heranzukommen; da stellte es sich denn heraus, daß er zu unserm Vergnügen die ganze »tomasha« seines Gefolges herbeikommen lassen, und nun zog sie auf mit großem Gepräng. Voran zwei oder drei Kanonen mit voller Bespannung (eine außerordentliche Manier, mit Kanonen Visite zu machen), dann in bunter Reihe Kameele, Elephanten, Pferde, Wagen, Truppen, Fahnen, Alles in unbeschreiblicher Zerlumptheit und Unordnung, aber in Allem doch an 300 Mann, dazu eine abscheuliche Musik, während ein gelernter Ausrufer herantrat und die Heldenthaten des

* Jetzt sind beide todt und ihre Länder einverleibt.

Mahrattastammes mit lauter, eintöniger Stimme recitirte; wir hörten mit großer Erbauung zu, natürlich, bei alle dem Lächerlichen und Kläglichen aber gefiel es mir, daß der arme Mann in seiner Verbannung noch so viele treue Anhänger seines eigenen Stammes hatte, und ich betrachtete mit Wohlgefallen die martialischen, weniger regelmäßigen aber männlichen Gesichtszüge seiner Mahratta's, einer Nation die den Engländern Achtung abgezwungen hat. Es war mir bestimmt einige Tage später seinen Anhang zu noch größerem Vortheil zu sehen, denn er hielt Capitain Mackenzie, den Damen und mir zu Ehren einen Durbar, wo Alles in bestem Stil war. Zwar war das Audienzzimmer eine elende Scheune, aber wir wurden von Männern mit großen Gold- und Silberesceptern empfangen, die uns mit Pomp in den Saal geleiteten; an vierzig Häuptlinge saßen auf dem mit Leinwand belegten Fußboden, sie erhoben sich und wiesen uns einen Platz an neben dem noch unbesetzten Thronsessel. Da saß ich mit untergeschlagenen Beinen auf der Erde, als wahrer Orientale, neben Capt. Mackenzie der schon mehr Uebung hatte, und mittlerweile musterte ich die anwesenden Häuptlinge; alles schöne Figuren, gekleidet in die weißen engen, ihrer Nation eigenen Beinkleider und ihre Schwerter in der Hand; sein adoptirtes Söhnchen von 8—10 Jahren saß auf einem Kissen rechts neben dem Thron. Es war ganz in der Ordnung daß

der Maharajah (der große Rajah) uns warten ließ; endlich erschien er aber, mit weit mehr Würde als ich ihm zutraute, und weder verlegen noch kindisch; sein dreijähriges Töchterchen folgte ihm. Während Musik und Tänzerinnen sich in der Ferne hielten, unterhielt man sich ein wenig, und dann ging der Rajah um unsere Damen zu holen, welche man unterdeß bei der Ranee (der Prinzessin) untergebracht hatte; sie erschienen wie Opferlämmer mit Bracelets von Blumen und eben solchen Halsketten, und als sie den Durbar genug bewundert hatten, wurden auch wir vom Rajah geschmückt; Cardamomen, Gewürz und Betel wurde uns in die Hände gesteckt, die wir zuletzt ziemlich voll hatten, und zum Schluß brachte man acht große silberne Schüsseln mit Obst heran. Man nahm Abschied in verbindlichster Weise und auf dem Heimweg erzählten die Damen ihre Abenteuer. Die Prinzessinnen und sie hatten einander ohne viel Ceremonie in's Gesicht gelacht; die hohen Damen hatten schöne Anzüge, die Dienerinnen aber Unaussprechliche wie die Männer. In des Rajah Gegenwart wagten sie nicht sich zu setzen, und das Ganze war öde, steif und elend; — so weit die Berichte unsrer jungen Damen. Als wir nach Haus kamen brachte man sehr bald auch die acht Schüsseln mit Obst und unreinlichem Confekt heran, und wir mußten das Ganze ohne die Schüsseln zwar annehmen, wohl oder übel.

Es sei hier ein Wort über die indischen Staatsgefangenen gesagt, woran es ebenfalls nicht fehlt; diese Leute sind leicht zu hüten, da keiner einen Fluchtversuch macht bei dem er seine Weiber und seine Juwelen zurücklassen müßte. Ueberhaupt legt der Hindu seinen Reichthum in Juwelen und edlem Metall an, und nicht nur Palankinträger sondern selbst Bettler sind oft mit Bracelets reich geziert.

Meine Wohnung im Zelt fand ich an sich nicht übel, wiewohl sie in der Hitze heiß und in der Kälte kalt war, aber sie hatte weit schlimmere Nachtheile, die ich kennen lernte als Major Carpenter mir am Abend meiner Ankunft sagte: „Sie werden wohl thun mir alle Dinge von Werth zu übergeben, ich kann nicht dafür stehen daß Sie nicht beraubt werden; — wenn jedoch ein Dieb kommt so suchen Sie ihn nicht zu greifen, sondern lassen Sie ihn ruhig abziehen, sonst macht er Sie todt um nicht gefangen zu werden.“ Ein solcher Zustand erschien mir sehr naiv, zuletzt wurde ich aber doch nicht beraubt, zu meiner Verwunderung. Aber wenn man nach einer fünftägigen Palankinreise ankommt und sich einmal wieder nach einem guten Bett und guter Ruhe sehnt und wohl sehnen darf, so ist die Ankündigung von solchem nächtlichem Besuch sehr unwillkommen. Dafür war aber Major Carpenters Gastfreiheit in jeder andern Weise so groß und

liebenswürdig, daß ich mich gern in mein Schicksal ergab, und seine Schuld war's ohnehin nicht daß sein Haus voll war; selbst die jungen Damen wohnten in Zelten.

Außer dem belehrenden Umgang mit meinem biedern und ausgezeichneten Wirthe, einem Charakter der in ganz Indien in hohem Ansehen stand, und an der Heerstraße gelegen unbegrenzte Gastfreiheit übte, wurde mir das Glück zu Theil in dem schon genannten Capitain Colin Mackenzie einen Mann von seltenen Eigenschaften kennen zu lernen und sein Wohlwollen zu gewinnen. Höchst geachtet durch sein Benehmen in dem unglücklichen Feldzug in Cabul,* vereinigte er zudem alle die Eigenschaften welche im Engländer die Sympathie des Deutschen fesseln, und mich freute es doppelt in ihm auch einen Freund Deutschlands zu finden, wie deren überhaupt die gute englische Gesellschaft so manchen enthält. Nach seinen Verdiensten gewürdigt, commandirt er jetzt eine Brigade in Südindien.

Es wurde mir auch hier wieder schwer mich loszureißen, aber am 21. schlug die unerbittliche Abschieds-

* Capt. Mackenzie war 18 Monate lang mit Lady Sale Kriegsgefangener; er erzählte daß die Furcht des Todes ihnen das Geringste gewesen sei, aber geschaudert hätten sie vor der Aussicht, als Sklaven in die Steppen verkauft und durch Durchschneidung der Sehnen gelähmt, zeitlebens Vieh hüten zu müssen, ohne denkbare Hoffnung der Befreiung.

stunde, da die Posteinrichtungen zu meiner Weiterbeförderung schon längst voraus getroffen waren.

Von Benares bis fast nach Agra war mir ein Vehikel versprochen das truck genannt wird, ganz ähnlich den Platformen auf die man Equipagen auf Eisenbahnen setzt. Der Palankin wird darauf gebunden, und so reist man mit einem kleinen inländischen Pferde fast noch einmal so schnell als im Palankin, und obgleich die Federn dieses Fuhrwerks nichts weniger als Eiderdunen sind, so ist doch in der liegenden Stellung die Ermüdung gering, und die ersparte Zeit (in diesem Fall drei Tage) kommt auch in Anschlag wenn man eilig ist. Die erste Nacht ging, Dank einem ziemlich neu gemachten Weg, recht gut von Statten, und ich erwachte Morgens in einem Wäldchen von Mangobäumen, am Ufer des Ganges; die Mangohaine sind in diesem Theile von Indien sehr häufig und künden meist einen größeren Ort an; dasmal waren wir nahe Allahabad, und bald erreichte ich eine Art Schiffbrücke über den Ganges, gedrängt voll von Passagieren und Fuhrwerken aller Art; eine Menge Flußkähne lagen vor Anker und erinnerten daß Allahabad eine große Station für Flußschifffahrt ist; seine Lage beherrscht den Ganges und die Jumna welche sich unmittelbar unter der Stadt vereinigen; ein keineswegs schöner Punkt in dieser Jahreszeit, wo das Flußbett halb ausgetrocknet ist und der

Reisende genöthigt ist fast eine Stunde lang im Sand zu waten. Eine große Menge von Volk, darunter namentlich Fakirs mit Asche und Unrath beschmiert und oft ihre verdorrten Glieder in irgend einer unnatürlichen Stellung haltend, frappirte mich — ich erfuhr später daß dies das Ende eines großen Religionsfestes ist, welches da jährlich, dieses Jahr aber mit besonderer Heiligkeit, Tausende von Pilgern anlockt. Die Vereinigung der beiden Flüsse gilt für das seligmachende Medium. Die Fakirs namentlich ziehen auf diesen Wallfahrten herum, von einem Platz zum andern, und machen ein schönes Geld mit ihrer Profession, welche von den Hindus so hoch geachtet ist daß keiner einen Fakir unbeschenkt seinem Hause den Rücken drehen läßt, ja in diesem Fall sich mit dem göttlichen Fluch belastet glauben würde; muß ein indischer Bedienter einen solchen privilegirten Bettler von der Thür eines Europäers treiben, so geschieht es unter den respektvolisten Formen, wie ich selbst mit angesehen.

Allahabad ist ein Knotenpunkt für Reisende, da hier die Dampfschifffahrt auf dem Ganges beginnt, und so findet sich denn auch hier ein seltenes Ding in Indien, ein Gasthof, der einzige den ich zwischen Madras und Aden betreten. Damit es aber auch hier nicht am Außergewöhnlichen fehle, führte man mich zu meiner Verwunderung in einen Tempel, der das Gastzimmer

bildete. Der Wirth, der an dem Zusammenfluß der beiden Ströme ein Grundstück gekauft, fand das Tempelchen hier vor und wollte es niederreißen lassen, als sich die umwohnenden Eingebornen dafür verwandten, und ihm das beabsichtigte Sacrilegium so schwarz und für seine eigene Seelenruhe gefährlich ausmalten, daß er aus verständiger Toleranz nachgab und die Gemüther der Gläubigen durch diese Verwendung beschwichtigte, die freilich nach unsern Begriffen schlimmer war als das Niederreißen. In Indien jedoch ist man an die Umwandlung von solchen Gebäuden zu Wohnungen sehr gewöhnt. Das Ding war ganz hübsch, durch drei schöne Kuppeln geziert.

Ich fand angenehme und gute Gesellschaft, und begleitet von einem gefälligen Freunde ging ich das Fort zu sehen, eine Merkwürdigkeit, da es noch aus der mahommedanischen Zeit stammt und hier sich zum Erstenmal jene kolossale, ja stupende Bauart zeigt, die ich später näher zu beschreiben haben werde. Alles ist im orientalischen Stil, und ein Theil der Gebäude im Innern ist wohl erhalten und dient zum Zweck des Ganzen mit, als Zeughaus. Als ein Depot am obern Ende der Gangesschifffahrt, hat Allahabad die höchste Wichtigkeit in einem Lande wo von den tausend Geräthen des Kriegs nicht eines zu haben ist, und das Arsenal zeigt denn eine Sammlung von Tau und Anker

bis zu Nadel und Zwirn, vom schweren Geschütz bis zum Hammer. Im Fort hat man neue Kasernen errichtet; es ist ein allzu großes Gebäude für moderne Kriegskunst, aber für orientalische Belagerungskunst gut genug, und dabei hatte mein Führer Recht als er sagte, wenn die Engländer in Indien erst genöthigt sind sich in die Forts zurückzuziehen, haben sie nicht viel mehr zu verlieren. Merkwürdig ist ein mit großen Kosten wieder aufgerichteter und zu Ehren gebrachter alter Pfeiler, Lath d. i. Spazierstock genannt, der nach diesem Namen einer großen Gottheit gehört haben muß; er ist etwa 25 Fuß hoch, aus Einem Stück Sandstein, und mit alten Sanskrit-Inschriften versehen, deren Entzifferung viel Kopfbrechen gekostet hat. Auch einen unterirdischen Gang hat man, der nach Hinduglauben bis Benares und Delhi führte. Hunderte waren jetzt in der heiligen Zeit da ihre Andacht zu verrichten, ich mochte aber in das schmutzige Loch, in dem nichts zu sehen ist, nicht hinabsteigen. Die Kinder der Garnison (Europäer) sollen oft Heiligthümer darin aufstellen, die Hindus abpassen wie sie ihr Scherflein vor dem neuen Götzen niederlegen, und sich desselben heimlich bemächtigen. So verehrten Sepoys die nach Egypten verschifft wurden, in abergläubischer Bereitwilligkeit die dortigen alten Idole.

Ich hatte Gelegenheit hier mich von Neuem zu unterrichten, wie groß die Besorgnisse in Indien während

der großen Schlachten am Sudledge waren; Mahommedaner und Hindus triumphirten und hofften, und man erwartete in ungeheurer Aufregung weitere Nachrichten. Es war nicht ohne Absicht, daß man grade zu der Zeit zweihundert Sikh-Kanonen mit großen Umständen und Kosten durch's Land nach Calcutta paradirte, um ein sichtbares Zeichen von der Größe des erfochtenen Sieges dem Volke vorzuführen, das nur durch moralische Macht beherrscht wird; so groß war die Ungläubigkeit der ohne Zweifel aufgehetzten Leute an einigen Orten, daß sie die Kanonen betasteten und bekritzelten, um zu sehen daß es nicht ein Blendwerk war; letzteres geschah namentlich in Patna, einer großen Hindustadt am untern Ganges. In Delhi dagegen, wo man den Angriffen der Sikhs nach einer Niederlage ganz offen gewesen wäre, herrschte große Angst unter den Mahommedanern; denn so sehr diese den Umsturz der englischen Herrschaft wünschten, würden sie doch wenig Schonung bei den Sikhs gefunden haben, die als Hindus der fanatischsten Art die Mahommedaner eben so glühend hassen.

Den Nachmittag besah ich mit einem meiner neuen Freunde die Gräber der Nachbarschaft, der Familie des mahommedanischen Sultans Khosroe angehörend; ein hübscher Garten umgibt sie, die Wege sind mit Platten gepflastert und haben deßhalb immer ein reinliches Ansehen. Die vier Mausoleen, beschattet von uralten Tamarinden,

machten sich sehr hübsch; es ist der allgemeine Typus mahommedanischer Gräber: eine Kuppel in der Mitte, ein quadratisches Gebäude herum gebaut, und im Innern ein Dom in dessen Mitte der Grabstein liegt. Ich fand die Gräber damals schön genug, aber nach dem was ich von Agra gesehen habe, verschwindet Alles gegen die hohe Herrlichkeit der dortigen Bauwerke. Eine Merkwürdigkeit jedoch ist hier die in schwarzem Marmor abgedrückte Hand des Propheten Elias. Es ist wunderlich genug zu sehen wie die Mahommedaner christliche Heilige und Personen der biblischen Geschichte verehren. Die Regierung gibt Geld zur Unterhaltung dieser Gräber, was ihr zur Ehre gereicht; ein Serai außerhalb, zur Aufnahme von Obdachlosen und Reisenden bestimmt, zerfällt dagegen, und dieses letztere Bauwerk ist doch eigentlich das gemeinnützigere, welches sehr sinniger Weise jedem großen öffentlichen Gebäude beigegeben ist; die hohe Idee welche der Muselmann von der Gastfreundschaft hat, tritt hier hervor.

Am Abend des 22. verließ ich Allahabad und reiste drei Tage und Nächte durch, fast die ganze Strecke auf dem rasselnden Truck, der doch im Grund ein heilloses Fuhrwerk ist. Ich passirte Cawnpore, eine große Militärstation mit ausgedehnten Cantonnements, ohne jedoch etwas davon zu sehen. Der Charakter der Gegend ist immer derselbe: eine große, leidlich unterhaltene

Heerstraße durchschneidet ein flaches, vielfach mit Senf oder europäischem Getreide besäetes Land, einzelne Dattel- und Fächerpalmen und gelegentlich ein Hain von Fruchtbäumen unterbrechen die Einförmigkeit. Die Ziehbrunnen, aus welchen Ochsen an einem Strick Wasser ziehen, charakterisiren die völlige Ebene. Staub herrscht vor, die Häuser sind von elendem Lehm und Erde gebaut. Aber die Einwohner sind eine stärkere, weniger weibische Race als die Bengalis, und ihre Kleidung, angemessen den Bedürfnissen eines kälteren Klima's, ist bunter und vollständiger; namentlich sieht man Beinkleider, ein in Südindien unbekanntes Ding, und die sogenannten Resai's d. i. gesteppte Decken, in welche sie sich hüllen und die sie selbst in der Tageshitze mit sich schleppen. Das ist in wenigen Worten die Charakteristik eines 300 engl. Meilen langen Landstriches. Von Mynporee aus mußte ich mich wieder tragen lassen, wozu meine zerstoßenen Knochen nicht Nein sagten, und am 25. früh kam ich an der Schiffbrücke von Agra an, die mir denkwürdig ist weil man mir bei Bezahlung des Brückengeldes mehrere Cowries, Otternköpfchen herausgab; von diesen kleinen Muscheln die als Scheidemünze passiren, gehen etwa 3000 auf die Rupee. Die Stadt und das riesige Fort zeichneten sich im Nebel vor mir als ungeheure Massen ab, und ich hatte im Voraus einen Blick auf das Taje Mahal, das herrlichste Gebäude Indiens,

und zog fröhlich in Agra ein; vorher sollte ich jedoch ein Abenteuer eigener Art bestehen, dessen Entwicklung höchst anziehend war. Ich hatte einen Brief an Mr. Elliott, einen hohen Angestellten in Agra, und ließ mich nach Landessitte direkt nach seinem Hause tragen. Von den Dienern auf's zuvorkommendste empfangen und in ein Fremdenzimmer geleitet, eilte ich mich von dem Staub der Reise zu befreien, und es ist häufig Sitte in Indien daß man dem Reisenden zu dieser höchst nöthigen Reinigung Zeit läßt, ehe er auch nur den Herrn des Hauses begrüßt. Man brachte mir die Morgentasse Thee, der Gärtner überreichte nach Landessitte ein Bouquet, und ich war nun bald umgekleidet und wartete auf eine Botschaft meines Wirthes; das dauerte eine Weile, dann entschloß ich mich ihn selbst aufzusuchen. Kein Mensch zu sehen; ich denke Mr. Elliott macht eine Morgenpromenade, aber nein — Alles ist offenbar auf längere Abwesenheit berechnet, Möbels verhängt, Zimmer dunkel gemacht; da war ich denn wie in einem verzauberten Schloß, allein mit Leuten denen ich mich nicht verständlich machen konnte; es war nun kein Zweifel daß die Herrschaft verreist war, ich kannte in Agra keinen Menschen und Wirthshäuser gibt es nicht. Schon schickte ich mich an, das erste beste Haus eines Europäers aufzusuchen und mich seiner Großmuth anzuvertrauen, als ein Wagen vorfährt, ein Mr. Charles

Allen seine Karte hereinschickt und mir mittheilt, wie die Bedienten des Elliott'schen Hauses ihn von der Ankunft eines Gastes unterrichtet, sein Freund E. sei leider verreist, und so bitte er mich eine Wohnung in seinem Hause anzunehmen. Welch reizende Gastfreiheit von einem Manne der nicht einmal meinen Namen kannte! Ich nahm freudig an was mit so offenem Herzen geboten wurde, und verdankte diesem Zufalle einen so angenehmen Aufenthalt in Agra als er einem Fremden nur zu Theil werden kann. Und hieran reihe ich gleich noch ein anderes Beispiel das mir den Abend vorher begegnet war, ein neuer Beweis, wie die Gesellschaft Nordindiens, so ganz gegen das was man für allgemeine englische Sitte hält, auch dem Unbekannten entgegenkommt. Ich kam Abends in einem Bungalow an und hatte eben mein kümmerliches Mahl bestellt, als ein junger englischer Officier hereintrat, mir sagte sie seien zu drei in einem anstoßenden Zimmer, und wünschten den Abend mit mir auf gute gesellige Weise zu verbringen; ich nahm ein so freundliches Erbieten mit Dank an und behielt mir nur vor mein Essen zu beendigen, und zu diesem schickten sie mir obendrein ein köstliches Beefsteak, dergleichen ich in diesem Thule nicht erwartete. Ich fand drei gebildete und artige Leute, mit denen ich ein paar Stunden sehr angenehm verplauderte.

Die Umgegend von Agra ist wellenförmig und in dieser Jahreszeit nicht schön, die Häuser der Europäer sind meist einstöckige Bungalows mit hohen Strohdächern ohne architektonische Prätentionen, aber gemüthlich, die Gesellschaft allerliebst. Mr. Allen war mein überaus gütiger Führer zu allen Herrlichkeiten Agra's, und der erste Tag war dem Fort gewidmet. Man gelangt zu demselben durch eine der Hauptstraßen der Stadt, welche gepflastert, breit, von mehrstöckigen stattlichen Häusern gebildet und voller Leben und Handel ist, eine Straße weit schöner als die Mehrzahl indischer Städte aufweisen kann. Von da kommt man in ein Polygon von Bazars umgeben, an dessen westlichem Ende sich die Jumma Musjid, ein kolossales Gebäude von rothem Sandstein erhebt; ein zweites weit größeres Polygon öffnet sich vor dem Thor des Forts, und der Anblick dieses Eingangs ist im höchsten Grad eigenthümlich; ein gewaltiger achteckiger Thurm über dem die englische Flagge weht, ist umgeben von einer dreifachen Reihe von Mauern mit runden Bollwerken, Alles schwer und massiv, eine doppelte Mauer umgibt das ganze ungeheure Fort von allen Seiten, und die Befestigungen scheinen äußerst stark, wiewohl man versichert daß sie gegen moderne Geschützkunst nicht ausreichen würden. Man gelangt in das Fort auf gepflasterten abschüssigen Wegen, und oben befindet sich zunächst ein großes Gebäude, früher die

Audienzhalle der Moguls, jetzt ein Zeughaus, in ihm eine gute Menge Waffen geschmackvoll aufgestellt. Das Ganze ist neu arrangirt worden bei Gelegenheit eines Festes, das der Generalgouverneur Lord Ellenborough den Generälen Nott und Pollock, welche die Scharte von Cabul ruhmvoll wieder auswetzten, in dieser Halle gab. Fahnen welche die Siege der indischen Truppen verherrlichen, sind aufgestellt; die Nische in der der Monarch bei Audienzen zu sitzen pflegte, ist mit Waffen geschmackvoll ausgeziert, und am obern Ende sieht man die vielberühmten Thore von Somnauth, die einst so viel Lärm in der Welt machten. Die Afghanen hatten vor Alters bei der Plünderung einer südindischen Stadt diese zwei Thorflügel, aus Sandelholz angeblich gezimmert und von hoher Heiligkeit, à la Simson weggeschleppt; als nach der zweiten Expedition gegen Cabul die Engländer Ghuznee nahmen, wurden diese Thore wieder zurückgebracht, theils als Zeichen daß man wirklich die erste Niederlage überkommen, theils als ein Dokument daß man im Stande sei die Besieger Indiens zu bezwingen. Man erinnert sich welche Kritik die pomphafte Proklamation Lord Ellenborough's bei diesem Anlasse fand, und dies ist die vorherrschende Stimmung unter den Engländern in Indien, welche stets gewohnt waren ihre moralische Ueberlegenheit in der Verschmähung indischen Schwulstes wie indischen Prunkes zu finden.

Vom alten Palast Akbar's, einem Labyrinth aus rothem Sandstein,* ist fast Alles noch erhalten, besser aber nehmen sich die neueren Marmorbauten aus, welche den Palast des letzten Bewohners des Forts ausmachten. Weißer Marmor ist sehr selten in Agra und der Umgegend, das köstliche Material kommt von weit her und ist nur angewendet in den allerkostbarsten Bauten. Vor Allem ist zu erwähnen die Audienzhalle; sie beherrscht eine offene Platform auf der Höhe des Forts mit weiter Aussicht, und hier befindet sich Akbar's Thron, eine schwarze Marmorplatte von besonderer Größe. Lord Ellenborough versagte sich das Vergnügen nicht sich in großem Staat hier niederzulassen, und die Eingebornen zeigen jetzt ein Mal auf dem Stein, als Brandmal dieser Entheiligung — so schnell reift eine Legende unter dem leichtgläubigen Volk! Die eigentliche Halle zeichnet sich durch jenes schöne Material aus, in das Linien von schwarzem Marmor mit großer Sorgfalt eingelegt sind; auch die geschnittenen Tafeln, Blumen in Relief enthaltend, sind sehr schön; unterhalb der Platform ist eine Art Turnierhof mit mehreren Reihen von Gallerien ringsum. Die andern Theile des Palastes wiederholen schöne leichte Strukturen von weißem Marmor, oft

* Oder rothem Granit; ich bin ein schlechter Mineraloge, habe damals auf das Gestein, welches in Agra und Delhi ein Haupt-Material ist, nicht geachtet, und finde Verschiedenheit der Angaben.

wunderschönes Gitter- und Blumenwerk. Ein Pavillon ist besonders schön, sehenswerth ein Badzimmer mit kleinen Spiegelchen ausgelegt, und hin und wieder zwischen den einzelnen Flügeln des Gebäudes ein Gärtchen, Alles reinlich und wohlerhalten. Von allen Aussichtspunkten gewahrt man das Taje Mahal am Fluß 2 englische Meilen oberhalb, so wie man andrerseits vom Taje die schönste Aussicht auf das Fort, seine rothen Mauern und die hervorragenden Marmorgebäude des Palastes hat.* Von dieser Perle der Perlen Agra's zuletzt.

Herrlich schön und nur dem Taje nachstehend ist ein anderes Gebäude im Fort, die Motee Musjid oder Perl-Moschee, wahrhaft eine Perle. Auf einem hohen Unterbau von dem gewöhnlichen Material steht dieser Bau von weißem Marmor; eine Gallerie von maurischen Bögen umgibt von drei Seiten einen gepflasterten Hof, in dessen Mitte sich ein Bassin befindet. Der Hof ist etwa 200 Fuß im Gevierte, alles vom reinsten edelsten Weiß, die vierte Seite eingenommen von der Moschee selbst. Sieben Bogen bilden die vorderste Oeffnung dieses Gebäudes, das wie alle indischen Moscheen nur eine offene Halle ist; ein Netzwerk von drei Bogen Tiefe und sieben Länge, jede dieser 21 Abtheilungen eine kleine Kuppel für sich selbst bildend ist

* Reisende die das prachtvolle Moskau kennen, finden sich durch den Anblick von Agra und Delhi lebhaft daran erinnert.

der Charakter des Gebäudes; die Säulen sind schön eingelegt in der schon beschriebenen Weise, und der Fußboden enthält eine Anzahl regelmäßig tafelartig eingelegter Verzierungen, jede groß genug für eine Person zum Knieen, so daß Jedem in der Moschee sein Platz angewiesen ist. Die Stufen des Priesters und die heilige Nische fehlen nicht, im Uebrigen ist sie der allgemeinen Sitte nach entblößt von jedem Geräth oder Schmuck. An den Seiten, durch Marmorgitter in schönen Arabesken geschnitten abgesondert, sind kleine Kapellen für die Weiber. Es ist nichts Großartiges im ganzen Bau, aber das Material besticht, und die Motee Musjid hat viele enthusiastische Verehrer. Die Jumma Musjid (große Moschee) die ich schon beim Eintritt ins Fort erwähnte, ist in demselben Stil, nach demselben Plan erbaut, größer und ein schönes Gebäude, aber ihr gröberes Material und der dilapidirte Zustand in dem sie sich leider befindet, lassen sie nicht neben ihrer schönen Rivalin aufkommen.

Der zweite Besuch galt Akbar's, des großen mahommedanischen Herrschers Grab in Secundra, etwa 3 englische Meilen von den zerstreuten Bungalows der englischen Niederlassung in Agra. Hunderte von kleinen Grabmälern aus Backstein sind dem Wege entlang in der Ebene verstreut, manche von hoher Schönheit, andere plump, aber fast alle zerfallen; diese etwas vergängliche

Art sich zu verewigen ist gemein in Indien, wo solide Steine fehlen, und ein zwanzigjähriges Gebäude beginnt oft schon zu zerfallen; ja oft fällt es irgend einem prosaischen Bauherrn in die Hände, der die alten Backsteine zu einem neuen Hause verwendet, und eben weil es Denkmäler sind vernachlässigt sie die Nachwelt, die ihre Ehre lieber in neuen Bauten sucht. Der stolze Marmor ist oft durch eine Indien eigenthümliche Art Stuck, chunam ersetzt. Nirgends ist die Menge solcher Ruinen größer als um Agra, wir ließen sie aber sehr gleichgültig liegen, um ungesäumt das größere Werk zu erreichen, und da Backsteine freilich kein Material für ein Kaisergrab sind so hatten wir etwas Unvergänglicheres zu erwarten. Ein indisches Grab diesen Ranges ist meist von einem großen Garten umfangen, eine Mauer umgibt das Ganze, und jede Seite des Vierecks hat in der Regel einen Thorbau von geringerem Material als das Denkmal selbst. Den Haupteingang in Secundra fanden wir leider etwas zerstört, vier Minars von weißem Marmor die an den Ecken standen theils zerfallen, und mancher Schaden an dem Bau selbst gethan; ein ungeheurer orientalischer Bogen mit Nische umgibt das Hauptthor, von wo man in eine Rotunde tritt; Alles im großen Stil, das Material von rothem Sandstein und eingelegt mit verschiedenen Marmorarten: die Reihen von Arabesken und mathematischen

Figuren welche um die Bögen herumlaufen, sind besonders schön. Von dem Thorweg erblickt man das Denkmal in der Mitte eines wohlgepflegten Gartens; es verliert sehr in der Fernsicht, und die in abnehmenden Dimensionen aufeinander gesetzten fünf Stockwerke zeigen nichts als ein Gewirr von Gallerien und Thürmchen ohne Regel und Plan; das ist der allgemeine Vorwurf den man dem Grab in Secundra macht, und die Einzelheiten müssen dafür entschädigen. Der Garten mit gepflasterten Wegen aus Steinplatten, mit artigen Blumenbeeten und uralten Tamarindenbäumen macht einen freundlichen Eindruck, und wie man sich dem Gebäude selbst nähert, das als ungeheures Quadrat mit vier völlig gleichen Façaden dasteht, beginnt man die Schönheiten der einzelnen Theile zu bemerken und wird unwillkürlich gefesselt, selbst wenn man beim Eintritt in den Garten so voreilig wie ich ausgerufen hat: „Das hatte ich mir schöner erwartet.“ In der Mitte jeder Façade wiederholt sich der große Thorweg von rothem Sandstein, eingelegt mit herrlichen Mosaikfiguren in großem Maaßstab; marmorne Kuppeln krönen diesen Bau, und eine Gallerie von Ornamenten umgibt die Zinnen, welche mein Begleiter mir als Kreuze bemerklich machte. Daß Akbar eine hohe Meinung von der christlichen Religion hatte und Missionäre kommen ließ, von denen er sagte ihr exemplarisches Leben beweise für die Wahrheit

ihrer Lehre, ist bekannt; aber ob man das mit jenen Kreuzen in Verbindung bringen soll ist sehr zweifelhaft.* Arkaden von maurischen Bögen umgeben den Mittelpunkt des Gebäudes, sie sind einfach angestrichen und dienen als eine Art Verandah zum Schutz des Heiligthums; unter den vordersten Bögen, welche durch köstliches Gitterwerk von weißem Marmor abgeschlossen sind und ein nur gedämpftes Licht empfangen, ruhen einige Glieder von Akbar's Familie, ja einige spätere Abkömmlinge der jetzt so tief gesunkenen Mogul-Dynastie, unter andern ein Prinz von Delhi den Mr. Allen noch persönlich gekannt hatte. Schöne Mosaik bildet die Fußböden, die Denkmale selbst sind aus weißem Marmor mit großer Freiheit und Schönheit gehauen, reich verziert mit den einzigen Ornamenten die dem mahommedanischen Künstler freistehen, mit Blumen und Arabesken; man bedauert daß diese Nebenkapellen nur kleine Theile des großen Denkmals sind und daß ihr Werth durch Vergleichung verschwindet.

In das große Gewölbe gelangt man durch eine Vorhalle von hoher Schönheit und Pracht; die Bögen verlaufen sich in Gitterwerk dem gothischen ähnlich, und das Ganze ist gemalt im Geschmack und mit all der Pracht der Allerheiligenkapelle in München. Das

* Dieselbe Verzierung traf ich in der Moschee El Hasanein in Cairo.

Gewölbe, das wir schweigend und mit unwillkürlicher Ehrfurcht vor den Manen eines Königs betraten der sich ein solches Grab schaffen konnte, ist düster; in der Mitte der Grabstein von Marmor und mit einer Decke von Stoff geschmückt; die englische Regierung, die mit sehr angemessener Freigebigkeit die Unterhaltung des Grabmals auf sich genommen hat, gönnt dem großen Monarchen, dessen Enkeln sie jetzt das Gnadenbrod reicht, diese Decke und erspart den Mahommedanern die Demüthigung, das Denkmal so vieler verblichener Herrlichkeit vergessen und vernachlässigt zu sehen. Es war nicht möglich die Größe des völlig düstern Doms abzusehen, aus den Schwingungen einer Lampe die herabhängt, schätzten wir seine Höhe auf etwa 50 Fuß. Eine Platform von 300 Fuß im Gevierte, über dem ersten Stockwerk, dient drei anderen Gallerien von rothem Sandstein zur Basis, die sich über einander erheben, und je nachdem man sie ersteigt einen immer mehr erweiterten Blick über die fruchtbare und baumreiche Ebene gewähren: ein kleines christliches Dorf mit seiner Kirche bildet einen pikanten Aussichtspunkt. Ueberhaupt ist das Ganze mehr heiter, mehr die Unvergänglichkeit eines großen Namens als den Ernst des Grabes vergegenwärtigend; der bunte freundliche Garten, die Schaaren munterer Parroquit's, die sich in den Bäumen und auf den Minars des Grabmals selbst herumjagen, die leichte

orientalische Bauart, überwölbt von einem ewig heitern Himmel, Alles das hat eine wesentlich helle Seite; die Krone des Ganzen aber, und abermals mit diesem freudigeren Charakter im Einklang, ist das fünfte Stockwerk, eine Gallerie von weißem Marmor, 90 Fuß im Quadrat, ohne Dach und nur einen bedeckten Gang ringsum enthaltend. Hier ist Alles sonnig, rein weiß; das Cenotaph des Königs, abermals aus weißem Marmor kunstvoll geschnitten, steht in der Mitte dieses Raumes und schließt den ganzen Bau in würdiger Weise. Diese Gallerie ist von tadelloser Schönheit, eilf Fenster auf jeder Seite, durch Marmorgitterwerk von unübertrefflicher Zartheit und Abwechslung der Formen geschlossen, zeigen die Gegend nur durchscheinend ohne das Ganze zu verdunkeln, die Zierrathen, die Inschriften, Alles ist zart und schön im vollsten Maaße, der Marmor von vollkommener Weiße, und nichts geschädigt und verwittert. Eine schönere würdigere Stelle für den Denkstein in der Mitte ist nicht denkbar; zum eigentlichen Grabstein nur eine Nebensache bildend, versinnlicht er die mahommedanische Sitte, daß weder auf noch über ein Grab profane Schritte treten sollen. Sprachkenner sagten mir daß der Stein in der Mitte die 99 Namen Gottes, und nur als letzten „Akbar" d. i. groß, zugleich als Erinnerung an den Todten enthalte.

Ich erwähnte schon als vom Denkmal aus sichtbar

das christliche Dorf; hier wie in Benares wurden während der großen Hungersnoth Waisenkinder aufgelesen und als Christen erzogen; die Herangewachsenen haben sich meist untereinander verheirathet, und das Dorf hat Kirche, Schule und in einem alten Grabmal in der Nähe eine Druckerei, die die Mehrzahl der Waisen beschäftigt. Die Regierung unterstützt wiewohl nur indirekt nach ihrem Grundsatz die Anstalt, welche sonach sehr blühend ist. Das Grabmal welches so zu einem frommen und nützlichen Zweck umgewandelt ist, ist aller Wahrscheinlichkeit nach das einer portugiesischen Christin, einer Gemahlin Akbar's; daß eine solche eristirte ist bekannt, und der Umstand daß der Bau keine einzige Inschrift aus dem Koran besitzt, scheint jene Annahme zu bestätigen. Mit hoher Befriedigung schied ich von Secundra: das Grabmal ist der Gegenstand allgemeiner Bewunderung unter den Europäern und ehrfurchtsvollen Gedächtnisses für die Mahommedaner. Akbar hat dieses Denkmal, das 52 Jahre zu seiner Vollendung brauchte, sich selbst errichtet, und wie thäte auch Jemand so viel für einen Andern! Und doch ist gerade Agra der Ort, wo ein Nachfolger Akbar's auf dem Mogulthron, Shah Jehan, dem Andenken einer geliebten Gemahlin ein noch unendlich herrlicheres Grabmal errichtete, herrlich durch die Schönheit seines Bau's und tief ergreifend als der unerreichbare Ausdruck der reinsten und zärtlichsten Liebe.

Die Gemahlin Shah Jehan's, welche neben andern Namen den Moomtaz Mahal führte, starb im Jahr 1040 der Hegira, also in der Mitte des 17. Jahrhunderts; ihre Asche ruht jetzt neben der ihres Gatten, der den Plan hatte am andern Ufer der Jumna ein ähnliches Denkmal für sich selbst zu errichten und durch eine Brücke die beiden zu verbinden. Von diesem sind nur die Grundmauern sichtbar, und das Taje Mahal, wie es genannt wird, steht, wie es sein sollte, einzig und unübertroffen da. Vollkommen erhalten bis auf den heutigen Tag macht es den Eindruck eines Feenwerks, denn kein irdisches Gebäude kommt ihm nahe.

Angemessen mahommedanischer Sitte betritt man das Taje durch einen großen Serai, Hallen von bedeckten Arkaden und anstoßenden Gemächern für Reisende; auch eine Moschee befindet sich unter diesen Vorwerken, Alles von rothem Sandstein, zierlich erbaut, aber nicht der Beschreibung werth. Vom Serai gelangt man in einen innern Vorhof, ebenfalls von Arkaden eingeschlossen, und hier bemerkten wir einige Zelte von enthusiastischen Reisenden errichtet, die hier im stündlichen Anblick des Taje ihre Seligkeit fanden. Man nähert sich nun dem Haupteingang, einem hohen Thorweg, ähnlich dem von Secundra und mit köstlichen Mosaikverzierungen und arabischen Inschriften (schwarzer Marmor in weiß) ausgelegt. Dieser Thorweg ist herrlich für

sich allein, und würdig des Gebäudes auf das er vorbereitet. Und von der innern Schwelle desselben hatte ich den ersten Anblick des Taje aus der Nähe: — am Ende einer Allee von Cypressen, welche ein langes schmales Bassin mit springendem Wasser einschließt, erhebt sich der mittlere Dom eines hohen leuchtenden Gebäudes von weißem Marmor; die Seiten von hier aus leider versteckt durch den Garten und die dichtbelaubten Tamarinden und Mango's, aber dennoch schon ein herrlicher Anblick. Von hier aus schon zeigen sich die großen, einfach edlen Umrisse, die Kuppel in orientalischem aber darum nicht weniger ansprechendem Geschmack, die große Fronte mit einer tiefen Nische, in der das gegitterte Thor sich in dieser Ferne nur zwerghaft ausnimmt; das in der That ist der Mangel eines glänzend weißes Baues, daß er uns zu nah und darum verkleinert erscheint. Aber der Eindruck des Gartens mit seinem tiefgrünen Laub, den Blumen welche das Bassin umgeben, und im Hintergrund ein schneeweißer Palast unter dem blauen Himmel, dieser Gesammteindruck ist der eines Feenschlosses, nicht einer irdischen Behausung. Wir traten näher mit zaudernden Schritten, wie ein Mensch gehen würde der sich in ein wahres Zauberschloß versetzt sähe, oder wie ein Kind in einer Weihnachtbescheerung, die ihm die Ideale seiner Wünsche in Einer Herrlichkeit vorhält. Der Eindruck ist überwältigend, und so für Jeden der

es betritt. Angelangt an der Platform auf der das Gebäude sich erhebt, findet man eine in dem Grundwerk verborgene Treppe und erreicht bald das große 330 Fuß im Gevierte haltende Plateau, erhaben über dem Garten um etwa 15 Fuß, und auf diesem zeigt sich denn das Taje in seiner reinen einzigen Pracht, unverhüllt und durch nichts beeinträchtigt. Vier kolossale Minars von etwas konischer Form und ebenfalls so wie der Grundbau von schneeweißem polirtem Marmor, stehen an den vier Ecken, in der Mitte das Hauptgebäude, alle vier Fronten völlig gleich und mit vier Nebenfronten, welche das Ganze zu einem Achteck machen, so jedoch daß die letzteren viel schmäler sind. Eine hohe Nische in der Mitte, das Thor mit gegittertem Marmorwerk umfassend, daneben auf jeder Seite zwei Nischen übereinander, bilden jede der Hauptfronten; die große, etwas ausgeschweifte Kuppel mit dem Halbmond* gekrönt, bildet die Spitze des Ganzen, vier kleinere Kuppeln befinden sich über jeder Ecke. Diese allgemeinen Grundzüge sind nur die geringste Schönheit des Gebäudes; die Arabesken und arabischen Inschriften in Mosaik, welche von der Grundmauer bis zur Spitze die ganze Oberfläche erfüllen, und je nach der Entfernung vom Auge oder der Größe der Fläche die sie zieren, in Größe abweichen,

* Der liegende Halbmond ◡ ist der wachsende Mond niederer Breiten.

sind das Bewunderungswürdigste; eine ungeheure Steinmasse deren jeder Theil mit Mosaik geschmückt ist, ohne in's Kleinliche zu fallen, ein Werk das man durch menschlichen Fleiß für unausführbar halten sollte, das bedingt den Eindruck des Vollkommenen, den das Taje auf jeden Besucher macht. Daß noch Niemand in seinen Erwartungen von der Schönheit des hochgepriesenen, als die erste Zierde Indiens anerkannten Taje getäuscht worden ist, ist der höchste Ruhm und Stolz dieses Prachtbaues, und der kälteste Beschauer kehrt gern zu wiederholten Malen nach einem Werke zurück, an dem man sich nicht satt sehen kann.

Nun betritt man das Innere des Bau's, dessen äußere Schönheit die höchsten Erwartungen rege macht. Vorn ist ein Vorhof, ausgeziert mit köstlich eingelegten Marmorblumen und mit derselben Sorgfalt bis in's Einzelne vollendet wie das Ganze; links und rechts tritt man in eine Reihe von Gemächern, welche das Innere des Heiligthums als eine Art Schutzwehr umgeben; in der Mitte befindet sich die Kuppel des Grabmals, matt erleuchtet durch die aus Marmor gitterartig gearbeiteten Fenster, welche an der innern Seite jener Nebengemächer angebracht sind. Sobald das Auge sich an das gedämpfte Licht gewöhnt, zeigt sich dann der Dom von weißem Marmor, in den edelsten Proportionen ausgeführt, innerhalb dessen die Denkmale befindlich sind.

Ein marmornes Gitterwerk umgibt die letzteren, mit einer Leichtigkeit und Schönheit aus dem Steine gearbeitet die entzückend ist; ringsum zieht sich eine Guirlande von Blumen: was am äußern Bau in Marmor eingelegt ist, besteht hier aus edlen Steinen, Jaspis, Agat, Carneol und Lapis Lazuli. Man tritt nun in die Vergitterung ein, und glücklich wer wie ich bei meinem zweiten Besuch des Taje die Schönheit dieses Allerheiligsten in Einsamkeit genießen kann. In der Mitte der Einfassung ist das Grabmal der Fürstin welche dem Ganzen seinen Namen gab, auf einer viereckigen breiten Unterlage ein länglich niedriger Bau. Blumen und Guirlanden von edlen Steinen eingelegt umziehen es, während künstlich eingelegte Inschriften in arabischen Charakteren selbst dem der Sprache Unkundigen ein neuer Zierrath erscheinen. Die zartesten Blumenformen welche eine reine und reiche Phantasie schaffen kann, ausgeführt in Stein mit einer Leichtigkeit die dem geschicktesten Maler Trotz bietet: alle Beschreibung hört da auf, und die Schönheit des Werks läßt die Bewunderung der hohen Kunstfertigkeit des Meisters vergessen.

Shah Jehan's Grab ist neben seiner geliebten Gemahlin, und in ganz gleicher Arbeit; gelehnt an eines dieser Denkmale stand ich fast eine Stunde, ohne mich von dem erhebenden Eindruck des Ganzen, der reinen Schönheit der Einzelheiten losreißen zu können, erhebend

über alle düstern Anschauungen des Todes; es ist ein reines Denkmal der Ruhe und überirdischen Seligkeit, ein Denkmal zugleich einer unendlichen Liebe, die für die Reste des geliebten Gegenstandes ein Mausoleum baute wie die Welt kein anderes hat. Aber so hingerissen wie ich war von dieser herrlichen Umgebung, so wenig lassen diese Empfindungen eine Zergliederung und kalte Nacherzählung zu.

Was soll ich noch von den Nebendingen sagen, dem eigentlichen Grabgewölbe unter dem großen Dom, das nur dazu beiträgt den schönen hellen Eindruck zu zerstören; von den zwei Nebengebäuden, deren eines eine Moschee ist, das andere einfach eine Halle, beide im Stil des Thorbaus mit weißen Marmorkuppeln; nach dem Taje selbst erscheint jedes Bauwerk schaal und kleinlich. Von allen möglichen Seiten betrachtete ich den herrlichen Bau und riß mich erst spät los mit einem Gefühl von Sehnsucht, mit dem ich nicht leicht einen Gegenstand oder eine Person im Lauf meiner Reisen hinter mir gelassen habe. Zwei Dinge außer Europa sind hoher Bewunderung werth, der Niagarafall und das Taje Mahal, aber jener läßt das Herz kalt, während dieses den unauslöschlichen Eindruck eines verlornen Paradieses in dem hinterläßt, der geringe Hoffnung hat es noch einmal im Leben wieder zu erblicken.

Glückliche Enthusiasten, die ihr Eure Zelte im

Vorhof dieses einzigen Bauwerks aufschlugt; wie habe ich euch beneidet, als ich zum Erstenmal die geweihten Räume betrat! Aber diese Erdenwelt ist keine Stätte für reine Genüsse; so meinte auch das Gewitter das in der folgenden Nacht über Agra herzog. Als ich am nächsten Tag das Taje wieder aufsuchte, sah ich die unglücklichen Zelte halb abgebrochen in Mitte einer großen Pfütze, während die geretteten Effekten auf den Treppen des Vorhofs trockneten und die elenden Bewohner unter die Arkaden des Serai's geflüchtet, unter Staub und Ungeziefer ihr Geschick verwünschten. Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!

Noch viele herrliche Gebäude aus der Mogulzeit bewundert der Reisende in Agra und in nahe gelegenen Orten, namentlich in Futtehpore Seecree, wo ein Palast Akbar's sich befindet; mich zog keines mehr an nachdem ich das Taje gesehen, und am 27. Januar verließ ich Agra, um nun auch noch das stolze Delhi zu besuchen.

Ich wählte den Weg über Muttra, eine hochheilige Hindustadt, konnte aber mit der Erinnerung an die edeln und reinen Denkmale Agra's nur mit Ekel auf das fanatische schmutzige Treiben in diesem übrigens stattlichen Orte blicken; der Unfug von Braminy-Ochsen war fast noch größer als in Benares, und hier kamen noch die heiligen Affen hinzu, die mit unglaublicher Frechheit den Verkäufern ihre Früchte in der Straße stahlen, von

irgend einer Ecke eines Gebäudes herabspringend, und ihren Raub in Sicherheit brachten ohne daß es Jemand wagte sie zu verscheuchen. Aus einem Tempel trieb man mich mit zornigen Geberden hinweg, und Muttra ist glaube ich der Ort, wo zwei junge englische Officiere die einen heiligen Pfau geschossen hatten, von der fanatischen Menge umgebracht wurden, von einer Menge die sich von den Sahib's jede Mißhandlung gegen sie selbst würde haben gefallen lassen. Um der verdummten Hindustadt willen hatte ich obendrein die große Straße verlassen, und mußte wegen Mangels an Trägern liegen bleiben. Die Hülfe und gastfreie Aufnahme eines Zollbeamten auf dieser Strecke ist mir auch deshalb erinnerlich, weil ich hier in einem europäischen Haus zum Erstenmal die indische Heizung mit gedörrtem Mist sah; in dem holzarmen Lande ist sie allgemein bei den Eingebornen, und man sieht überall das was man in Thüringen Kuhfladen nennt, zum Trocknen an die Häuserwände angeklebt.

Am 29. Nachts kam ich in Delhi an, wo mich abermals die gütigste Gastfreundschaft im Hause des Herrn Roberts, eines hochgestellten Civilbeamten erwartete, und wo mir die Herrlichkeit des Ortes durch einen so gefälligen als kundigen Führer gezeigt wurde.

Das jetzige Delhi, eine Schöpfung des prachtliebenden Shah Jehan, und nach ihm Shahjehanabad

genannt, ist eine der wenigen Städte, vielleicht die einzige in Indien, welche einige Regelmäßigkeit, erträglich weite Straßen und leidliche Ordnung aufzuweisen hat und ein geschlossenes Ganze bildet. Die Jumna begrenzt sie auf der Ostseite und dort befindet sich der Palast; die übrigen Seiten sind von hohen Granitmauern mit Zinnen versehen, eingeschlossen; zwölf Thore von prachtvoller, solider Bauart unterbrechen diese langen einförmigen Mauern und geben das Ansehen einer wohlbefestigten Stadt. Das Ganze erinnert an die Forts von Allahabad und Agra, welche von derselben Dynastie erbaut sind. Viele Europäer wohnen innerhalb der Mauern, ein sehr seltener Fall in Indien; aber die Cantonnements des Militärs und viele Bungalows von Civilbeamten liegen außerhalb vor dem Cashmere-Thor in einer staubigen trostlosen Einöde; denn ausgenommen das Land am Flusse ist der Boden sehr dürftig, von Schluchten und Rissen durchfurcht und in dieser Jahreszeit völlig ohne Graswuchs, wie leider dieser ganze Theil von Indien. Die Hauptstraße der Stadt ist Chandney Chowk, eine Straße die an Breite und Schönheit in Indien ohne Gleichen ist; ein Kanal, der die Stadt mit gutem Trinkwasser versieht und zur Bewässerung der Felder dient, fließt durch die Mitte und ist von einer Allee beschattet; die Häuserreihen an der Seite sind stattlicher als in irgend einem andern Orte, und das

Gedränge von Fuhrwerk und Fußgängern jeder Tracht und jeder Nation erstaunlich.

Am Ende von Chandney Chowk erhebt sich das prachtvolle Thor des Palastes und seine ungeheuern rothen Mauern, ein Aeußeres von großartigem Ansehen, das die verstaubten Trümmer der Mogulherrlichkeit verbirgt. Zur Rechten hat man eine hübsche Moschee mit vergoldeten Kuppeln, ein historisch merkwürdiges Gebäude, denn dort saß Nadir Shah, der persische Eroberer, als er im Jahre 1739 ein allgemeines Gemetzel unter den Einwohnern anbefahl, und das Blut der Erzählung nach förmlich in Strömen in Chandney Chowk floß. Die schönste Moschee der Stadt aber ist die Jumma Musjid (große Moschee), von Kennern wegen ihrer schönen Proportionen gelobt und wohl die prachtvollste Moschee Indiens, selbst nicht mit Ausnahme der marmornen Motee Musjid in Agra. Dieses Gebäude erhebt sich auf einem Felsen in der Mitte der Stadt, und zwar auf einer ungeheuern quadratischen Terrasse; drei Thorwege mit einer hohen Flucht von Stufen führen auf die Platform, welche auf drei Seiten von offenen Gallerien eingefaßt ist. Der Blick auf die Stadt und die Gärten und Gebüsche, an denen troß seiner staubigen Flur Delhi reich ist, ist herrlich, und die orientalische Uebertreibung welche Delhi eine Stadt von Perlen auf einem Meer von Smaragd nennt, erscheint

weniger unpassend. Die Jumma Musjid selbst nimmt die westliche Seite der Platform ein und ist aus rothem Sandstein und weißem Marmor in der schon mehrfach beschriebenen Weise zusammengesetzt. Die Minars an den äußersten Enden stehend gelten für besonders schön, und so die ganze Musjid; ich hatte aber in der letzten Zeit so viele herrliche Gebäude orientalischen Stils gesehen, daß ich in dieses hohe Lob nicht einstimmen konnte. Das Innere ist wie immer völlig einfach, nur die Stufen für den Ausleger des Korans (in dieser Moschee künstlich aus einem Block geschnitten) und die Kibla, d. i. die nach Mecca gerichtete Nische enthaltend. Eine wunderliche Reliquie aber bewahrt man in einem Nebengebäude: den Bart Mahommed's. Mr. Roberts erzählte mir, welche vergebliche Mühe er sich vor Kurzem, als Capitain Mackenzie da war, gegeben habe dieses Wunder zu sehen, und wir waren natürlich nicht glücklicher. Capitain M. hatte den Priester sehr in die Enge getrieben, indem er ihn sophistischer Weise fragte: „Wen verehrt Ihr in der Moschee?" — „Gott." — „Und in diesem Heiligthum?" — „Den Bart Mahommed's." — „Ist es nicht absurd, daß Ihr uns gestattet das größere Heiligthum zu betreten und uns aus dem kleinern ausschließt?" Der arme Priester ward völlig verwirrt und vergaß die richtige Antwort: „Ihr verehrt Gott, aber Mahommed erkennt Ihr nicht an." Auf den Stufen

des Thorwegs stehend unterhielten wir uns mit dem Anblick der Taubenflüge, welche in allen indischen Städten und in Delhi besonders eine große Rolle spielen. Eigne Händler richten diese Flüge ab gewisse Evolutionen auszuführen, andere Flüge anzugreifen und ohne eine aus ihrer Zahl zu verlieren, durch sie hindurch zu streichen, und endlich auf das Zeichen mit einem Tuch sich auf dem Dache zur Fütterung niederzulassen. Ein so abgerichteter Flug findet zahlreiche Liebhaber und wird theuer verkauft.

Nun war der Palast vor uns, ein Gebäude von so ergreifendem historischen Interesse, daß vielleicht kein anderes außerhalb Europa ihm an die Seite gestellt werden kann. Hier wohnen die Nachkommen eines Tamerlan, Babur, des großen Akbar, Shah Jehan, Aurung Zeb und anderer weltbekannter Namen, und hier herrscht noch bis zum heutigen Tage ein Schattenkönig aus demselben erlauchten Stamme, ja der direkte Abkömmling jener großen Mogul's. Als die Engländer im Anfang des Jahrhunderts die Mahrattas überwanden, setzten sie den armen von seinen Bezwingern geblendeten und gefangenen Shah Allum wieder auf den Thron seiner Vorfahren, statteten ihn mit einem Einkommen von 12 Lacs (die jetzt auf 15 erhöht sind) reich aus und gaben ihm den Titel König von Delhi; sein Reich erstreckte sich indeß nicht weiter als auf den

Umkreis seines Palastes, und er war, so wie nun auch seine Nachfolger, ein bloßer Pensionär der Engländer. Akbar II. sein Sohn folgte ihm, und der jüngere Sohn Bahadur Shah erbte nach ihm den Titel eines „Königs der Könige, weise, glücklich und siegreich," mit dem er sich noch jetzt von seinen Herolden begrüßen läßt. Die Stellung dieses länderlosen Königs ist eine sehr eigenthümliche; obgleich ohne alle Macht oder selbst Einfluß, wird er dennoch von allen mahommedanischen Fürsten Indiens mit der Ehrfurcht betrachtet, welche seine hohe Abstammung gebietet; seine Titel (und die Verleihung solcher ist eine der wenigen Handlungen die ihm frei stehen) sind noch immer gesucht unter den Mahommedanern, und weit angesehener als die welche die Gewalthaber der Gegenwart verleihen — ja es kommt oft vor daß ein Indier, mit einem englischen Titel begnadigt, den König von Delhi um Bestätigung desselben angeht. Der Nuwab Vizir von Oude, obgleich von den Engländern zum König gemacht, fühlt sich mehr geehrt durch den historischen Titel seiner Vorfahren als durch diese neue Würde, und kein Indier nennt ihn König.

Es ist dem Reisenden von großem Interesse den Abkömmling der Mogul's auf seinem Throne zu sehen, und ich hielt sofort um die Erlaubniß dazu an: leider traten aber die folgenden Gründe dazwischen. Seit Lord

Ellenborough ist es allen englischen Unterthanen verboten, an irgend einem den Engländern unterworfenen Hofe Nuzzur's oder Geschenke darzubringen; der König von Delhi aber will Niemanden empfangen der ohne dieses Zeichen der Unterthänigkeit erscheint, so daß also seit jener Zeit kein Engländer mehr präsentirt wurde. Man war so gütig meinen Wunsch in Erwägung zu ziehen, aber es wurde entschieden, man habe allerdings nichts dagegen daß ein Ausländer dem Könige Nuzzur's darbringe, aber man wolle nicht daß der englische Resident den Ausländer in diesem Falle präsentire. Die Regierung hatte ganz recht, aber meine Vorstellung wurde freilich damit faktisch unmöglich. Die Nuzzur's bestehen prosaisch genug aus 4 Gold-Mohurs in baarem Geld (etwa 8 Louisd'or) wofür ein Gegengeschenk, ein Ehrenkleid, gegeben wird. Man sollte wohl glauben, daß diese Schattenkönige die den Engländern Alles verdanken, sich die Freundschaft derselben angelegen sein ließen; aber viele Belege widersprechen dem. Shah Allum hatte von seinen Beschützern und Rettern ein paar Kanonen geschenkt erhalten, und der erste Gebrauch den er davon machte war der auf englische Truppen zu feuern. Natürlich nahmen sie ihm das gefährliche Spielzeug wieder weg. So haben sich die Könige von Delhi auch nie herabgelassen einen Generalgouverneur mit den Ehrenbezeigungen welche dieser prätendirte zu empfangen:

ein Stuhl zum Sitzen wurde versagt, und die Audienz konnte nicht stattfinden.

Das Thor des Palastes ist prachtvoll, die senkrechten 60 Fuß hohen Mauern und die stattlichen Thürme des Thorbaues bereiten auf etwas Großartiges vor, und man betritt mit großer Spannung das Innere; ein langer gewölbter Gang führt in den ersten Vorhof, und hier waren wir genöthigt unsern Wagen zu verlassen; eben so mußten die Damen trotz der großen Sonnenhitze sich ihrer Sonnenschirme entledigen, denn der König der innerhalb seines Palastes eine Art Souverainetät genießt, duldet den Chattah, dieses Attribut königlicher Herrlichkeit nicht in seiner Nähe, und die armen Sonnenschirmchen, für die das Gesetz wohl nicht gemacht war, mußten dahinten bleiben. Man betritt nun eine Thorfahrt, in deren oberen Räumen Musikanten aufgestellt sind so oft der König hindurch zieht; innerhalb findet sich ein unregelmäßiger Hof, verunziert mit Bauwerken des verschiedensten Geschmackes, ein Bungalow mit einem Strohdach in einer Ecke ist die Wohnung des Thronfolgers. Die Seite gegenüber dem Thorweg nimmt die große Audienzhalle, Dewanee Aum ein, eine lange Halle auf einer mehrfachen Reihe orientalischer Bögen ruhend, und im Hintergrund der Thron, etwa 8 Fuß erhaben und nur durch verborgene Treppen von der Seite zugänglich, während der König von hinten durch eine

vergoldete Thür eintritt. Der Baldachin über diesem Thron und die Säulen die ihn tragen, sind in weißem Marmor im Geschmack des Taje eingelegt und außerordentlich schön. Der Hintergrund enthält Mosaikdarstellungen von Vögeln und darüber eine Mosaikcopie eines Orpheus, wie man sagt von Raphael. Aus diesem Ornament sucht man darzuthun, daß alle das herrliche eingelegte Werk des Taje und andrer gleichzeitiger Gebäude Europäer als Urheber hat, und man bringt mit diesem Factum die Grabsteine mehrerer Italiener auf dem katholischen Kirchhof in Agra in Verbindung, deren Jahrszahl, nicht fern von der Zeit der Errichtung des Taje, weitere Bestätigung zu enthalten scheint. Der ganze schöne Thron und die Halle ist verstaubt und verschmutzt und macht einen peinlichen Eindruck. Geführt von Bediensteten die silberne Stäbe trugen, fanden wir unsern Weg durch ein Labyrinth von Höfen und Thoren, durch nichts ausgezeichnet als Unregelmäßigkeit und Verfall, bis wir die Privat-Audienzhalle, Dewanee Kas erreichten, ein kleines oblonges Gebäude von weißem Marmor, geziert durch purpurne Zeltvorhänge ringsum. Die orientalischen gezackten Bögen der Halle welche den mittleren Raum umgeben, sind von hoher Schönheit, mit Mosaikguirlanden ausgelegt. Das Dach ist vergoldet und die Wände über den Bogen verziert mit leichten Einfassungen, zwischen denen in

vergoldeten persischen Lettern die berühmte Inschrift erscheint:

„Wenn es ein Paradies auf Erden gibt, so ist es dies!“

In den Zeiten wo der Pfauenthron diese Halle schmückte, und der Großmogul sich hier in der Mitte seines glänzenden, im Orient ohne Gleichen dastehenden Reiches fühlte, war die Inschrift keine Uebertreibung. Die Halle ist feenhaft schön, die Aussicht auf die grüne Ebene und die in der Regenzeit eine Stunde breite Jumna, welche die Mauern des Palastes bespült, eine der anmuthigsten, aber wo ist die Herrlichkeit des Mogulreiches? Ein marmornes Piedestal bezeichnet die Stätte des von den Mahrattas geraubten Pfauenthrons, und ein anderes kleines Piedestal, von Alabaster denke ich, steht näher am äußeren Bogengang von wo man die Aussicht genießt. In der Nähe dieser berühmten Stätte ist eine kleine, gegenwärtig vom König vornehmlich benutzte Audienzhalle mit einem Pavillon.

Eine kleine Moschee von weißem Marmor, wie die ähnliche in Agra Motee Musjid, Perlmoschee genannt, ist bemerkenswerth mehr wegen des schönen Materials als wegen der Bauart; ihre vergoldeten Kuppeln bilden einen der hervorragendsten Punkte vom andern Ufer der Jumna gesehen, und sie ist weiter noch ausgezeichnet als Platz der Privatandacht des Königs. Von da gelangten

wir in einen Garten wo der König sich zu ergehen pflegte, Alles vernachlässigt und in Verfall. Das Ganze macht einen tief melancholischen Eindruck, und wir fühlten uns erleichtert als wir das Freie wieder gewannen.

Sechstausend Verwandte, darunter 80 Kinder des Königs wohnen in dem Palast und sind von seiner Freigebigkeit abhängig; es läßt sich also denken in welcher unköniglichen Dürftigkeit die Mehrzahl derselben lebt; die ärmeren Prinzessinnen sollen sich mit der Stickerei der Delhi-Shawls ernähren. Der König Bahadur Shah, damals 76 Jahre alt, hatte wenig hervorstechende Eigenschaften; er war mit seinem Vater als Kind Gefangener der Mahrattas, und gezwungen die Handtrommel bei ihren Festen zu spielen; sein Vorgänger und älterer Bruder Akbar II. war geehrt und geliebt von Eingeborenen und Europäern. Der König verläßt fast täglich seinen Palast, um sich nach Humayun's, seines Ahnen Grab, dem Cootub Minar und ähnlichen Orten zu begeben, aber selten geht er in die Stadt, die seinen Vorfahren unterthan gewesen und nun einem neuen Herrn dient. Trotz der Erniedrigung in der diese unglückliche Familie lebt, kommen doch manchmal wunderliche Beispiele von Arroganz vor. Das alte Prärogativ der Krone, daß Niemand bedeckten Hauptes oder zu Pferd vor dem König erscheinen, begegnende Elephanten niederknieen sollen, wird manchmal in der Stadt oder Umgegend

selbst Europäern gegenüber erzwungen; ein Engländer wurde vor wenigen Jahren vom königlichen Gefolge vom Pferde gerissen, und den englischen Behörden wird es schwer Schonung für eine gefallene Größe zu üben, die mit so unweiser Verkennung ihrer Lage und der Schuld des Dankes auftritt. Desto mehr erniedrigt sich aber diese Höflingswelt vor den burrah Sahibs, den großen und einflußreichen Leuten unter den Engländern. Mr. Roberts ging neulich in jenem Garten des Königs spazieren, als man ihm in ängstlicher Vorsorge die Bitte vortrug, er möge doch den König grüßen wenn er ihm begegne, als wäre ein Mann von feinem Gefühl im Stande es zu unterlassen.

Delhi hat 145,000 Einwohner nach dem letzten von Roberts gemachten Anschlag; ein genauer Census ist in Indien selten möglich und man gefällt sich oft darin die Zahlen sehr zu vergrößern; etwa 15,000 wohnen im Palast. Die größere Hälfte sind Hindus, aber dem Wesen nach ist es eine mahommedanische Stadt, und Mr. Roberts durfte es wagen die lästigen Braminen-Ochsen aufzufangen und verkaufen zu lassen. Vielleicht angeregt durch ein Gespräch das wir über die Sache hatten, hatte er an 60 aufgreifen lassen; die mahommedanischen Metzger wetzten schon schadenfroh ihre Messer in Hoffnung auf eine große Auktion, aber eine Zahl angesehener Hindus kam heran und verbürgte sich

die 60 Heiligen nach Jeypore, etwa 200 Meilen entfernt, transportiren zu wollen; ob die in Jeypore sich sehr freuten einen solchen Zuwachs von faulen Bäuchen zu empfangen, ist eine andere Frage.

Was mir nun von Delhi (oder richtiger Dehlee) zu erzählen übrig bleibt, ist ein Ausflug nach dem 12 englische Meilen entfernten Cootub Minar, der großen Curiosität des Orts. General von Gagern, den ich in Delhi wieder traf, sein Adjutant und ich machten ihn, jeder stattlich auf einem Elephanten, aber diesmal nicht auf der Howdah, sondern in indischer Weise auf dem bloßen Kissen, wo wir wohl oder übel mit gekreuzten Beinen sitzen mußten. Die ganze Strecke vom südlichen Thor der Stadt zum Cootub Minar ist voll von Ruinen, denn hier lag das alte Delhi der Hindus, im Gegensatz zu dem Shahjehanabad der Moguls; aber auch aus der Zeit der letzteren zeigt sich manches schöne Denkmal, und Kaiser Humayun's, und des Vezirs Sufder Jung Grabmäler sind am Wege, aber nach dem Taje wollten sie mir nicht mehr behagen; ferner gelten die Ruinen einer Festung und die einer riesigen Sternwarte im unbehülflichen Stil der von Benares für merkwürdig. Der Cootub ist eine Säule, das größte Bauwerk dieser Art in der Welt, denn er ist nicht weniger als 240 Fuß hoch, 40 Fuß im Durchmesser und nach oben verjüngt, so daß er an der obern Platform nicht

mehr als 10 Fuß hat. Mehrere Gallerien umgeben ihn in verschiedenen Höhen; er ist canellirt und mit Reliefs und Inschriften versehen. Das Material ist rother Sandstein. Das Ganze ist majestätisch genug, wiewohl nicht gerade gefällig. Die Aussicht von oben über die weite Ebene, die ungeheure Ruinenstadt und die Kuppeln und Minars von Delhi ist prachtvoll, aber furchtbar schwindlig, da nicht einmal ein Geländer auf der kleinen Platform angebracht ist. Bemerkenswerth ist auch die Abweichung von der senkrechten Linie, dem Fundament nach zu urtheilen eine absichtliche. Der Grundbau eines ähnlichen Pfeilers in einiger Entfernung liegt in Ruinen. Ringsum befinden sich Ruinen, offenbar Hindu-Ursprungs. Die Bögen erinnern an gothische und sind sehr schön; ein eiserner Pfeiler etwa 20 Fuß hoch, mit unleserlichen Charakteren beschrieben, trägt noch die Spuren des persischen Eroberers Nadir Shah, der im Zorn die Wucht einer Streitart dagegen gewendet haben soll. Ueber die Geschichte des Cootub Minar herrscht ein Dunkel von der rechten Dicke um das Licht des Alterthümlers hell strahlen zu machen. Viele behaupten daß der Minar Hindu-Ursprungs ist, und daß die darauf gehauenen persischen und arabischen Charaktere als Trophäe von den siegreichen Muselmannen angebracht sind; Viele behaupten sogar das Ganze sei von einem andern Orte durch die Moguls transportirt worden.

In Delhi machte ich endlich noch nähere Bekanntschaft mit den herrlichen Cashmere-Shawls, für welche hier ein großes Emporium ist. Nach Art der mangelhaften Handelsverbindungen aller dieser Länder sind sie in Calcutta oder Bombay schon um die Hälfte theurer. Umritsir bei Lahore und andere Orte jenseit der damaligen Grenze des britischen Reichs liefern die köstliche Waare; wie ich schon bei der Teppichwirkerei der Waisenkinder in Benares gesehen, werden die Muster der Arbeit durch den Gesang eines Werkmeisters angegeben, dessen einzelne Noten jede einen bestimmten Sinn haben. Merkwürdig ist es wie die schönsten Shawls aus einer Menge kleiner Stückchen zusammengesetzt sind. Ich ließ mir zwei Händler kommen, welche im Nu das Zimmer mit einer bunten Menge der kostbarsten Shawls förmlich überdeckten, so daß der Werth von vielen Tausenden umherlag, eine seltene Augenweide die die Wahl wirklich zur Qual machte.

Zehnter Abschnitt.

Die Himalayah's — Tigerjagd.

Um einen Ausflug nach den Himalayah's zu machen, die von Delhi nur noch 150 englische Meilen entfernt sind, verließ ich diese Stadt am 1. Februar Abends. Ich hatte eine unangenehme Reise, rauhes Wetter und heftigen Regen, den meine armen Träger kalt genug gefunden haben mögen, und erreichte etwa eine Stunde vor Sonnenaufgang Meerut. Ich gedachte nicht an diesem Orte, der nichts ist als eine völlig europäische große Militärstation, mich länger als nöthig aufzuhalten, aber man händigte mir eine Note ein des Inhalts, daß der Postmeister von Delhi meinen Dawk voreilig gelegt habe, und daß ich hier einen Tag bleiben müsse auf Gefahr unterwegs liegen zu bleiben. Zum Glück hatte ich einen Brief für Capitain Little, einen Officier in dem hier stehenden Garde-Uhlanen-Regiment, nach dessen Haus ich mich somit tragen ließ; der Capitain schlief

noch, ich ließ also meinen Palankin unter die Verandah setzen und that ein Gleiches bis der Tag anbrach. Die Gastfreundschaft eines Anglo-Indiers wird so oft auf diese und auf härtere Proben gestellt, daß mein Einbruch als etwas ganz Natürliches kaum erwähnt wurde; sein erstes Wort war die Ankündigung er müsse zu einer Revue, und die Frage ob ich ihn begleiten wolle. Ich sagte zu, und eine Viertelstunde darauf vergaß ich auf einem muthigen Cavalleriepferde die Unbequemlichkeiten der vergangenen Nacht: der Regen hatte den staubigen Exercierplatz etwas begossen, und da das Wetter sich gut anließ so war es ein herrlicher Morgen für den Zweck. Wir schlossen uns dem Uhlanen-Regiment an, was insofern kein angenehmes Ding war, als mein Pferd dem abwesenden Major gehörte und das Ziel seines Ehrgeizes an der Spitze der Truppe suchte; dabei des Nachtheils mir völlig bewußt, der auf einer Figur in Civil in Mitte einer Revue ohnehin lastet, hatte ich eine etwas schwierige Lektion im Bändigen englisch zugerittener Pferde zu bestehen, und kam erst zum Frieden als mein Gastfreund mich seinem Oberst präsentirte, und nun hielt ich mich an den. Wir sahen sein Uhlanen-Regiment, die 9th Royal Lancers, schon in seiner Eigenschaft als Garde-Regiment natürlich ein europäisches nach Indien nur temporär verlegtes, ein Sepoy-Cavallerie-Regiment, eine Batterie reitender Artillerie und

eine Abtheilung irregulärer Cavallerie, eine Art Miliz, deren malerische Erscheinung mich Laien am meisten interessirte. Kaum hatten aber die Evolutionen begonnen, als ein durchdringender Regen, kalt und widerwärtig, zu fallen begann und Alles heimtrieb.

Meerut ist eine der größten Militärstationen in Indien, aber neben den weitläufigen Kasernen und militärischen Niederlassungen hat es kein Interesse. Die Wohnungen der Officiere sind weithin zerstreut, jedes Haus hat sein Grundstück mit vielerlei Nebengebäuden für Pferde und Dienervolk, und das macht den Ort so groß: es ist in Indien Sitte daß Jedermann ein Haus für sich bewohnt, sei es auch nur ein kleiner Bungalow, und kaum daß ein paar Junggesellen ein Haus zusammen nehmen. Die englische Manier, daß jedes Haus nur eine Reihe von 2 bis 3 Gesellschaftszimmern und daneben nur Schlafzimmer für jeden Einzelnen hat, widerspricht in der That unserer deutschen Manier Dutzende von Leuten in dasselbe Haus zu zwängen, die nicht einmal mit einander in Berührung kommen. Capitain Little lud mich ein sein Gast an dem allgemeinen Mittagstisch der Officiere seines Regiments zu sein, und ich lernte mit großem Interesse diese mir noch neue englische Einrichtung kennen. Diese **Regimental Messes**, auf Erhaltung der Kameradschaft und des Gemeingeistes berechnet, sind eine ansprechende und mit Recht auch in

Teutschland hie und da nachgeahmte Einrichtung; die Ausstattung war vortrefflich und die Gesellschaft natürlich die beste.

Um Mitternacht lag ich wieder in meinem Palankin, denn ich benutzte fortwährend mit Vorliebe die Nächte zu einer Reiseart die mich ganz und gar nicht angriff. Beim Erwachen am nächsten Morgen fand ich das Thermometer auf 0°, reiste aber diesen ganzen Tag in der Ebene entlang, ohne die ersehnten Himalayah's, deren Kälte ich zu spüren hatte, zu Gesicht zu bekommen; doch zeigten sich die Spuren des nahen Gebirgs in der größeren Frische der Vegetation. Am 4. Morgens endlich erwachte ich im Angesicht einer mächtigen schneebedeckten Bergkette, die wohl ein Drittel des Horizonts vor mir umfaßte; das ist eine Parallelreihe der Hauptkette und nur in dieser Jahreszeit beschneit, die höchste Reihe blieb mir noch verborgen. Bald erreichte ich die äußersten Ausläufer des Gebirgs, grüne Hügel von kiesigen Flußbetten durchschnitten, in denen die armen Träger nur mühsame und langweilige Fortschritte machten; weiterhin ein steiler geschlängelter Bergweg, von zahlreichen Ochsengespannen welche die Bedürfnisse der Bergbewohner transportiren, belebt, manchmal waren es wohl 10 Stück Vieh an einem Wagen, andre Gespanne zogen Schleifen aus Baumästen; der Weg war sehr steil, so daß ich vorzog zu Fuße zu gehen. Hat man die höchste Stelle

des Wegs erreicht, so zeigt sich eine entzückende Aussicht auf die etwa 25 englische Meilen entfernte zweite Kette der Himalayah's, unmittelbar vor dem Beschauer aber eine weite Ebene, unabsehbar lang und die Breite zwischen der eben überschrittenen Hügelreihe der Sevalik-Kette und der mittelsten Kette ausfüllend; es ist das berühmte Dhera Dhoon, Thal oder eigentlich Hochebene von Dhera. Endlich ist das Auge vom Anblick der verdorrten indischen Ebene erlöst; es ist ein grüner Teppich, völlig bebaut, mit vielen weithin glänzenden Bungalow's übersäet. Der Hauptort Dhera ist ein hübsches Städtchen, welches neben dem von Hindus bewohnten Theil eine große Anzahl europäischer Häuser und Gärten besitzt; als Winteraufenthalt der Europäer welche höher in den Bergen wohnen, und als bleibender Wohnsitz vieler Anderer, die ihr Leben in Indien und doch in einem gemäßigten Klima beschließen möchten, ist es sehr gesucht, und ist ein kleines Paradies mit allen Vorzügen des tropischen ewigen Frühlings ohne dessen Nachtheile, und umgeben von einer unendlich großartigen Natur. So denke ich mir die Montaña von Peru, nach der ich von den Höhen der Andeskette sehnsuchtsvoll blickte. Kaum zwei Stunden von dem Hochgebirge hat Dhera noch Bananen und Bambus, sowie Mango; die letzte Palme sah ich in den Sevalik-Bergen welche diese Hochebene begrenzen.

Rajpore, 2 Stunden weiter, liegt direkt am Fuß des Gebirges und hatte in diesem besonders herben Winter Schneefall gehabt, doch war selbst Anfangs Februar die Vegetation noch sehr reich und frisch. In dem kleinen Wirthshaus das jetzt Feiertage hielt, übernachtete ich, um am nächsten Morgen den Ritt nach Mussoorie hinauf zu machen. Rajpore ist schon 2000 Fuß hoch, der höchste Punkt der beiden verschmolzenen Orte Mussoorie und Landour an 7500 Fuß, mithin lag ein steiler Weg vor mir; doch ging es auf der ersten Hälfte mit meinem kleinen Bergpferd rasch vorwärts, und ich hatte schon eine ansehnliche Höhe erreicht ehe ich mich vom Schnee aufgehalten fand; dieser begann erst auf den Nordseiten der Hügel, um die herum sich der Weg wand, später fand ich Alles schneebedeckt; zuletzt watete das arme Pferd knietief im Schnee, und da zeigten sich auch die zerstreuten Hütten des Orts. Jedermann will hier ein Haus auf einem Berggipfelchen für sich haben, und somit ist der Ort von etwa 100 Häuschen mehrere Stunden weit zerstreut; der Unterschied in der Höhe, der Aussicht und den Preisen dieser Landsitze, die im Sommer eifrig gesucht werden, ist natürlich sehr groß. Jetzt war Alles verlassen, und mit Mühe erfragte ich den Weg nach der Behausung des Dr. Butler, Arztes der Station, für den ich einen Empfehlungsbrief mitbrachte und der mich mit aller indischen Gastfreundschaft empfing.

Wir waren nahezu eingeschneit, und da das Haus auf gut englisch nur Kamine hatte, bei denen man auf drei Schritt Entfernung briet und im ganzen übrigen Zimmer fror, so saßen wir den ganzen Tag am Feuer, brauten Punsch und ließen uns höchstens durch Frühstück und Mittagessen vom Kamin weglocken. Zum Glück war Dr. B. so unterhaltend als gütig für mich, denn auf ihn war ich in dem einsamen verschneiten Ort während der zwei Tage die ich oben war, ausschließlich angewiesen.

Der Leser erräth auch ohne mein Geständniß, daß nur der Wunsch, auch in der höchsten Gebirgskette des alten Continents eine leidliche Höhe erklimmt zu haben, mich zu dieser Expedition veranlaßt hatte; um denn diesen Zweck so vollständig als möglich zu erreichen, beschloß ich troß dem tiefen Schnee wenigstens auf dieser Mittelkette so hoch zu gelangen als möglich. Dr. Butler, der mich freundlichst begleiten wollte, sorgte für ein paar Pferde, und wir zogen aus bei herrlichem Sonnenschein, der indeß dem Schnee nichts anhaben konnte. Kaum einige hundert Schritt vorgerückt fanden wir die Schneemassen so tief, daß die armen Pferde nicht weiter konnten; wir ergaben uns also in eine Partie zu Fuß, und wateten volle zwei Stunden ehe wir den höchsten Punkt von Landour erreichten. Kälte hatte ich auch in den Cordilleras zur Genüge genossen, aber diese Schneepartie, obwohl recht beschwerlich, erfüllte mich mit wahrem

Entzücken, und die reine kalte Luft that mir nach der Erschlaffung der heißen Zone unendlich wohl. Hier oben, 7500 Fuß über dem Meere hat die Regierung ein Hospital für europäische Soldaten die das indische Klima nicht ertragen, errichtet, und von hier übersahen wir das Ganze. Wir standen am östlichen Ende eines Bergrückens welcher die Zinne der ganzen Hügelmasse bildet; von diesem Rücken zweigen sich die niedern Höhen in einem eigenthümlichen Gewirr von Hügeln und engen Schluchten ab, und jeder Gipfel erscheint mit einem Häuschen gekrönt; der Schnee in diesen Schluchten lag tief und bedeckte mit einer ununterbrochenen Lage das Ganze; nur die Bäume, immergrünes Laubholz, ragten hervor und gaben der Landschaft eine ganz eigene Abwechslung. Unterhalb dieser schneebedeckten Hügel, und an 5000 Fuß tiefer, obgleich in sehr geringer Entfernung breitet sich das herrliche Dhera Dhoon aus, mit seinen grünen Fluren, silberglänzenden Bächen und Kanälen und seinen Ortschaften. Es ist ein Blick in ein gelobtes Land mit ewigem Frühling aus der schneeigen Umgebung heraus, eine Aussicht von so neuer und anziehender Art, daß ich mich für den Ausflug reichlich belohnt erklären mußte. Die vorderste Kette, das Sevalik-Gebirge begrenzt den Horizont und das Plateau, und zur Linken bezeichnete man mir den Durchbruch des Ganges in die große indische Ebene; dort liegt der

berühmte Wallfahrtsort Hurdwar. Man sieht den ganzen Lauf des heiligen Stromes durch die Hochebene, und er strömt nur wenige Stunden von Landour aus dem Hochgebirge als ein wilder Gießbach, dessen Bett, jetzt fast leer, ein breites Band von Steingerölle ist, das er in der Zeit des schmelzenden Schnees mit sich führt. Seine Quelle ist am Gangootri, einem mächtigen Pik von 21,000 Fuß, und westlich am Jumnootri, der bis zu 25,000 Fuß aufsteigt, entspringt der Schwesterfluß der Jumna, somit an der Quelle wie im ganzen Laufe dem Ganges nahe, mit dem sie sich bei Allahabad vereinigt. Diese majestätischen Gipfel zieren die große mit ewigem Schnee bedeckte Hauptkette der Himalayah's, welche man nun erblickt wenn man sich von der reizenden Aussicht ins Dhera Dhoon zurückwendet; von der Mittelkette ist sie etwa 50 englische Meilen entfernt, und eine andre niedrigere Kette legt sich noch dazwischen; kein Thal füllt den Zwischenraum, sondern ein ähnliches Netz von Schluchten und eng verzweigten Bergrücken wie das Gebirg unterhalb.

Mussoorie, und noch mehr das bekanntere und fashionable Simlah sind Lieblingsorte für die anglo-indische Gesellschaft, und ein Luftbad in dem erfrischenden Klima der Berge ist so gesucht wie nur irgend ein deutsches Bad. Ueberdies ziehen viele Personen eine solche Erholung den Urlaubsreisen nach England vor, da diese

lange Reisezeit und schweres Geld kosten, und in die zwanzigjährige Dienstzeit welche zu voller Pension berechtigt, nicht eingerechnet werden. Von dieser glänzenden Seite der Gebirgsstationen bekam ich freilich nichts zu sehen, und gern vertauschte ich den Aufenthalt in den schneebedeckten Bergen wieder mit der wärmeren Ebene. Zum Rückweg nach Rajpore wählte ich statt eines Pferdes, das auf dem steilen Weg bergab mir schlechte Dienste geleistet haben würde, einen Tragsessel oder Jampaun, den vier Leute sehr rasch und sicher den Berg hinabtrugen; es sind Puharries, Hochländer welche diesen Strich Indiens bewohnen, und einen Uebergang zu den nahe wohnenden Tataren bilden; ihre Gesichtszüge sind weniger regelmäßig, die Statur untersetzt, und die Hautfarbe mehr lederartig als wie bei den Hindus glänzend braun; es sind rüstige brave Menschen, auf welche man das günstige Vorurtheil für alle Bergbewohner zu erstrecken pflegt. In Rajpore fand ich meinen Palankin wieder, reiste die Nacht durch und erreichte den nächsten Morgen Seharunpore.

An diesem Ort, der eine Civilstation ist, nahmen mich zwei junge sehr liebenswürdige Civilbeamte, die Herren Hillersdon und Thornton aufs Beste auf; die beiden jungen Herren, deren zwei höhere Vorgesetzte gerade auf einer Jagdpartie abwesend waren, regierten ad

interim eine Bevölkerung von 600,000 Seelen. Es trat mir lebhaft entgegen, welch treffliche Schule für Charakter und Tüchtigkeit Verhältnisse von solchem Zuschnitte bilden müssen; ich ließ mir erzählen wie glänzend die Aussichten dieses Civildienstes selbst für den sind, der bei mittelmäßiger Befähigung zu keinem der wichtigeren Aemter gelangt; aber an großartigen, im höchsten Maaße einflußreichen Stellungen ist dieser Dienst eben so reich, und öffentliche Charaktere sind in ihm herangebildet worden, die den höchsten und schwierigsten Posten in jedem Lande zieren würden.

Seharunpore hat einen botanischen Garten der Regierung, aus dem Sämereien weit und breit verschickt werden; selbst zur unentgeltlichen Vertheilung war Vorsorge getroffen, und ich nahm dankbar ein Paket davon an welches man mir anbot. Besonders hat man die schöne Deodar-Ceder der Himalayah's im Auge, welche auch in unsern deutschen Gärten allmälig Platz gewinnt; ich sah dort nur kleinere Bäume, welche den Wuchs unserer Lärche, jedoch in veredelter Form hatten.

Das Lager des Oberbefehlshabers der anglo-indischen Armee, Lord Gough, stand gerade bei Seharunpore, und ich wünschte sehr dem alten Helden meine Verehrung zu bezeigen; ich sandte also an seinen Adjutanten Major Bates, für den ich Empfehlungen hatte, meinen Brief, erfuhr aber mit Bedauern daß die ganze

Gesellschaft auf eine Tigerjagd ausgezogen sei. Desto freudiger aber war meine Ueberraschung, als noch Abends spät eine Einladung an mich gelangte mich der Jagdpartie anzuschließen. Da galt es kurzen Entschluß; meine Gastfreunde versahen mich mit Gewehren, und nach einer Nacht die ich theils wachend unter allerlei Vorbereitungen, theils von Löwen und Tigern träumend zubrachte, war ich früh Morgens auf dem Weg nach Kerie, wo die Jagdgesellschaft übernachtet hatte. Der Ort war 18 englische Meilen entfernt, und schon in der Nacht hatten meine Freunde mir ein Relais von Reitpferden gelegt, durch welche Begünstigung ich die Strecke in 1¾ Stunden zurückzulegen im Stande war, ein ziemlich starker Morgenritt, der mir namentlich durch das zweite der drei Pferde großes Vergnügen bereitete; schon zuvor auf die Vortrefflichkeit des edlen Thiers wie auf seine schwierige Behandlung aufmerksam gemacht, hatte ich es auch kaum bestiegen, als ich fühlte wie wenig deutsche Reitkunst da am Orte sei: so ließ ich es denn getrost weit ausgreifen und bewunderte seine prächtige Gangart, wie es in langsamem aber gestrecktem Galopp das Hauptstück meines Wegs, 10 englische Meilen, in unverändert gleichem Tempo zurücklegte. Ein kleiner Pony brachte mich dann ans Ziel, welches ich noch vor dem Frühstück der Gesellschaft erreichte.

Wäre es auch nicht um das königliche Vergnügen

der Tigerjagd gewesen, so gewährte schon das Lager unserer Partie und das Nomadenleben, welches ich auf zehn Tage zu theilen gekommen war, ein außerordentliches Interesse. Die Gesellschaft bestand aus 8 Jägern, Lord Gough, seinen drei Adjutanten, jenen zwei höhern Civilbeamten aus Seharunpore, einem geistlichen Herrn der es mit St. Hubertus hielt, und meiner Wenigkeit, deren Jeder ein Zelt für sich hatte. Oben an stand das Gesellschaftszelt, daneben das zur eignen Benützung des Oberbefehlshabers, und die sieben Zelte der Uebrigen in einer weiten doppelten Reihe davor. Mit größter Artigkeit hatte man mir ein Zelt abgetreten, dasselbe mit allem nöthigen Bedarf ausgestattet, und es fehlte mir nichts zu einer behaglichen Wohnung. Hinter den Zeltreihen der Sahibs aber war ein Gewirr von kleineren Zelten, Militärposten, Kochplätzen der Eingeborenen, der Stand für 50 Elephanten, 20 Kameele, Pferde und Hunde; 3- bis 400 Eingeborne jeden Ranges, von dem wohlgenährten Beamten des Kriegsdepartements an, der die zum Troß des Heeres gehörigen Elephanten unter sich hatte, bis zum letzten Diener hinab, bildeten unser Gefolge, und so zahlreich bedient vermißten wir keine Bequemlichkeit des Lebens. Um 7 Uhr stand man auf, zog sich gemächlich an und spazierte dann im Freien; gewöhnlich hatte ich dann meinen Spaß an der Menge Eingeborner, welche an jedem unserer Haltpunkte sich

um die Zelte der zwei Civilbeamten schaarten, theils um ihre Ehrerbietung zu bezeigen, theils um die Gerechtigkeit anzurufen, oder wohl gar deren Schwere auf schuldigem Haupte zu empfinden; namentlich wurde an einem Morgen eine ganze Bande Spitzbuben mit einer erklecklichen Anzahl Jahre Zuchthausstrafe so im Vorbeigehen bedacht. Lord Gough, der auch die Morgenstunden benutzt hatte seine Depeschen zu beantworten, pflegte gegen 9 Uhr zu erscheinen, und nun ging es zum Frühstück, das in dem großen Zelt in tadellosem Stil aufgetischt war. Nun wurden die Elephanten bestiegen, und noch hatten wir dem Lager nicht den Rücken gedreht, als in unglaublicher Schnelle die Zelte abgebrochen und auf Kameele und Elephanten geladen wurden, und der ganze Troß ging auf geradem Wege vorwärts, um die Zeltstadt für den Abend etwa 10—15 englische Meilen weiter aufzuschlagen. Hatten wir nun die ganze Gegend kreuz und quer den Tag über durchstreift, so zogen wir mit Sonnenuntergang nach dem neu aufgeschlagenen Lager, meist in der Nähe eines Orts, oft in tiefer Wildniß, und hier fanden wir genau dieselbe kleine Stadt mit derselben Ordnung der Zelte wieder, und nicht nur Jedes Wohnung, sondern jeden Stuhl, ja jede Haarbürste genau auf demselben Platz an dem wir am Morgen Alles verlassen. Man zog sich zum Essen an, und selbst in der Wildniß ist, da die weiße Jacke durch das

Wetter nicht legitimirt war, der Frack indispensabel am englischen Tische; nun folgte ein vollständiges Diner an einer Tafel, der weder die Zierde reichen Silbergeschirrs noch sonst etwas fehlte was zur vollständigsten Besetzung gehört, und unter Gesprächen für welche die Erlebnisse des Tags reichlichen Stoff lieferten, saßen wir meist so lange beisammen bis Einem nach dem Andern die Augen zufielen. Wenige werden nach einer 8—9stündigen Jagd auf dem Rücken eines Elephanten sich über Schlaflosigkeit beklagen.

Lord Gough, der siegreiche Feldherr Englands in den großen Schlachten am Sutledge, und durch eigenes Verdienst zu seinem hohen Range gelangt, war damals schon tief in den Sechzigen, mit schneeweißem Haar, aber von großer Rüstigkeit und von einem Löwenmuth, den er auch bei einzelnen Episoden unserer Jagd an den Tag legte; schon sein Aeußeres flößte Achtung und Zutrauen ein, dabei herzensgut und der liebenswürdigste Wirth, war er um so mehr der achtungsvollsten Aufmerksamkeit der Gesellschaft versichert, als er selbst solche Ansprüche nie hervortreten ließ. Der Zufall wollte es daß wir den Jahrestag der Schlacht von Sobraon, den 10. Februar auf dieser Jagd erlebten, und es war mir eine Herzensfreude, wie dieser Erinnerungstag ihm Anlaß gab der ritterlichen Tapferkeit eines deutschen Prinzen und deutscher Edelleute mit aller Wärme zu

gedenken. Prinz Waldemar von Preußen und seine Begleiter, denen ich nur ein Jahr später auf ihrer Reise nachfolgte, haben überall das ehrenvollste Andenken hinterlassen und dem deutschen Namen einen guten Klang in einer europäischen Gesellschaft gesichert, deren Beifall wohl werth ist erstrebt zu werden. Nicht minder hat ein früherer deutscher Reisender, Leopold von Orlich, Achtung und freundschaftliches Andenken überall in Indien zurückgelassen.*

Doch nun zur Jagd. In dem tiefen sumpfigen Dickicht welches das beste Terrain zur Tigerjagd bildet, ist es ein nutzloses Unternehmen zu Fuß oder zu Pferd

* Ich versage es mir nicht einen Charakterzug des Majors von Orlich zur verdienten Oeffentlichkeit zu bringen. Als Herr von Orlich nach einem Aufenthalte am Hofe von Lahore von dem Maharajah Shere Singh Abschied nahm, hatte dieser eine Menge überaus kostbarer Geschenke für einen Gast bestimmt, der wie er hoffte als Fremder nicht gezwungen sein würde nach den Regeln des englischen Dienstes dieselben abzuliefern; Hr. v. O., der die Reise nach Indien unternommen hatte um als Volontär an dem Feldzuge gegen Cabul Theil zu nehmen, glaubte aus übergroßem Zartgefühl, daß dieser Umstand ihn in dieselbe Kategorie stelle wie englische Officiere, und stellte die Ablieferung der Geschenke zu Gunsten des öffentlichen Fonds dem Generalgouverneur anheim. Dieser nahm dieselben an, und die schönen Geschenke wanderten zur Auktion; die Freunde v. Orlich's aber drückten ihre Achtung für ein so uneigennütziges Benehmen in sinniger Weise aus, indem sie wenigstens einen Theil der kostbaren Gegenstände in der Auktion erstanden und ihrem Freunde zum Andenken verehrten. — Dieser Vorfall ist mir öfters in Indien, und immer mit der lebhaftesten Anerkennung erzählt worden.

vorzudringen; so wird also der Elephant gewählt, und zum Zweck dieser Jagd im Dickicht hat man Howdah's von schlichtem Holz mit spanischem Rohr geflochten, in denen ein bequemer Sitz, eine förmliche Schießkanzel für den Jäger, dahinter ein kleiner für den Diener befindlich ist, der die Gewehre, deren man 2—3 führt, lädt; das Ganze ruht auf einem Kissen so dick und schwer wie eine tüchtige Matratze, und ist mit Ketten und Stricken gut befestigt. Nun klettert man, während der Elephant niederkniet, an den Stricken hinauf und Alles setzt sich in Bewegung. Unser Zug, selten oder nie an Größe übertroffen, bestand aus 40 Elephanten, davon 8 für eben so viele Jäger, die übrigen zum Treiben, jeder dieser letzteren mit einem jener großen Polster gesattelt und von 2 bis 3 Eingebornen besetzt; auf dem Halse sitzt der Mahout, der sich mit seinem Thiere völlig versteht und es mit Zeichen, Worten, Liebkosungen und Drohungen lenkt. Unsere zehntägige Jagd umfaßte einen langen Strich Landes unterhalb dem Sevalik-Gebirge, von Seharunpore bis zum Ganges, ja über denselben hinaus; die herrlichen Himalayah's in ihren drei Reihen bis zu den äußersten schneebedeckten Gipfeln immer vor uns, durchstreiften wir die unbebauten Strecken welche diesem Landstrich eigen sind, einzelne Waldpartien, meist aber ausgedehnte Steppen und Sümpfe mit Schilf und Gras bedeckt, oft 15 bis

20 Fuß hoch, so daß die Elephanten in den Schilfblättern fast verschwanden, während die langen Blüthenstengel bis zu jener Höhe über unsere Köpfe wegragten. Wir drangen nun in einer langen Schlachtordnung von 40 Elephanten Breite vor, so zwar daß die Jäger gleichmäßig vertheilt waren, zahlloses Wild aller Art auftreibend, aber nur für eines unsere Gewehre gespannt haltend. Es ist eben einer der größten Reize dieser Jagd, daß jedes Rascheln im Gras vielleicht nur ein Kaninchen, vielleicht einen Tiger verkündigt. Gleich am ersten Tage erspähte Mr. Harvey, unser bester Schütze, der schon dem Tod von 100 Tigern beigewohnt, einen Tiger ruhend im Schilf und verwundete ihn durch einen Schuß; seiner Art nach wandte er sich sofort gegen den Angreifer, und während dieser seinem Nachbar Lord Gough zurief sich zu nähern, hatte der Tiger schon, durch das Dickicht gedeckt, mit einem raschen unbemerkten Sprung den Elephanten erreicht, und hing an seinem Rüssel ehe der Schütze es gewahr wurde. Das unvergleichliche Thier stand unbeweglich, und machte es dem Jäger möglich über das Geländer der Howdah sich lehnend dem Tiger aus aller Nähe einen sichern Schuß beizubringen, worauf dieser sofort los ließ und zu Boden fiel; ein Schuß des alten Herrn brachte ihn wieder auf, und er war im Begriff sich auf diesen neuen Feind zu stürzen, als einer der Troß-Elephanten aus der Reihe

wich, und der Tiger den Vortheil erspähend, und schwer verwundet ohnehin, durch diese Lücke zu entkommen suchte. Wir alle ihm nach, und in wenig Augenblicken lag das Thier am Fuße eines Baumes todt. Alles stieg ab unter großem Jubel, und es fand sich daß das Thier ein schöner ausgewachsener Königstiger war, von 9 Fuß 9 Zoll Länge und ohne den Schwanz 6 Fuß 3 Zoll. Nicht wenig Mühe kostete es unsere stolze Beute auf einen der Pack-Elephanten zu binden, denn die Elephanten waren eben so aufgeregt wie die ganze Jagdgesellschaft, und sträubten sich sehr einen Feind aufzunehmen der ihnen noch immer furchtbar schien. Nicht hundert Schritt von dem Platz wo wir diesen Tiger auftrieben, fanden wir Leute die uns versicherten es sei weit und breit kein Tiger in der Gegend; vielleicht lauerte er gerade auf diese armen Menschen die sich dort Gras schnitten.

Wie ich schon sagte, wimmelte es von Wild in diesen Steppen: Leoparden, Hyänen, Sauen, Hirsche und Rehe, Affen, Pfauen, Paroquits, bis zu Hasen, Schnepfen, Rebhühnern und wilden Hühnern herab; eben ein wilder Hahn* von prächtigem Gefieder lief unbesorgt vor mir her, aber es war gerade ein Ort wo man Tiger zu finden hoffte, und das strengste Verbot

* Er ist auch in Java heimisch, wo ich ein zahmes Exemplar mit blau-roth-gelbem Kamme sah, der wahre tricolore gallische Hahn.

war gegen unzeitiges Schießen gerichtet. Der Leopard ist flüchtig und greift selten den Elephanten an, weßhalb er nicht oft erlegt wird; er ist der Schrecken der Rehe und kleineren Thiere, und wird, wenn er etwa auf einen Baum geklettert ist, von Affen und Krähen mit wüthendem Geschrei und Geschnatter verfolgt.

An diesem wie an den folgenden Tagen gewährte es eine angenehme Unterbrechung, an irgend einem romantischen Orte der Wildniß sich eine kurze Ruhe zu gönnen und etwas kalte Küche zu verzehren. Bei einer solchen Gelegenheit war es, daß ein Baum uns an einem sonst sehr hübschen Plätzchen im Wege stand; ein Elephant wurde geholt und durch Schmeichelworte aufgefordert ihn umzureißen. Der Baum war voll 1 Fuß dick, sehr zähes Holz; nachdem er einige unbequeme Nebenäste von der Dicke eines Schenkels mit dem Rüssel abgebrochen hatte, lehnte er sich mit der Stirn gegen den Stamm, mit aller Macht und Schwere vorwärts pressend, aber es wollte nicht gehen; bald sah er sein Versehen ein, er lehnte sich einige Fuß höher an und sehr bald war der Baum gefällt, wofür das brave Thier gute Worte und etwas Zwieback erhielt. Auch beim Reiten durch Wald ist diese Geschicklichkeit und Willigkeit von großem Nutzen, indem er Aeste und Bäume die im Wege sind, sorgfältig wegbricht, sobald sein Mahout ihn darauf aufmerksam macht.

Auch durch größere Orte kamen wir zuweilen, und an einem derselben sahen wir die Eingebornen der vornehmeren Klasse in ihren Festkleidern schaarenweise hervorkommen, um den Oberbefehlshaber zu begrüßen; Alle schrieen und deklamirten mit lauter Stimme eine Anrede oder Lobrede auf den alten Kriegshelden, wer weiß ob nicht auf die ganze Gesellschaft, und wir zogen sehr stolz vorüber.

Nun kam ein ungünstiger Tag, an dem wir den Ganges passirten um im tiefen Sumpf zu jagen; es war ein öder Ort, von dem unser Padre Sahib, wie die Eingeborenen den Geistlichen nannten, meinte, hier könnte einen Menschen der Spleen ankommen sich aufzuhängen, vorausgesetzt es gäbe Bäume da; aber die fehlten, und Wild leider auch.

Der 14. war ein Sonntag, und wir rasteten nicht nur, sondern vernachlässigten auch nach gewissenhafter englischer Sitte die Pflicht nicht, im großen Zelt einen kurzen Gottesdienst zu halten.

Der 15. Februar war mein Geburtstag; ich vermaß mich den Jagdgenossen auf diesen Tag einen Tiger zu prophezeien, und bald darauf langten die Späher welche wir regelmäßig auszusenden pflegten, mit wichtigen Nachrichten an. Die Landstriche welche wir von unserem Lager am Ganges zu durchziehen gedachten, waren durch einen Jagdzug auf wilde Elephanten (von

denen auch wir wenigstens die Spuren getroffen) beunruhigt und versprachen keine Ausbeute; sonach wurde beschlossen das Lager stehen zu lassen und die nächste Umgebung wo sich mehrere Tiger gezeigt hatten, zu durchsuchen. Entlang dem Flusse von unserem Lager abwärts erstreckte sich ein weiter Sumpf, ein rechtes Versteck für Tiger, und unsere 40 Elephanten durchzogen das Gestrüpp in bester Ordnung, wir Jäger in der Reihe, und Jeder das Gewehr in der Hand mit höchster Spannung auf eine Bewegung im Grase lauernd. Manches Wildschwein oder Reh sprang auf, ohne daß wir es eines Schusses gewürdigt hätten, und bald stießen wir auf ein sicheres Anzeichen daß ein Tiger nahe sei, ein frisch getödtetes Rind, halb verzehrt und daneben ein Lager eines großen Thieres in dem niedergetretenen Gras. Das Terrain war höchst günstig, da wir rechts und links zwei tiefe Wasser hatten, und unsere Reihe umfaßte die ganze Ausdehnung des dazwischenliegenden Dickichts. Dreimal jedoch zogen wir hindurch ohne Erfolg und wollten schon ablassen, als der erfahrene Mr. Harvey noch auf einem weitern Durchgang bestand; er sei gewiß, sagte er, daß der Tiger die halbverzehrte Beute nicht verlassen habe, sondern in irgend einem ruhigen Eckchen des Sumpfes seinen Mittagsschlaf halte, nach welchem er auf die Vollendung seines Mahles rechne. Einige Schützen wurden somit an die

Flanken beordert, wir übrigen fünf hielten uns in der Mitte, und bald verkündigte der Tumult in der Linie daß der Tiger gefunden sei. Das Geschrei der Leute, die Befehle der Schützen, das Trompeten der Elephanten, deren einige durch diesen Ton ihre Furcht zu erkennen gaben, und das Rückwärtsgehen der Packthiere welche uns Platz machen mußten, bilden bei solchem Anlaß eine augenblickliche Verwirrung, die zu der ungeheuren Aufregung aller Betheiligten wohl paßt; wir Schützen rückten vor, und unsere Seite, Mr. Davidson, Major Bates und ich hatten den ersten Angriff, während Lord Gough und Mr. Harvey, durch eine tief sumpfige Stelle von uns getrennt vor der Hand Zuschauer blieben. Mr. Davidson schoß zuerst, und der verwundete Tiger stürzte sich sofort brüllend auf ihn zu, aber er traf eine solche üble Begegnung, daß er es nicht wagte an dem Elephanten hinaufzuspringen, sondern seine Wuth in nutzlosem Vorspringen und Zurückweichen vor den Schüssen erschöpfte; ein neuer Schuß von Major Bates, der dicht neben mir hielt, brachte den Angriff auf uns; ich hatte den vollen Anblick des königlichen Thieres, wie es in ein paar mächtigen Sätzen erst auf meinen Nachbarn, dann als dieser sich verschossen hatte und zurückweichen mußte, auf mich losstürmte, brüllend und Kopf und Vordertatzen hoch empor geworfen. Da traf ihn mein Schuß mitten im Sprunge,

als er nur etwa 12 bis 15 Schritte von mir war; mein braver Elephant stand wundervoll wie eine Mauer und gestattete ein sicheres Zielen. Ich brauchte nicht zu zweifeln ihn schwer verwundet zu haben, denn sobald der Pulverdampf sich verzog sah ich ihn ins Schilf zurückweichen, und für etwa eine halbe Minute war Alles ruhig. Der Angriff auf uns war das Werk weniger Augenblicke gewesen; nun hatten ihn alsbald die zwei Schützen auf der rechten Seite erspäht, ein Schuß von Harvey reizte ihn zu letzter verzweifelter Gegenwehr, aber dem wohl unterhaltenen Feuer der beiden Herren, welche jeder mehrere doppelläufige Gewehre hatten, erlag er bald, und als wir den Sumpf mit Vorsicht passirend zur Stelle kamen, lag das Unthier röchelnd und wehrlos am Boden. Da war Freude und Jubiliren an allen Enden, Alles drängte sich um die Scene des Falls, und Lord Gough wie der Jüngste war alsbald neben dem Tiger auf der Erde, um mit eben so viel Muth als Unvorsichtigkeit die Beute zu mustern; wir waren sehr erschrocken, denn mehr als ein voreiliger Jäger hat durch die letzten Zuckungen in den mächtigen Tatzen des erlegten Thieres eine tödtliche Verletzung empfangen, und Harvey jagte ihm schnell noch eine wohlgezielte Kugel durch den Kopf. Nun wurde er vollends abgethan und mit Mühe auf einen der Packelephanten geladen, die uns abermals mit ihrer Furcht und ihrem Widerwillen

unterhielten, den Tiger auf ihren Rücken zu nehmen. Es war ein junges aber ausgewachsenes Thier, 3 Zoll kürzer als unsere erste Beute, und Alle kamen überein daß er sich tapfer gewehrt und ein so schönes Schauspiel gezeigt hatte, als eine Tigerjagd nur bringen kann. Die Aufregung in welche die ganze Gesellschaft durch die Schönheit und Lebhaftigkeit des Kampfes gerathen war, ist unbeschreiblich: ein froheres Frühstück war wohl nie auf einer Jagdpartie vorgekommen als das unsrige in der Mitte des wüsten Sumpfs, und unsere Stimmung den ganzen Tag über war abenteuerlich erhöht, wir waren wie trunken. Was mich anlangte, so war ein solches Geburtstagsgeschenk des gütigen Schicksals ohnehin geeignet meinen Gleichmuth vollständig umzustoßen, und in meinem Jubel sagte ich mir, daß nun den schönen Erlebnissen meiner Reise die Krone aufgesetzt sei; konnte ich mich auch nicht rühmen allein einen Tiger erlegt zu haben, so war ich doch in die volle Hitze des Kampfes gerathen und verdankte es mir selbst und meinem glücklichen Schusse, daß der auf mich gerichtete Angriff des Tigers erfolglos blieb. Ich gestehe daß ich in jenem Moment von der ganzen Welt nichts sah als das Korn meines Gewehrs und die Brust des Tigers; aber eben durch diese äußerste Spannung hatte ich das Gefühl daß es unmöglich war fehlzuschießen.

Die Tigerjagd ist in den Augen des indischen Jägers kein gefahrvolles Unternehmen, wiewohl sie ihn allerdings in den Bereich von mancherlei Zufälligkeiten bringt, die schlimm enden können. Der Tiger greift äußerst selten den Elephanten an ehe er verwundet ist, und läßt, wie wir gerade an dem Tag sahen, den Jagdzug ungestört vorübergehen. Der erste Schuß ist die Sache auf die es ankommt; ist der Tiger getroffen so ist sein Schicksal meist entschieden, denn er dreht dann fast immer um und greift die Jäger an; meist sind Schützen und Gewehre genug vorhanden ihn zurückzutreiben, und der Elephant selbst weiß seinen schwachen Punkt, den Rüssel wohl zu vertheidigen, indem er ihn zusammenrollt oder hoch empor hält; gelingt indeß dem Tiger der Sprung, so ist die Lage des Jägers kritisch genug; nur selten steht ein Elephant so fest wie Harvey's unvergleichliches Thier unter dem furchtbaren Angriff; oft wird er durch die Schwere des Tigers und den Schmerz niedergezogen, oft und fast immer sucht er mit Schütteln, Niederknieen oder Wälzen den Feind los zu werden, und dann ist ein sicherer Schuß außer aller Frage, selbst wenn der Schütze im Stand sein sollte sich in der Howdah zu erhalten; stürzt er heraus, so läßt der Tiger aller Wahrscheinlichkeit nach den Elephanten fahren und wirft sich auf den Jäger. In solchen Fällen ist es Gebrauch und Pflicht auf den Tiger zu feuern,

selbst auf die Gefahr hin den Menschen zu treffen; so lange aber der Tiger am Elephanten hängt wagt keiner einen Schuß, und der Angegriffene befindet sich in einer um so unerfreulicheren Lage, als er selbst nichts thun kann als sich so fest als möglich anklammern. Stetiger und passiver Muth ist die Haupt-Eigenschaft des Jagd-Elephanten, und darum zieht man die weiblichen Thiere vor; ein allzu tapferer Elephant geht auf den Feind los, sucht auf ihn zu knieen oder ihn mit den Stoßzähnen (die nur den Männchen und nur wenigen unter diesen eigen sind) aufzuspießen, und wirft so den Schützen ohne weiteres dem Tiger in den Rachen. Noch schlimmer aber, und eine unrühmliche Gefahr ist es wenn der Elephant Reißaus nimmt, und auf der wilden Flucht die Howdah zwischen Aesten und Gebüsch zerschlagen wird; dann ist oft die einzige Rettung, in Absalon's Weise sich an einem Ast festzuklammern und auf gut Glück den Elephanten unter sich wegrennen zu lassen. Von größter Wichtigkeit ist es überhaupt daß der Mahout, der so viel über das ihm anvertraute Thier vermag, die Geistesgegenwart behält, und der erstaunliche blind fatalistische Muth dieser Leute gewährt alle Zuversicht; wenige Europäer würden es unternehmen seinen völlig unbeschützten Sitz auf einer Tigerjagd einzunehmen; dafür muß aber auch der Mahout auf den Jäger hinter ihm zählen dürfen, und die Leute wissen darin

zu unterscheiden. In der heißen Jahreszeit trifft man oft auch wilde Bienennester im Gebüsch, die sich mit Wuth auf die vorüberziehenden Friedensstörer werfen; dann erfolgt wilde Flucht, und der Jäger begegnet lieber dem Tiger als dem unscheinbaren stechenden Feind. Endlich geschieht oft Unglück durch unvorsichtige Annäherung an den erlegten Tiger, da man geneigt ist zur Erhaltung des Fells (welches beiläufig gesagt nicht viel werth, außer als Trophäe ist) seine Schüsse zu sparen; in demselben Sumpf in dem Lord Gough sich in dieser Weise exponirte, wurde das Jahr vorher ein Eingeborner so getödtet.

Unglücksfälle unter den Europäern sind sehr selten, und ein Beispiel das vor einigen Jahren in Lucknow sich zutrug, wird als Ausnahme aufgeführt: dort sprang ein Tiger von einem höhern Ort in die Howdah und riß den Jäger mit sich fort, welcher indeß mit schweren Verwundungen davonkam. Ein Officier, in ähnlicher Weise fortgeschleppt, zog mit unglaublicher Fassung seine Terzerolen aus der Tasche: der erste Schuß den er in dieser verzweifelten Lage that, genügte nicht, und erst nachdem er mit aller Ueberlegung das Herz des Thieres gefühlt (!), gelang es ihm einen tödtlichen Schuß zu thun, der ihn rettete. Dieses Abenteuer ist wohl verbürgt, so wenig glaublich es klingt. Tragischer war das Abenteuer einer Jagdgesellschaft auf Saugor Island in

der Mündung des Hoogly; der Tiger überraschte sie beim Frühstück und nahm einen unglücklichen Jäger mit sich fort. Ueberhaupt sind die Tiger an den Mündungen des Ganges furchtbar, von unmäßiger Größe bis zu 12 Fuß, und haben so überhand genommen daß viele Gegenden ganz entvölkert sind. Wegen der Ungesundheit des Klima's wird dort weniger gejagt, und das obere Bengalen und der Distrikt in dem wir waren, sind die großen Schauplätze für Tigerjagden. Der Tiger in dieser Gegend gilt für wilder und rascher als der bengalische.

Natürlich fehlt es auch in Indien nicht an unfreiwilliger Begegnung von Tigern; so hatte eine reisende Familie ihre Zelte am Ufer des Ganges aufgeschlagen, und fand sich von Tigern unabläßig heimgesucht und beunruhigt, bis man gewahr wurde daß das Lager auf einem der besuchten Wechsel stand, auf dem die Tiger ihren Weg zum Wasser zu nehmen pflegten.

Die Präsidentschaft Bombay hat die kühnsten Jäger Indiens, welche wie die von Java den Tiger zu Fuß aufsuchen; dieselben wilden Jäger erfreuen sich auch an der Saujagd zu Pferde, von welchem herab sie das Thier mit einem Speer, nicht durch Werfen sondern mit eingelegter Waffe aufspießen; auch diese Jagd ist reich an höchst gefährlichen Abenteuern. Oft habe ich von Löwen in Indien sprechen hören, zu oft um an deren

Vorkommen zu zweifeln; sie sollen kleiner, aber specifisch dasselbe Thier sein wie der afrikanische Löwe, und durch die Weite ihres Sprungs sehr gefürchtet.

Nun lag der Culminationspunkt der herrlichen Jagdzeit freilich hinter uns. Am nächsten Morgen trieben wir, und zwar auf dem linken Gangesufer, einen sehr großen Tiger auf; aber ob die nachgesandten Schüsse ihn nicht verwundeten, oder ob er gerade nichts erlegt hatte was ihm der Mühe werth war zu vertheidigen, er lief aus Leibeskräften davon und wir hatten das Nachsehen. Ebenso entging uns ein Leopard, den wir in seinen schlanken, flüchtigen Bewegungen wenigstens mit Muße bewundern konnten. Die nächsten Tage waren wir vollends außer dem Tigerbezirk, und es wurde nur noch ein Versuch gemacht eine lange schwere Kette durch zwei Elephanten über einen unzugänglichen Sumpf weg ziehen zu lassen. Das Wetter war jedoch zu kalt und naß, und dann liebt es der Tiger nicht im Morast zu liegen, sowie denn überhaupt die heiße Jahreszeit, April und Mai weit günstiger für Tigerjagden ist. Desto verderblicher sind dann die Sonnenstrahlen, welche jetzt schon stark genug waren um Mohren aus uns zu machen. Da wir nun das lästige Verbot auf anderes Wild zu feuern aufheben konnten, so war die letzte Zeit doch noch sehr unterhaltend; zweierlei Rothwild und Sauen wurden in ganzen Rudeln alle Augenblicke aufgetrieben, und

waren gar nicht scheu; ich übertreibe nicht, wenn ich sage daß wir jede dieser Thiergattungen zu Tausenden gesehen haben; dieses Wild ist nebst den Heerden die in jenen Gegenden weiden, des Tigers regelmäßige Nahrung; doch soll der Eber ihn mit Erfolg bekämpfen, und ich habe in Hurdwar selbst die Freskodarstellung eines solchen Kampfes gesehen. Fast eben so zahlreich waren die Flüge wilder Pfauen, und ein außerordentlich schöner Anblick; sie streichen wie die Fasanen sehr schnell, aber es kostet ihnen viele Mühe sich zu erheben, und so sind sie selbst mit der Kugel kein sehr schwerer Schuß. Es ist derselbe Pfau den wir in Europa allgemein haben, von dem javanischen abweichend.

Am letzten Tage stürzte ich mit dem Elephanten, ein Abenteuer von dem sich nur sagen läßt, daß wer hoch steigt tief fällt; da ich mit einigen blauen Flecken sehr gnädig davon kam, so war es eben nur eine neue Würze des abenteuerlichen Jagdzugs. An demselben Tage hatte ich ein glänzendes Beispiel von der Vernunft des Elephanten, denn Vernunft muß man es nennen wenn ein Geschöpf lebhaften physischen Schmerz sich gefallen läßt, weil es erkennt daß er zu seinem Besten dient. Mein Elephant hatte sich einen Dorn in den Fuß getreten; alsbald blieb er stehen, hob den verwundeten Vorderfuß mit der Sohle in die Höhe und forderte damit den Mahout auf ihm zu helfen. Dieser stieg denn

auch ab und schnitt ihm mit seinem stumpfen Messer den Dorn aus der Fußsohle; das arme Thier brüllte vor Schmerz, so daß der ganze Koloß auf dem ich saß, erschüttert wurde und dröhnte wie ein überheizter Dampfkessel, aber es hielt in völliger Gelassenheit den Fuß hin bis die Operation vollendet war. Vergleicht man damit die beiden Thiere denen man gewöhnlich die höchste Rangstufe anweist, Pferd und Hund, so nimmt der Elephant eine weit höhere Stelle in Anspruch, denn diese würden, wenn nicht Furcht etwa sie abhält, unfehlbar nach der heilenden Hand hin, und sei es selbst die des eigenen Herrn, schlagen und beißen. Von Furcht aber ist beim Elephanten wohl keine Rede, vielmehr spricht sich in seinem ganzen Betragen aus, daß er seiner Kraft und Geschicklichkeit sich bewußt, sich dem Dienst mit völlig freiem und gutem Willen unterzieht und seine übernommene Pflicht mit aller Geduld ausführt; noch philosophischer als sein Stammgenosse in Ceylon fügt sich der nordindische erwachsen eingefangene Elephant oft ohne alle Zwangsmaaßregeln in seine Gefangenschaft. Wenn das gute Thier mit seinen klugen kleinen Augen so dasteht, nähert man sich ihm gern um ihm einen Leckerbissen zuzustecken; es ist weit unbedenklicher einem fremden Elephanten als einem fremden Pferd nahe zu kommen. Unglücksfälle sind fast unerhört und boshafte Thiere sehr selten; diese schafft man freilich sofort ab, und die

geringste nicht bewältigte Insubordination genügt, um die Degradation vom Range des Howdah-Elephanten in den Troß zu verhängen.

Zur Bedienung eines Elephanten gehören 4 Mann, und das Gewicht des Geschirrs mit den Leuten beträgt 600 Pfund; diese Mannschaft bereitet zur Fressenszeit ihrem Thier große dicke Pfannkuchen von Roggenmehl,* Chupatties; der überhöfliche Hindu salamt selbst vor dem Elephanten wenn er ihm diese Kuchen reicht, und dieser macht recht bequem das Maul nach der einen Seite auf und läßt sie sich hineinschieben. So nahm auch mein Jagd-Elephant immer das Stück Brod in Empfang das ich ihm jeden Morgen vom Frühstück brachte; manchmal ließ ich ihn mit dem Rüssel zugreifen, und dann drückte er mit dem Finger am Ende desselben meine Hand so fest und empfindlich, als wäre es der derbste Händedruck des deutschesten Mannes. Die Striegel für den Elephanten ist ein Ziegelstein, mit dem ihm die dicke Haut abgerieben wird. Vom Mahout ist schon die Rede gewesen, aber noch erwähnenswerth die Art wie er seinen Platz einnimmt: er faßt sein Thier bei den ungeheuren Ohrlappen, auf dieses Zeichen erhebt es den Rüssel, auf den der Mahout nun mit dem Fuße tritt um sich in die Höhe heben zu lassen. Der Rüssel ist mit Recht die **Hand** des Elephanten genannt worden, und wenn

* Roggenmehl und Schwarzbrod fand ich viel in Nordindien.

er selbstständig frißt oder säuft so bedient er sich stets desselben, und ist sehr hülflos wenn dieses Glied etwa auf der Tigerjagd eine Verletzung erleidet. Es war sehr hübsch zu beobachten wenn wir unterwegs an ein Wasser kamen, wie die ganze Schaar ihre Rüssel hinein tauchte, einen Zug schlürfte und ihn dann ins Maul spritzte; während des Marsches lassen sie den Rüssel lang bis auf die Erde hängen und fühlen Schritt für Schritt ihren Weg damit; außerdem fressen sie fortwährend, indem sie ein tüchtiges Bündel Gras ausraufen, es mit dem Rüssel ein paarmal gegen den Boden schlagen um die Erde abzuschütteln, und es dann ins Maul schieben. Zuweilen brechen sie auch einen belaubten Ast ab um sich damit zu wedeln.

Die Gangart des Elephanten ist eine Art Paß,* indem er die Füße der einen Seite gleichzeitig aufhebt, und sie fördert nur gering, da dieser bequeme Schritt nicht über 4 englische Meilen die Stunde raumt; die schnellere Gangart 6 englische Meilen die Stunde ist sehr ermüdend. Endlich ist noch zu bemerken, daß das Schießen vom Elephanten herab das Thier selbst vollkommen gleichgültig läßt.

* Es ist ein erstaunlich verbreiteter Irrthum, daß man auf Abbildungen des Elephanten dessen Hinterbeine wie die des Pferdes darstellt, während das eigentliche Knie sich bei ihm auch als solches ausnimmt.

Auch den Ritt auf einem Dromedar versuchte ich im Lager, da täglich Couriere auf diesem ankamen und abgingen. Der Sattel welcher auf der Höhe des einzigen Höckers angebracht ist, enthält zwei Sitze, einen hinter dem andern, und da ich es nicht verstand das Thier an dem durch die Nase gezogenen Strick zu lenken, so nahm ich den Sitz hinter dem Suwar oder Courier ein. Das Thier kniet nieder, und wenn man aufgestiegen ist erhebt es sich mit den Hinterbeinen zuerst; den Trab dieses Thiers fand ich völlig unerträglich, aber man sagt daß der vordere Sitz bequemer ist. Auch von der Race und Erziehung hängt viel ab, und das Dromedar bester Qualität welches 50 englische Meilen ohne anzuhalten trabt, wird von vielen Europäern ohne große Ermüdung geritten. Während dies Thier seinen unschätzbaren Werth in der eigentlichen Wüste behauptet, ist es sehr unsicher in den Bergen und auf schlüpfrigem Boden, wo manchmal ganze Züge ausgleiten, sich die Beine brechen und zu Grunde gehen. Darum ist im Kriegstroß der Elephant ein wichtiges Auskunftsmittel, der besonders die Geschütze auf steilen und schlechten Wegen schleifen, wohl gar auf dem Rücken tragen muß. Man hat auch förmliche Elephantenbatterien.

Auf diesem Jagdzug kamen wir auch in die Nähe der heiligen Stadt Hurdwar, welche am Ganges, gerade da wo er aus der vordersten Reihe der Berge

hervorströmt, gelegen ist. Dieser Ort ist so über die Maaßen heilig, daß zu der großen Wallfahrt die alle 12 Jahre eintritt, manchmal eine Million Menschen zusammenläuft. Ich ritt mit Major Bates hinüber, es ist ein Ort von mäßiger Ausdehnung, sehr freundlich gelegen und durch einige hübsche Häuser reicher Hindus geziert, denn hier wie in Benares ist es die Mode für reiche und gläubige Leute ein Haus zu besitzen. Das nahe Delhi zeigt seinen veredelnden Einfluß auf den Baustil, aber schnöde Freskomalerei ersetzt das köstlich eingelegte Werk der mahommedanischen Denkmäler, und überhaupt fehlt es dem Stil der Hindus stets an Würde, wenn auch nicht immer an Zierlichkeit oder andrerseits an imponirenden Massen. Die Tempel sind hier im Stil von Benares, und Bettler vom ekelhaftesten Ansehen, Fakirs mit entstellten Gliedmaaßen und mit dem vollen Bettelstolz eines selbstgerechten Fanatikers, theilen das staubige Bett der offenen Straße mit Hunden, Schweinen oder jener Ausgeburt einer ganz verdrehten Frömmigkeit, den Braminen-Ochsen, welche wohlgenährt und breit das wahre Abbild der Braminen selbst sind, wie sie sich an dem dumpfen Aberglauben des dummen Volkes mästen. Die scheußlichsten Fakir-Figuren, nackt und mit Asche beschmiert, mit struppigem, verwildertem Haar, trieben sich in den Straßen herum, und einer davon gab völlig das Bild eines Fakirs wie er in

unsern Bilderbüchern steht: er hatte wohl 50 Pfund Eisen in Ketten und Ringen auf und an sich, seinen Hals umgab ein platter schneidender Ring, und ein Schwert hing mit einer Kette an demselben; es war nicht möglich daß dieses Opfer seines eigenen Fanatismus auch nur einen Augenblick Ruhe genießen konnte. Manchmal erlegt ein solcher Mensch sich eine Qual für so lange auf, bis er Geld zu einer Pagode oder einem ähnlichen heiligen Werk zusammengebettelt hat, und dann wird es freilich selbst dem Europäer schwer, ihm nicht durch eine Gabe eine Abkürzung seiner Qual zu gewähren. Wir ritten zu der großen Treppe oder Ghaut, an dem heiligen Ort wo sich Alles in den Ganges stürzt in dem von den Braminen und Astrologen angezeigten Moment; die Regierung hat in Folge zahlloser Unglücksfälle in dem ungeheuern Gedränge badelustiger Frommer eine sehr bequeme Treppe errichtet, bequem genug sogar für unsere Elephanten, auf denen wir hinunter in den gerade sehr seichten Arm des Flusses ritten, um auch von der Wasserseite die Gebäude zu betrachten. Das Interesse des Ortes ist, wenn nicht ein wißbegieriger Reisender die große Wallfahrtszeit wählt, dem von Benares sehr untergeordnet.

Neben Hurdwar liegt Kunkhul und landeinwärts ein anderer Ort Jarrackpore, beides hübsche Hindustädte von Backsteinen gebaut, und merkwürdig wegen

der Hunderte von Affen, die im Geruche der Heiligkeit ungestraft in den Straßen und auf den Dächern ihr Unwesen trieben; einige waren ganz zerbissen und blutig, da sie unter einander in Unfrieden leben.

Am 18. Abends war die Jagd geschlossen, und ich verließ unser Lager bei Roorkie, um in der Nacht mit meinem Palankin nach Seharunpore zurückzureisen. Lord Gough mit seinem Gefolge kam erst den nächsten Abend dahin, da er sich mit Besichtigung der Anfänge des großen Ganges-Kanals aufgehalten hatte; diese Wasserstraße soll von Hurdwar bis Allahabad durch das Doab,* das Land zwischen den zwei Flüssen Jumna und Ganges laufen, und die sehr mangelhafte Schifffahrt auf diesen Gewässern ersetzen. Es wurde mir als die erste großartige Baute der Engländer in Indien zu gemeinnützigen Zwecken bezeichnet; jetzt wird bald die Hinduwelt durch den Anblick von Eisenbahnzügen in sprachloses Erstaunen versetzt werden.

Abends erhielt ich eine Einladung in Lord Gough's Lager, von dem das Lager in der Wildniß ein sehr unvollkommenes Abbild gewesen war. In seinem großen Zelt sind drei Zimmer, ein Schlafzimmer, ein Gesellschaftszimmer und ein Speisesaal, in welchem letzteren wir, eine Gesellschaft von 20 Personen, den bequemsten Raum fanden. Ich hatte die Ehre Lady Gough kennen

* Doab, zwei Wasser; Punjab, fünf Wasser.

zu lernen, eine würdevolle Matrone und treue Begleiterin ihres Gemahls auf seinen Kriegszügen; als Zeichen dafür trug sie das Kreuz von Maharajpore, wo Lord G. im Jahre 1843 die Mahrattas besiegte.

Der Oberbefehlshaber, dessen Amt in Friedenszeiten geringe Beschäftigung mit sich bringt, pflegte die ganze kühle Jahreszeit in den Nordwestprovinzen der Präsidentschaft Calcutta im Lager zu leben, nach seinem Gefallen an angenehmen Orten sich aufhaltend, oder langsam in kleinen Tagemärschen herum zu reisen. Außer seinem Stab und einer Escorte von 1000 Mann war das Gefolge von Eingebornen in allen möglichen Beschäftigungen und Diensten so stark, daß seine Zeltstadt wohl 5000 Mann enthielt und manchmal eine Gegend wie ein Heuschreckenschwarm förmlich aufzehrte. Noch großartiger zieht der Generalgouverneur einher, mit 2000 Mann Escorte, im Ganzen 6000 Seelen in seinem Lager, 120 Elephanten und so fort. Wenn schon diese Stadt von Leinwand und der große Comfort mit dem die europäischen Bewohner umgeben waren, Verwunderung erregte, so stieg mein Staunen aufs Höchste, als ich hörte daß das Ganze, vom großen Staatszelt bis zum Salzfaß und zum Theelöffel, doppelt vorhanden ist, und bei der Art des Lagerlebens vorhanden sein muß. Während die Gesellschaft Abends ihre Zelte einnimmt, wird das Duplicat derselben schon an die nächste

Station vorausgeschickt und dort aufgeschlagen, um zum Empfang der Bewohner bereit zu sein, wenn diese am nächsten Vormittag dort ankommen, meist sehr rasch zu Pferd oder zu Wagen, während der Troß natürlich langsam zieht. Und sowie die Stätte der Nachtruhe verlassen ist, wird das erste Lager sofort abgebrochen und gleichfalls weiter zum nächsten Haltplatz geführt.

Nun reiste ich von Seharumpore nach Meerut zurück, wo inzwischen der Generalgouverneur Lord Hardinge erwartet wurde. Das Lager war, ganz in der eben beschriebenen Weise, schon Abends angekommen und aufgeschlagen, und sowie am Morgen der Einzug erfolgt war, fuhr ich einem Arrangement mit den Adjutanten zufolge hinaus, um dem Generalgouverneur beim Frühstück vorgestellt zu werden. Es ist eine originelle und gastfreie Sitte, daß Personen die dem Generalgouverneur ihren Respekt bezeigen wollen, sofort sich an dem Frühstückstisch einfinden; wir saßen an einer langen Tafel die wohl 50—60 Personen halten mochte, in einem der ungeheuren Zelte welche zu den größten Curiositäten von Britisch-Indien gehören; sie repräsentiren die vicekönigliche Würde vollkommen, und wenn sie bei einem großen Durbar zum Empfang indischer Fürsten reich geschmückt und mit stattlichem Gefolge gefüllt sind, soll der Effekt sehr groß sein. Eine Wand von Leinen umgibt die zum eigenen Gebrauch des

Generalgouverneurs gehörigen Zelte, seine zwei oder drei Staatszimmer, kleines Empfangszimmer, Schlafzimmer und Kutcherry oder Arbeitscabinet; davor weht die englische Flagge, und die Zelte der höheren Personen in seinem Gefolge bilden eine Avenue dazu.

Lord Hardinge, der mit Lord Gough die Ehren und Verdienste des Sikh-Feldzuges theilt, gegenwärtig als Nachfolger des Herzogs von Wellington Oberbefehlshaber der britischen Armee, ist ein schon ältlicher Mann, der bei Waterloo die linke Hand verloren, von kleiner Statur und lebhaftem Blick; er empfing mich mit vieler Artigkeit und fragte was er zur Förderung meiner Reisezwecke thun könne. Fröhlich erwiederte ich ihm daß meine Reise nun fast beendet sei, und daß ich mit Ungeduld der Heimath entgegen eile. So lockten mich denn auch die Festlichkeiten aller Art, Bälle, Gesellschaften, Liebhabertheater, Wettrennen, mit denen die große Militärstation den Generalgouverneur bewillkommte, nicht zum längern Aufenthalt in Meerut, ich reiste noch den Abend nach Delhi und war am 27. Februar wieder in Agra, dem Knotenpunkte meiner Reise in Indien, von dem aus ich den Ausflug nach den Himalayah's unternommen hatte, und von wo ich nun nach Bombay abzureisen gedachte.

Eilfter Abschnitt.

Von Agra nach Bombay.

In Agra suchte ich die gastfreie Allen'sche Familie wieder auf und fand sie zu meiner Verwunderung in einem Grabe logirt, ein unglaubliches Ding überall außer in Indien. Dieses Mausoleum, das Candaharee Bagh, errichtet für eine der Gemahlinnen Shah Jehan's, eine Nachfolgerin oder vielleicht gar Rivalin der schönen Moomtaz Mahal, ist schon seit längerer Zeit zu einem Wohnsitz umgemodelt, und ich muß bezeugen daß die Candaharee Begum, Prinzessin von Candahar, die Ruhe der Lebenden nicht störte, wie wir es wohl um sie verdient hätten. In der Weise anderer muselmännischer Gräber ist der Leichnam in einem Gewölbe beigesetzt, und das darüber aufgeführte Gebäude enthält in jedem der zwei Stockwerke einen gewölbten Saal in der Mitte, deren jeder ein Cenotaph enthält, damit nicht über das Grabmal weg gegangen werden kann; diese

Cenotaphien sind indeß weggeräumt, und in der schönen großen Halle stand der Eßtisch an der Stelle, ohne daß Jemand etwas Arges dabei dachte. Der Fall ist namentlich in Agra sehr häufig, und die Mahommedaner sagen nichts dazu; selbst die Dienerschaft, aus dem abergläubischen Volk genommen, hatte weder Bedenken noch Furcht.

Mein geliebtes Taje sah ich, obgleich es auf staubigem Wege eine deutsche Meile entfernt war, noch dreimal, zweimal bei Mondschein, und der Effekt des stillen klaren Lichtes auf dem glänzend weißen Marmor neben tiefen Schatten und dem dunklen Grün der Bäume ist noch weit feenhafter als bei Tage. Wir konnten uns gar nicht losreißen, und waren um so glücklicher bei unsern abendlichen Besuchen, weil keine profanen Beschauer uns störten und die ganze Umgegend in tiefe Stille versenkt war.

Nun stand die Reise nach Bombay, der erste Theil der direkten Heimkehr, nahe bevor; General von Gagern hatte die Zeit die ich auf der Tigerjagd verbrachte zu einem Ausflug nach Lahore verwendet, dort indeß an dem tief erschütterten, seinem völligen Untergang entgegeneilenden Hofe des Enkels Runjeet Singh's nicht großes Interesse gefunden; nun war ich so glücklich ihn in Agra wieder zu treffen, und es bildete sich eine Karawane von 4 Personen, der General, Baron van

Aerssen, im niederländischen diplomatischen Dienst und während einiger Zeit dem Generalgouverneur Rochussen beigegeben, ein Adjutant des Generals und ich. Die Reise nach Bombay ist weniger bequem und regelmäßig als die in Nordindien, da die Poststationen für Träger fehlen; ja sie wird selten gemacht, und die meisten Reisenden ziehen den weiten Umweg über Calcutta vor. Wir unsererseits wünschten lebhaft auch diesen Theil Indiens kennen zu lernen, und nahmen zu der Reise von etwa einem Monat eine Schaar von 104 Trägern mit uns, welche in kleinen Stationen von 30—40 englischen Meilen und einander ablösend die ganze Strecke bis Aurungabad Dienst thun sollten. Dafür bekam jeder Mann 18 Rupees, eine sehr kleine Summe, da die Leute natürlich auch wieder den weiten Weg zurück zu machen hatten.

Zur Zeit unserer Abreise feierten die Hindus gerade das Frühlingsfest des Hoolie, eine Art wilder Saturnalien: alle Arbeit hört auf, Jedermann betrinkt sich, und wer sich in die Stadt wagt wird von oben bis unten mit rothem Staub beworfen, der jetzt auf den Kleidern jedes Eingebornen sichtbar ist. Die Sepoy-Regimenter geben während dieser Saturnalien ihren Officieren Feste und nautch, Ballet von Bayaderen, und im allgemeinen Jubel werden sie so gut wie die Andern beworfen und bestäubt, denn alle Autorität ist am Ende.

Schlimmer sind die elenden Reisenden dran welche diese Zeit wählen, und von den betrunkenen Trägern oft umgeworfen werden oder in Wasser und Morast gerathen. Unsere Schaar der 104 hielt sich indeß leidlich stramm, und nachdem sie gehörig gemustert und gezählt waren, begrüßten sie uns mit einer Art von Hurrah oder Freudengeschrei, das für jeden von uns Vier einen besondern Vers hatte; mit Mühe verstanden wir den einen der da lautete: „der Sahib Bahádur (der gnädige Herr General) ist ein guter Sahib!"

So begann die Reise am 2. März Abends; wir reisten die erste Nacht bis Dholpore, wo wir einen leidlichen Bungalow vorfanden und uns wohl einzurichten wußten. An Töpfen und Kesseln und den Dingen die hinein gehören fehlte es uns nicht, denn wir führten über einen Centner Provisionen mit uns. Bald sandte auch der Rajah des kleinen unabhängigen Staats in dem wir uns befanden, von Agra aus von unserer Ankunft unterrichtet, einige Körbe mit Früchten, und versprach mehr als wir in der solennen Anrede seines Delegirten verstehen konnten. Als die Mittagshitze vorbei war, sandte Se. Hoheit (denn das sind sie alle) zwei Elephanten, auf denen wir eine Rundschau seiner Herrlichkeit halten sollten; kaum waren wir aufgestiegen und unterwegs, als mit abgemessener Höflichkeit der Vakeel oder Minister auf einem andern Elephanten

hervorkam, uns zu bewillkommen und zu entschuldigen daß wir der Feiertage wegen Se. Hoheit nicht sehen konnten. Das erste was wir zu bewundern hatten waren die Equipagen des Rajah, in buntem Geschmack lackirt und mit Tressen besetzt; namentlich ein Fuhrwerk mit Sitzen auf dem Verdeck wie eine englische Postkutsche schien die Krone des Ganzen, und wir empfingen die erstaunliche Nachricht daß wohl zwanzig Personen darin und darauf Platz finden könnten, mit gebührender Deferenz. Nun mußten wir einen Garten besehen, voll von Bananen und Granatbäumen, so einförmig und naiv daß es wirklich ein Wunder war; von da ging es in ein Gartenhaus, das wohl der Stolz seiner Seele sein mochte, der obere Stock namentlich, bestehend aus vier engen und niedrigen Gallerien mit vier Zimmerchen in der Ecke; eine Menge Glas-Lustres, so groß daß sie fast zur Erde hingen und so breit daß man kaum daran vorbei konnte (darunter her konnte man ohnehin nicht gehen, denn sie waren 3 Fuß vom Boden) waren mit mehr Luxus als Geschmack aufgehängt, und die Wände zierte eine Reihe von Bildern auf Glas in wahrhaft indischem Stil. Baron von Aerssen, der was die Kenntniß des Hindostani betraf, der Einäugige unter uns Blinden war, lehrte uns das Wort: »kob surat, sehr wunderschön,« und so hoffe ich daß unser artiger Rajah mit unserer Empfänglichkeit für seine Pracht zufrieden

war. Nun war noch eine Sammlung gezähmter wilder Thiere da, namentlich ein Tiger und ein Leopard die sich streicheln ließen, sodann die Cheetah's oder Jagdpanther, zur Gazellenjagd allgemein gehalten. Zuletzt kam noch das wirklich Interessante, zwei Bowlies: ein Bowlie ist ein gegrabener Brunnen, tief unter der Oberfläche der Erde, der durch eine Flucht von gerade aus liegenden Stufen zugänglich ist. Ueber der Cisterne selbst ist ein cylindrischer Ueberbau, offen gegen oben, und entlang der Treppe sind unterirdische Hallen angebracht, hier drei Stockwerke über einander, welche sich nach innen öffnen und bei heißem Wetter einen köstlichen Zufluchtsort, kühl und düster bilden. Der Widerschein der sandigen Ebene ist fast unerträglicher als die Hitze, und selbst europäische Wohnungen sind immer halbdunkel. Das Ganze, von rothem Sandstein recht zierlich gemeißelt, ist freilich das Geld nicht werth das alle unterirdischen Bauten kosten, aber die indischen Fürsten und Reichen haben stets ungezähltes Geld für ein Bauwerk das ihren Namen auf die Nachwelt bringen soll; desto weniger denken sie daran die vielleicht ungleich werthvolleren Baudenkmale der früheren Generationen zu erhalten.

Wir machten dem Vakeel unsern Salám, und zum Dank für unsere geduldige Aufmerksamkeit und unsere kob surat's gewährte man uns am Abend noch eine

Spazierfahrt: es erschien nämlich ein Elephantenwagen, bespannt mit vier dieser königlichen Thiere, der Wagen selbst zweistöckig und mit einem rothen Baldachin bedeckt. Wir stiegen fünfzehn Stufen hinan bis zum zweiten Stock, ließen uns gravitätisch und mit gekreuzten Beinen nieder und machten eine kurze Spazierfahrt, um uns doch rühmen zu können daß wir vierspännig mit Elephanten gefahren.

Am Abend des 3. bestiegen wir wieder unsere Palankins und waren am nächsten Morgen in Gwalior, der berühmten Hauptstadt eines unabhängigen Mahrattastaats, wo wir bei dem britischen Residenten an diesem Hofe, Sir Richmond Shakespear die gastfreiste Aufnahme fanden. Zugleich trafen wir es aber ungemein glücklich; prachtvolle Geschenke des Generalgouverneurs an den Maharajah von Gwalior, aus einer silbernen Howdah und zwei silbernen Thronsesseln bestehend, waren angekommen und sollten feierlich überreicht werden; eigenthümlicher Weise hatten wir in Calcutta diese Prachtstücke in Augenschein genommen, und damals nicht erwartet daß wir denselben noch den glänzenden Anblick eines Mahratta-Durbar's verdanken sollten.

Die Sirdar's oder ersten Häuptlinge des Landes kamen am Nachmittag nach unserer Ankunft die Geschenke zu besichtigen und zu bewundern; es waren ihrer acht, und sie kamen in Palankins und Tragsesseln,

begleitet von Reitern; alle die großen Würdenträger waren versammelt, aber darunter auch ein Knabe von 12 Jahren, hoher Geburt, der neben den Andern mit großer Würde Platz nahm. Die regierende Familie und der Adel von Gwalior sind Mahrattas, Eroberer die sich auf den Kriegszügen ihrer Nation hier ein Reich gegründet haben, und das Aeußere der Sirdars erinnerte mich an des Rajah von Sattara Gefolge, das wir in Benares sahen; hier indeß war Alles Gold, köstliche Shawls und stattliches Auftreten, das der arme Verbannte von Benares freilich nicht aufzuweisen hatte. Das Volk ist andern Stammes, und die Mahrattas nehmen also hier völlig die Stelle der Moguls in Agra, Delhi und so vielen andern Orten ein, wo die vormals herrschende städtische Bevölkerung viele Mahommedaner enthält, während das Land durchaus Hindu ist. Solche Empfangscenen in Indien sind höchst langweilig, und ich wohnte dieser nur nothgedrungen bei, um nicht eine Gelegenheit mich zu belehren schmählich zu versäumen; es war indeß nichts zu lernen, ausgenommen ein kleiner Zwischenfall der charakteristisch ist. Der höfliche General wollte hinter dem ersten Sirdar, dem Oheim des regierenden Fürsten zurückbleiben als wir in das andere Zimmer gingen, aber Sir Richmond sagte ihm in halblauter Stimme: »never give the precedence to a native,« und wir gingen stolz voran. Dieser Punkt zeigt die

englische Manier die Indier zu behandeln; der Engländer hält sich fern von ihnen, behauptet den Vorrang. und erzwingt dadurch Achtung bei einer Nation die sich in Unterwürfigkeit gefällt. Die zwei Thronsessel, bestimmt für große Durbars und namentlich für den Fall daß der Generalgouverneur selbst ein Gast des Maharajah sein könne, waren äußerst geschmackvoll und kostbar; die Howdah, obgleich ebenfalls sehr kostbar und schön, war in den Einzelheiten weniger fein gearbeitet. Das Ganze hatte 12,000 Rs. gekostet und war ein wahrhaft königliches Geschenk, dem unsere Sirdars so lebhafte Ausrufungen gönnten als ihre Würde nur erlauben wollte.

Am 5. früh 6 Uhr waren wir zu einem Ausflug nach der Stadt und Burg von Gwalior bereit, die etwa eine Stunde entfernt sind. Am Thore erwartete uns ein Elephant den wir bestiegen, und wir ritten durch die schmutzigen winkligen Straßen, das Abbild aller früher gesehenen Hindustädte, froh daß unsere Nasen in gehöriger Höhe über dem Unrath der Stadt sich befanden. Eine zierliche Moschee zog unsere Aufmerksamkeit auf sich; selbst hier in einer Erzhindustadt bildete sie das hervorragende Gebäude und war durch ihre reineren Formen dem Auge gefällig, und der Contrast zwischen den geschmackvollen Denkmalen der Mahommedaner und den plumpen Heiligthümern des Braminismus verfehlte von Neuem seinen Eindruck nicht.

Der Islam ist poetisch, phantastisch und seine Geschichte hat etwas Edles; der Braminismus dagegen ist plump, grob sinnlich, und die Tempel der zwei Religionen entsprechen diesen Grundzügen vollkommen. Wir erreichten bald die Thore der Bergfestung von Gwalior, wo eine aufgestellte zahlreiche Wachtmannschaft uns mit unverdienten Ehren, Trommeln und Pfeifen empfing. Der Europäer im Innern von Indien steckt diese Ehrenbezeigungen würdevoll ein, und betrachtet es als eine sich von selbst verstehende Achtungsbezeigung, daß jede Schildwache an der er vorbeigeht das Gewehr mindestens schultert. Unsere Elephanten stiegen nun langsam die flachen Stufen hinan welche zur Platform der Festung führen, und wir betrachteten mit Muße die ungeheuern Felsenwände welche sie beschützen und sie von dieser Seite uneinnehmbar erscheinen lassen. Eine lange etwa eine halbe Stunde Ausdehnung haltende Felsenwand ist ringsum durch Mauern und Zinnen umgeben und gibt ganz die Idee eines Bergnests, wie deren im Orient so viele existiren. Diese Wände sind mehr abschüssig von der entgegengesetzten Seite und nur dürftig durch Mauern beschützt; auf der Seite von welcher wir sie erstiegen, zeigen sich die größten natürlichen und künstlichen Bollwerke, die einen imposanten Eindruck machen. Ein alter Palast mit Thürmen und bunter Malerei geziert krönt das Ganze, und wir erreichten bald

das Plateau des Felsrückens vor diesem Palaste, wo einige englische Officiere uns artig empfingen.

Die Aussicht von der Platform ist köstlich: Gärten und Landhäuser in der hügeligen Umgegend, östlich die Cantonnements der Truppen, und unmittelbar am Fuß des Felsens die Stadt zwischen Bäumen und Gebüsch verborgen in Vogelperspektive. Ein leichter Nebel lag über der Stadt und der Ebene, der zum Theil die schreckliche Dürre verbarg die Indien am Ende der kühlen Jahreszeit regelmäßig heimsucht. Die Regenzeit wirkt in wenigen Tagen Wunder und frisches Grün sproßt überall hervor, und dann zeigt sich das reiche und fruchtbare Land zu seinem Vortheil. Besonders freuten wir uns auch wieder in die Berge zu kommen, denn von Calcutta bis zum Fuß der Himalayah's, dem ganzen weiten Gangesthal entlang ist die ganze Gegend flach und einförmig.

Wir besahen eine Anzahl von Kanonen der Mahrattas, mehrere hundert, und sämmtlich nach der Schlacht von Maharajpore, 1843 den Engländern überliefert. Die im Feld genommenen dagegen sind als Trophäen nach Calcutta gebracht. Die Mahratta-Dynastie Scindia von Gwalior brach in dem genannten Jahr den Frieden mit England, bis sie durch Lord Gough in zwei Schlachten besiegt auf Bedingungen eingingen. Zu einer Belagerung von Gwalior kam es nicht, denn sie

mochten wohl voraussehen daß ein solcher Widerstand viel Zeit, Geld und Blut kosten, und am Ende nur auf sie zurückfallen und sie um ihre Unabhängigkeit bringen möchte. Eine von den Engländern für den minderjährigen Maharajah eingesetzte Regentschaft, aus den Sirdars bestehend die wir gestern sahen, und die Besetzung des Landes durch die Truppen der Compagnie, nominell dem Maharajah geliehen und von ihm besoldet, sind die Folgen dieser Auflehnung; diese Truppen führen neben der englischen Fahne mit der Inschrift: »Scindias Contingent« eine andere mit der Schlange, dem Mahratta-Emblem, und haben Knöpfe mit der Schlange auf der englischen Uniform. Europäische Officiere, im Dienst der Compagnie verbleibend, befehligen sie. Vor wenigen Monaten wurde ein Bestechungsversuch entdeckt und drei Mann aus dem Contingent gehenkt; so viel scheint gewiß, daß die jetzt herrschende Partei sich ohne dieses Contingent und den Schutz der Engländer keinen Augenblick halten würde.

Nahe dem südlichen Ende der Festung finden sich schöne Tempelruinen mit sehr nett und reich gearbeiteten Figuren aus feinkörnigem Sandstein; leider hat mahommedanischer Eifer viel zur Zerstörung beigetragen, und man kann die Eroberungszüge der Moguls in der That an den abgeschlagenen Nasen und Extremitäten der vielköpfigen und vielarmigen braminischen Götzen verfolgen.

Hier jedoch hatten wir es, wie der General mich belehrte, mit keinem braminischen sondern mit einem Jain-Heiligthum zu thun, ein durch braminische Vielgötterei befleckter Buddhismus, der aber doch noch nicht bis zu jenen vielköpfigen Ungeheuern ausgeartet ist.

Oben erfreute man uns mit einem sehr willkommenen Frühstück, und ich mußte über die naive Bildersprache der zwei Officiere lachen, die von Monat zu Monat durch andere abgelöst sich als Commandanten auf dem schmutzigen, öden und zerfallenen Bergnest als einzige Europäer die Zeit vertreiben müssen so gut sie können. Das Nest sei so elend, sagten sie, daß das beste Frühstück das sie auf den Tisch zu setzen vermöchten, nicht im Stand sei ihre Freunde in den benachbarten Cantonnements zu einem Besuch zu verleiten.

Am Abend hatten wir den großen Durbar zu Ehren der Geschenke. Der Palast des Maharajah ist mehrere englische Meilen entfernt, und wir fuhren die größere Strecke des Weges; am Eingang der Stadt indeß erwarteten uns vier Elephanten, die wir bestiegen um eine würdige Erscheinung zu machen; wir hielten aber, bis wir die Elephanten herankommen sahen auf welchen die Sirdars uns entgegen zogen, und dann ging es im Geschwindschritt auf sie los, bis sich die beiden Züge begegneten. Jene kamen auf fünf kostbar geschmückten Elephanten in Howdah's mit Silberblech

beschlagen, und nach vielen Salam's setzten wir unsern Weg fort. Voran zog ein Elephant mit goldgestickter Purpurdecke, Kopf und Rüssel in verschiedenen Farben und sehr hübsch bemalt, die Howdah des Generalgouverneurs tragend, welche bei der Gelegenheit zum Erstenmal dem staunenden Volk gezeigt wurde; dann kamen Musikanten und Fahnen und dann unsere Schaar; es war ein Gedränge, ein Lärm, ein Staub und eine Verwirrung, wie man sie nur bei einer solchen Scene und in Indien sehen kann; alle Fenster und platte Dächer waren voll Volks, und an allen offenen Plätzen war Militär aufgestellt das uns mit Musik und kriegerischen Ehren empfing. Der letzte Trupp, dicht vor dem Thor des Palastes verkündigte mit dem unerläßlichen »God save the Queen« unsere Ankunft, und wir lenkten in den großen Hof ein, wo eine Menge Volks, theils von den Fenstern und Altanen, theils bescheidener im Hofraum selbst unser wartete. Man führte uns nun in eine lange Gallerie des Hauptgebäudes, eine Treppe hoch, wo der Durbar bereits versammelt war; eine lange Reihe von Stühlen auf beiden Seiten war von den vornehmsten Häuptlingen besetzt, und Stühle für unsern Empfang zur Rechten des Maharajah reservirt. Es war wunderlich genug, vor dem zwölfjährigen Knaben zu stehen und nach formeller Vorstellung ihm einen Salam nach orientalischer Manier, d. h. mit zur

Stirn geführter flacher Hand zu machen; dafür behielten wir die Hüte auf.

Der Maharajah war ein hübsches Kind, ganz gut eingeschult zur Repräsentation seiner Würde; er war in hochgelbe Stoffe gekleidet, die sich zu dem braunen Teint sehr hübsch ausnahmen; eine kostbare Schnur Perlen um den Hals und ein paar ähnliche Armbänder waren sein einziger Schmuck, und in der Hand hielt er sein Schwert. Als die Vorstellung vorüber war setzte er sich, und wir nahmen unsere Plätze ein, geduldig den Verlauf des Ceremoniels abwartend und uns an den malerischen Trachten der Häuptlinge erfreuend. Ein gar ehrwürdiger alter Minister ließ seinen Stuhl heranbringen und setzte sich vor dem Maharajah nieder, den entfernter Sitzenden den Blick auf diesen ganz verbergend; er leitete die Geschäfte die nun vor sich gehen mußten, nämlich die formelle Uebergabe der Geschenke. Der eine der schönen Stühle wurde gebracht, und an die Stelle des einfacheren Sessels gestellt den der Maharajah bis dahin eingenommen; das arme Kind hatte mehr denn zu viel Platz darin und drückte sich in eine Ecke desselben, während ein Schreiber den Brief Lord Hardinge's feierlichst aus dem Beutel von Silberstoff zog, der das regelmäßige Couvert bei den Correspondenzen hoher Personen bildet. Ruhe wurde geboten und die Epistel mit großem Pompe verlesen, darauf viele Salams zwischen

dem Maharajah und Sir Richmond, und Salutschüsse von einer Batterie nahe bei.

Die Ceremonie sollte mit Feuerwerk schließen und es war deßhalb nöthig die Nacht abzuwarten, so daß wir eine halbe Stunde gute Langeweile hatten; ich musterte die Gesichter und Trachten der Maharattas. Sie sind Hindus und besitzen die allgemeine Charakteristik dieser Nation, ihre Züge sind aber martialischer und wilder; in der Tracht zeichnen sie sich durch Beinkleider von Goldstoff aus, die eng anschließen und seltsam genug aussehen. Jeder hat sein Schwert in der Hand, und einige militärische Charaktere trugen stählerne Armschienen von schöner Arbeit mit Gold eingelegt. Die lange Reihe herunter wurden die Anzüge immer bescheidener, die Haltung der Häuptlinge ärmlicher, während viele Individuen, die dem Anschein nach wenig Ansprüche auf Hoffähigkeit hatten, sich hinter unsere Stühle drängten; die Gallerie, obgleich völlig offen nach dem Hof zu und trotz des Punkah's oder Fächers, der über dem Maharajah und uns bewegt wurde, war unerträglich heiß und die Sitzung wollte kein Ende nehmen. Es ist bei freudigen Gelegenheiten wie bei dieser Sitte, daß die Häuptlinge Geld darbringen welches der Dienerschaft des Palastes zu Gute kömmt, und jeder Häuptling der Reihe nach trat mit einem tiefen Salam vor und überreichte sein Scherflein, das, obgleich dem Maharajah

selbst angeboten, von einem Hofmann der mit hohlem Pfötchen hinter ihm stand, in Empfang genommen wurde. Während des ganzen Durbar's dauerte Musik und Tanz am untern Ende der Halle ununterbrochen fort. Diese Zubehör versteht sich von selbst, ebenso wie die Sitte daß Niemand auf sie Acht gibt; ohnehin war es zu weit um die Bewegungen der Bayaderen gebührend zu bewundern. Nun mußten wir auch der Ranee (Fürstin) Mutter unsere Aufwartung machen; sie war dicht hinter dem Maharajah verborgen hinter einem Vorhang, der ein kleines Gucklöchelchen hatte. Wir salamten vor dem Vorhang, und saßen mit gekreuzten Beinen fünf Minuten und ließen uns angucken. Kein Wort wurde gesprochen, und nach einem neuen Salam gingen wir wieder nach unsern Stühlen. Diese Ranee war nur 15 Jahre alt und Adoptivmutter des Maharajah. Das Gesetz der Mahratta's macht die Mutter zur Regentin für ihren minderjährigen Sohn oder Adoptivsohn, und die böse Welt behauptet daß eine Fürstin die einen Sohn geboren, sich leicht und oft entschließe ihren Gemahl zu ermorden, um die einflußreiche Stellung einer Regentin einzunehmen.

Die Lampen in der Halle waren nun angezündet, drei Seiten des Hofs und die Thorfahrt illuminirt, und als es dunkel war begann das Feuerwerk. Zwar beschränkte sich die Auswahl der Stücke fast ganz auf

Feuerräder, diese aber waren über alle Beschreibung schön und künstlich. Dieses vergängliche Vergnügen, dem ich mit besonderer Liebhaberei zusah, dauerte etwa eine halbe Stunde, und nach den üblichen Geschenken von Guirlanden, Betel, Gewürz und der Besprengung mit Attar oder Rosenöl empfahlen wir uns. Wir ritten durch die Stadt zurück auf Elephanten, aßen zum Letztenmal bei Sir Richmond und verließen Gwalior Nachts 10 Uhr, sehr zufrieden mit unserm Glück das uns hier ein so unerwartetes Fest gegönnt hatte.

Am 7. früh waren wir in Seepree, einem kleinen Ort mit Militärstation des Scindia-Contingents, und hier existirte eine kleine europäische Gesellschaft von 8 Officieren und 3 Damen, die sich in einer freundlichen Gegend, frei von Staub, recht erträglich befanden. In Abwesenheit des Lieutenants von Meyern, eines Deutschen an den wir Briefe brachten, wurden wir freundlich von dessen Kameraden aufgenommen, und bald kam auch Herr von Meyern, der von einem Jagdzug wo ihn die Benachrichtigung von unserer Ankunft traf, rasch hereingeritten war. Seit 6—8 Jahren im Dienst der Compagnie, hatte er den Feldzug in Afghanistan mitgemacht und sonst mancherlei erlebt; er war einer der sehr wenigen Deutschen die ich in Indien, außer an den Seeplätzen traf.

Zwei Stationen südlich in Goonah, da wir nun

etwa die Hälfte Weges zwischen Agra und Indore zurückgelegt, wurde beschlossen unsern Trägern außer dem gewöhnlichen Halt während des Tages einen Rasttag zu gönnen; wir richteten uns in einem großen Bungalow leidlich ein, und die 104 (sie erinnerten mich fortwährend an Xenophon's 10,000) erhielten ein Geschenk von 4 Ziegen und Geld für sharáb, ein Wort das sowohl den Wein auf der Tafel des Europäers als den schlechten Schnaps des Landes umfaßt, womit sie sich sehr gütlich thaten und dem General eine lange Dankrede hielten, die dieser nach seiner Gewohnheit mit einigen freundlichen Worten auf holländisch beantwortete. Wir gewannen nun täglich an Erfahrung, wie wir die keineswegs mühelose und behagliche Reise immer zweckmäßiger einzurichten hatten, und Baron van Aerssen erwarb sich glänzendes Verdienst indem er sich mit preiswürdiger Gefälligkeit zu unserem Reisemarschall aufwarf, und durch klugen Haushalt mit seinem kleinen Vorrath hindostanischer Wörter die Welt um uns wunderbar beherrschte; namentlich hatte er das specielle Commando über 4 Mahratta-Reiter übernommen, die man uns als Escorte mitgegeben hatte; jeden Morgen schickte er diese Reisigen in die Dörfer um zu fouragiren, und regelmäßig kamen sie mit dem nöthigen Bedarf an Milch und Eiern zurück, die sie wohl manchmal in kühner Feldschlacht erobert haben mochten.

Wir waren nun wieder in der Region der Palmen; sie wachsen zwar bis Delhi, ja bis zu den Vorbergen des Himalayah, aber vereinzelt und kümmerlich, wogegen sie hier der Gegend den Charakter geben; während in Bengalen die Fächerpalmen vorherrschen, finden sich hier Dattelpalmen und solche die ihnen ähnlich sind. Auch im Klima fanden wir eine große Veränderung; die Tage waren heiß, und obgleich fortwährend ein erfrischender Wind wehte hatten wir doch wieder 25° R., dagegen Morgens vor Sonnenaufgang nur 11°.

Am 15. früh waren wir in Dewas, der letzten Station vor Indore, und dort ereilte uns ein Bote von diesem Orte mit Brod, Butter, Gemüse und ein paar freundlichen Worten von dem englischen Residenten; das war ein Fest nach mehrtägiger magerer Kost. Zugleich hatte man uns bestens an den Minister der hier regierenden kleinen Mahratta-Familie empfohlen, und dieser ließ nicht lange auf sich warten uns in den gewähltesten Formen seinen Respekt zu bezeigen; er war ein wohlgenährter Bramine, mit Juwelen bedeckt und stattlich angezogen. Nach einigen Begrüßungen nahm er mit uns in der Verandah Platz, während sein Gefolge von Leibwächtern und Stabträgern draußen stehen blieb. Und wie wir den Minister, ehe er zu uns heraufkam, seine Schuhe ablegen sahen, will ich hier über diese

orientalische Sitte Einiges sagen, da blinde Gegner der englischen Herrschaft in Indien darin einen leidenschaftlichen Vorwurf begründet haben, der englische Despotismus verlange von dem Indier, nicht anders als mit ausgezogenen Schuhen vor ihm zu erscheinen, als trete er in einen Tempel. Das ist eine absurde, völlig aus der Luft gegriffene Gehässigkeit: jeder Indier der in das Haus eines Mannes von gleichem Range, oder überhaupt in ein anständiges Haus tritt, läßt die Schuhe an der Thür, denn der Boden ist mit Leinwand oder Matten bedeckt, auf denen die Familie sitzt und ihr Mahl einnimmt; dieser einfache Gebrauch ist in dem Umgang mit den Engländern längst recipirt, und wie er jetzt Sitte geworden ist, wäre es eben so unartig von einem Hindu beschuht in das Zimmer eines Engländers zu kommen, als von einem Europäer den Hut aufzubehalten. Neid und Haß diktirten solche Anfeindungen, die der Engländer sehr gelassen erträgt und füglich ertragen kann, wenn z. B. ein bekannter Schriftsteller über Indien, nachdem er Jahre lang das Brod der Engländer gegessen, seinen Dank durch einen detaillirten Plan darlegt, wie Rußland es anfangen müsse um das britische Reich in Indien umzustürzen.

Unser Dewan oder Minister hielt uns fast so lange auf, als den Leser diese Digression die ich an seine Schuhe geknüpft habe; endlich zog er ab, nachdem er

uns Alle förmlichst und feierlichst umarmt hatte. Den Nachmittag sandte er einen Elephanten, um uns die Merkwürdigkeiten der kleinen Residenz sehen zu lassen. Auf diesem uns nun schon alltäglich gewordenen Thier ritten wir zunächst nach einem heiligen Berg, der von Braminen und Fakirs bewohnt wird und eine indische Legende hat: Vishnu, oder vielmehr seine Incarnation Ram, war in einen Krieg mit dem Riesenkönig Rawan von Ceylon verwickelt, der ihm seine Frau gestohlen hatte, und sein Hauptverbündeter war der Affenkönig Hanuman; als sich nun die Schwierigkeit ergab, wie man vom Festlande von Indien nach Ceylon kommen sollte, erbot sich der wackere Affenkönig eine Brücke zu bauen, und holte eigenhändig einen Haufen Steine von den Himalayah's, mit welchen er in großen Sätzen Ceylon zueilte. Zu schwer beladen war er indeß genöthigt einige kleine Steine unterwegs fallen zu lassen, und so findet sich eine Reihe von vereinzelten Hügeln von den Himalayah's zur Südspitze von Indien, und der Berg bei Dewas ist einer von ihnen. Jene Brücke, dieselbe die den Buddhisten und Mahommedanern für Adam's Brücke gilt, wurde nun wirklich gebaut, der Riese überwunden und Ehren-Hanuman durch ganz Indien als ein schöner grüner Affe mit langem Schweif verehrt, während eine Schaar Affen die sich schlecht geschlagen hatten zur Strafe schwarze Gesichter bekamen,

die ihre Nachkommen in Indien (eine besondere Affenart) bis auf den heutigen Tag bewahren. Eine ganz neue schöne Treppe führte bis zur halben Höhe, von da weiter ein guter Weg, und Alles wimmelte von Andächtigen und Fakirs; es scheint fast als ob letztere immer aus den arbeitsfähigsten, kräftigsten, gesundesten Leuten gewählt wären, und das erhöht noch den widrigen Eindruck; obendrein waren hier wenige welche sich eine freiwillige Plage auferlegten, und die Mehrzahl begnügte sich den Leib über und über mit Asche zu beschmieren, das Gesicht mit weißer Farbe wie eine abscheuliche Maske zu übermalen und größtmöglicher Unreinlichkeit zu pflegen; die meisten zierte das Braminen-Abzeichen, ein weißer Bindfaden über die Schulter geschlungen wie irgend ein großes Band in Europa, und an diesem Ort wahrlich nicht minder auszeichnend. Auch Hütten voll Weiber und Kinder waren da; die Tempel waren alle flach ausgehauene Nischen in Felsen, Hindugötzen in ihrer vielarmigen Monstrosität en relief enthaltend, und alle mit rother heiliger Farbe beschmiert.

Wir machten noch einen Ritt durch die Stadt und die Bazars, fanden aber den alten, in wenigen Zügen wiederzugebenden Charakter indischer Orte: enge staubige Straßen, die untern Stockwerke meist mit einem Schirm von Schilf oder Palmblättern geschützt und als Läden benutzt, der obere Stock niedrig mit kleinen Fenstern und

Erkern mit Schnitzwerk, Alles staubig und schmutzig, denn von dem Vortheil und der Annehmlichkeit eines reinlichen Hauses hat kein Hindu, sei er auch noch so reich und mächtig, einen Begriff. Läppische Darstellungen von Göttern, Menschen, Elephanten und Europäern machen die Hauptzierde der Wände von außen. So darf man hier so wenig als überhaupt bei den Hindus reinen, ansprechenden Geschmack suchen.

Dieser abermalige Blick in indisches Straßengewirr möge den Anlaß zur Erwähnung der vielen biblischen Analogien geben, durch die man in dem Hausrath und den Sitten in Indien überrascht wird. Die Handmühle, einfach aus zwei Steinen bestehend, an denen „zwo" zugleich mahlen indem sie jede einen Zapfen am obern Stein anfassen, die niedrigen geflochtenen Bettstellen, leicht genug daß ein Mann sie aufhebt und mit sich nimmt, das Dreschen durch Ochsen, übertünchte Gräber, alles das sieht man täglich, und daß viele Leute, und zwar nicht bloß Verlassene und Wahnsinnige, in Indien in Gräbern wohnen ist schon erzählt.

Der sogenannte Palast der Rajah's ist eben ein solches schmutziges, winkliges Nest, deren sich selbst ein großer Mann in Indien nicht schämt; Dewas hat von jeher die Doppelherrschaft zweier Rajah's gehabt, und die lächerliche Eifersucht der zwei wird in einem englischen Werke also charakterisirt: wenn eine Citrone

eingeliefert wird, so muß man sie in zwei Hälften schneiden daß keiner zu kurz kommt. Man hinterbrachte uns auch, daß sie sich in die Lieferung von zwei Hühnern, ächten Zinshühnern, für unsern Tisch redlich getheilt hatten. Zuletzt zwang man uns noch ein Certifikat ab, daß wir von den Rajah's jede gebührende Aufmerksamkeit genossen, und es wurde pflichtschuldig nach Indore abgeliefert.

Wir erreichten Indore, die Hauptstadt einer Mahratta-Dynastie am 16. früh, in einem Wagen den man uns gütigst entgegengeschickt hatte. Capitain Eden, erster Assistent des Residenten an diesem Hof, machte uns in Abwesenheit seines Chefs die Honneurs der Residency in der unendlich gastfreien indischen Weise; das Gebäude ist stattlich und zur Repräsentation wohl geeignet, ist aber mit den Wohnungen der beigegebenen Officiere die einzige europäische Niederlassung in Indore selbst, während Mhow, eine große Militärstation, 15 englische Meilen entfernt ist. Hier wurde eine dreitägige Rast beschlossen, an die 104 eine Anzahl Ziegen gegeben, und wir selbst waren froh die elende Kost der Bungalows mit einem guten europäischen Tisch zu vertauschen und einmal wieder in Betten zu schlafen; leider waren mit dem warmen Wetter auch die Musquitos nach geraumer Ruhe wieder erwacht, und wir fanden wohl Betten aber keinen Schlaf. Zum zweiten

Male in Indien bekam ich hier Briefe aus Europa, 18 an der Zahl, und war in lautem Jubel; dies gab reichliche Beschäftigung, und überdies war die Gesellschaft unseres gütigen Wirths und seiner liebenswürdigen Gattin, sowie mehrerer Besuche von der angenehmsten Art. Alle Tage gab es Diners mit Tafelmusik, andere Herrlichkeit und sogar Tanz, ein ganz besonderes Vergnügen bei 25° R., aber die Gesellschaft war so eifrig, daß einige junge Officiere beim Mangel an Damen selbst miteinander tanzten.

Um die Stadt zu besuchen bestiegen wir Elephanten, und das erste Abenteuer war die Begegnung eines rasenden Elephanten; das männliche Thier wird in der Brunftzeit oft auf einige Zeit ganz unbändig, und es ist die naive Sitte der Eingebornen, die wilde Bestie, die im Haus und Stall großen Schaden anzurichten im Stande wäre, ohne weiteres in die Straße rennen zu lassen; besonders kehrt er dann seine Wuth gegen andere Elephanten, und wir mußten nothgedrungen absteigen und demüthig zu Fuße gehen; unterdeß vergnügte sich der tolle Elephant in einer andern Straße mit einem schweren Ochsenkarren, den er wie einen Spielball vor sich her warf. Nun gingen wir zu den Tigern und Leoparden, welche hier in hölzernen Käfigen gehalten wurden; die Thiere waren so zahm, daß ein junger Hindu in ihren Käfig ging und mit ihnen machte was

er wollte, ja sie waren ihm so attachirt, daß als er neulich auf einige Zeit von seinem Dienst entfernt worden war, eine alte Tigerin ganz melancholisch wurde, erkrankte und nur genas als man ihr ihren alten Wärter zurückgab. Mit unglaublicher Verwegenheit ging der Mensch zu den Thieren hinein, ließ auch die Thüren hinter sich offen, was denn doch die Stärke unserer Nerven ziemlich auf die Probe stellte.

Nun ging es nach einem Hindu-Tempel, der von schwarzgrauem Marmor in Mitte eines mit Verandahs versehenen Hofes errichtet ist; er ist einer der reinlichsten den ich gesehen, in leidlichem Geschmack und sehr groß, da vor dem in einem Thürmchen verborgenen Allerheiligsten eine große Vorhalle ist. In der Stadt sahen wir einige Götzenbilder höchst obscöner Art. Man zeigte uns auch noch die Gräber der regierenden Familie innerhalb eines ummauerten Bezirks; jedes einzelne Denkmal war wie ein Tempel, und im Innern befand sich eine angekleidete Puppe, den Verstorbenen darstellend. Schildwachen in zerlumpten, den englischen nachgeäfften Uniformen standen an den vornehmsten Gräbern. Mir fiel in den hölzernen Strukturen einiger dieser Pagoden eine Aehnlichkeit mit chinesischer Schnitzerei auf. Noch einen andern Tempel sahen wir, mit fashionablem, von einer Masse Andächtiger besuchtem Badeteich; Indore muß wohl eine reiche oder sehr devote Hindu-

Bevölkerung besitzen, denn ihre Heiligthümer sind sehr glänzend.

Nun führte man uns nach einem Hospital, von dem der Residentschaft beigegebenen Arzte errichtet; er ertheilte täglich etwa 50 Eingebornen unentgeltlich Rath und Hülfe, und die Ranee Mutter gab Geld um die Kosten der Arzneien und der Abwartung zu bestreiten. Viel Gutes wird durch Impfen gestiftet, und manches den unwissenden eingebornen Aerzten unheilbare Uebel findet wenigstens Erleichterung. Wir sahen die Operation eines Wassersüchtigen; seit meinen chirurgischen Studien in Calcutta war ich ziemlich abgehärtet, wünschte mich aber doch weit weg, aber wie vorher bei den Tigern wollte Keiner zuerst die Flucht ergreifen. Die musterhafte Standhaftigkeit mit der der Patient, ein halbwüchsiger Knabe, die Operation aushielt, erleichterte es indeß auch uns Zuschauern, und gab mir einen Beleg für die Resignation welche diesen Leuten beiwohnt, wenn es gilt das Unvermeidliche zu ertragen, während sie sonst sich gern laut und jämmerlich beklagen. Zu unserer Freude wie zu des Doctors Leidwesen fand sich in der umstehenden Menge, denn das Ganze ging in einer offenen Verandah vor, kein weiteres Opfer seiner Geschicklichkeit.

Man hatte die Gewogenheit für uns einen großen Durbar anzuordnen, eine Festlichkeit die nun schon

fast anfing uns zu ermüden, da wir an Schauspielen der Art übersättigt waren. Unsere Elephanten in fliegenden goldgestickten Decken und mit silbernen Howdah's waren prächtig, wie gewöhnlich kam uns der Minister halbwegs entgegen, und am Eingang des Palastes empfingen uns die aufgestellten Truppen mit God save the Queen und allen Ehren. Der Palast ist ein großes Quadrat, einen Hof einschließend und mehrere Stockwerke hoch; die Fronte hat Erker und Gallerien und ist in der oben erwähnten kindischen Manier bepinselt. Durch einige sehr unkönigliche Gänge und Treppen erreichten wir die Audienzhalle, von wo die übliche schrille Musik und schreiender Gesang der Bayaderen uns entgegen tönte. Der auch hier minderjährige Maharajah, ein artiger, intelligenter Junge von 13 Jahren, kam uns entgegen, begrüßte uns und führte uns nach dem oberen erhöhten Ende der Halle, wo seine Adoptivmutter, bis an die Nase in ein weißes Tuch verhüllt, uns freundlichst empfing, ja uns die Hand reichte. Sie saß in einem Erker auf der Erde, der junge Maharajah nahm vor ihr Platz und wir Andern davor, sämmtlich auf der Erde und dafür den Hut auf dem Kopf. Man lernt bei solchen Anlässen seufzend die von Jugend auf angelernte Geschicklichkeit der Orientalen bewundern, mit untergeschlagenen Beinen zu sitzen, eine Kunst die uns viel Kopf- und Beinbrechen kostete. Der junge Herr

spricht ein paar Worte englisch, war lebhaft, natürlich und gefiel uns gut. Sein Anzug war sehr einfach, die weiße indische Sommertracht, aber wie gewöhnlich war er mit Juwelen bedeckt; desto weniger glänzend war sein Gefolge, da dieser Hof keine Aristokratie wie die von Gwalior besitzt. Bei der Abschiedsscene wurden wir wieder wie Opferthiere mit Guirlanden behängt, und Betel und Gewürz uns in die Hände gestopft, daß wir nicht wußten was damit anfangen; unhöflicher Weise warf ich meines weg, und ein hungriger Kammerjunker mag es aufgelesen haben. Zuletzt machte sich Se. Hoheit noch den Spaß uns mit einer kleinen Spritze mit Rosenwasser zu begießen, und ein Höfling bestrich unsere Röcke mit Rosenöl, wodurch sie auf Wochen für civilisirte Gesellschaft unbrauchbar wurden. Nach dem Abschied führte man uns noch aufs Dach des Palastes, von wo wir die im Grünen liegende ansehnliche Stadt und die hügelige Umgegend übersahen; auch hatten wir eine hübsche Scene in der Straße vor uns, wo man zwei der zahmen Leoparden an Pfähle gebunden hatte um einige Elephanten an ihren Anblick zu gewöhnen; sie scheuten und trompeteten aber nicht wenig. Um den Palast zu verlassen mußten wir nun eine Treppe hinunter, die vor Kurzem der Schauplatz eines tragischen Ereignisses gewesen war: es ist gebräuchlich daß im Monat Juli jeder Hindu nach seinen Kräften die Braminen

bewirthet und beschenkt, und an dem orthodoxen Hofe von Indore fand diese Ceremonie alljährlich mit großer Freigebigkeit statt; da man indeß bemerkt hatte daß viele Braminen sich zweimal meldeten, so sann man auf ein Mittel dem vorzubeugen und sperrte sie schließlich allesammt auf dieser Treppe ein; auf ein gegebenes Zeichen wurden sie losgelassen, das Gedränge der gierigen Horde nach den Geschenken war aber so groß, daß nicht weniger als 193 Braminen erquetscht und erstickt wurden und sonstwie elendiglich ums Leben kamen. Auf unsern stolzen Elephanten, deren Schellen, am Geschirr angebracht, uns auf dem ganzen Wege ein Ehrengeleite und Ehrengeläute gaben, kehrten wir nach den europäischen Quartieren zurück.

Der Mahratta-Hof von Indore ist ganz parallel dem von Gwalior, jedoch weniger bedeutend; die hiesige Familie führt den Namen Holkar, wie jene Scindia. Auch hier besteht ein Contingent, dessen Soldaten dem Maharajah verpflichtet sind, wogegen die Officiere im Dienst der Compagnie und in deren Pflichten bleiben. Das ist wenigstens ehrlich, und Holkar und Scindia können daraus ihren Schluß ziehen wie jeder Andere.

Wir waren nun in dem Landstrich von Indien, der Malwa heißt und wegen seines Opiums berühmt ist. Auf dem Territorium der Compagnie ist die Opiumkultur Monopol, hinsichtlich dieser Gegenden muß sie

sich beschränken, durch einen hohen Eingangszoll auf das Opium das zur Verschiffung ihr Gebiet betritt, ihr Interesse zu wahren. Das Opium-Monopol ist gehässig ohne unmoralisch zu sein, da die Opiumkultur und der Opiumhandel nicht geringer werden würde wenn die Regierung auf ihr Monopol verzichtete.

Am 18. März waren wir wieder unterwegs, und hatten nun eine böse Strecke vor uns; der Eifer die weltberühmten Felsentempel Indiens zu sehen, wies uns auf eine Nebenroute wo wir keine Bungalows mehr erwarten durften, vielmehr mit der ersten besten Unterkunft vorlieb nehmen mußten, meist einem Serai, der weiter nichts als ein Dach gegen die Sonne, freilich die Hauptsache, bot, dagegen aber Staub und Schmutz, auch wohl unwillkommene Gesellschaft anderer Wanderer. Jene Bungalows boten wenigstens Gelegenheit sich von einer staubigen Nacht in einem freundlichen und reinlichen, wenn auch kahlen Zimmer zu erholen, sich zu reinigen und wenigstens erträglich zu essen; jetzt war von Allem das Gegentheil, und der Koch den wir in Indore mietheten und auf ein Kameel setzten uns zu begleiten, hatte ein geringes Amt; Thee war immer die Haupt-Erquickung, und zum Glück hatte ich eine ganze Menge Schachteln mit Bouillon-Gallerte in Calcutta aufgekauft. Mein guter Delessert würde gesagt haben: »on ne mange pas pour s'amuser quand on voyage.«

Zugleich fingen wir nun an die heiße trockene Jahreszeit mehr und mehr zu spüren: wir hatten einmal im Schatten unseres Serai $33\frac{1}{2}^0$ R., und dabei kam der heiße Südwestwind wie aus einem Ofen, anstatt daß sonst der Luftzug die Kühlung bringt. Als fleißiger Correspondent setzte ich das Geschäft des Schreibens auch hier noch fort, natürlich auf den Knien und mit allem geistlichen Hochmuth eines sich selbst quälenden Fakir's; an Streusand fehlte es jedenfalls nicht, den die ewigen Staubwirbel mir nur zu reichlich zuführten.

Den ersten Tag trafen wir einen Serai der wenigstens den Vorzug romantischer Lage unter zwei uralten heiligen Feigenbäumen hatte. Nachts passirten wir auf einer Fähre die hier schon sehr breite Nerbudda, Ihre Majestät Nerbudda, wie der höfliche Hindu den ebenfalls heiligen Strom nennt;* hier fanden wir auch unsere alten Bekannten vom Ganges her, die Verkäufer heiligen Wassers, welche unsere Träger mit ihrem lauten bom bom Mahádeo begrüßten. Die Gegend hier ist bergig, war aber zu verbrannt um jetzt für hübsch gelten zu können.

Am zweiten Tag wieder erbärmliches Unterkommen, das schon anfing auf die Stimmung unserer Gesellschaft zu drücken. Einige Unterhaltung gewährte uns ein

* So ist es auch höflich Mahommedanern gegenüber im Gespräch zu sagen Seine Excellenz Mahommed.

hübscher Einfall des Generals, der von einem Spaziergang mit dem kleinen achtjährigen Häuptling des Orts zurückkam; er ließ einige Kissen aus den Palankins zurecht legen und hielt einen förmlichen Durbar mit dem Jungen, den er zuletzt mit dem Geschenk von Runjeet Singh's Bild entließ. Wir hatten nun eine sehr starke Strecke vor uns, da wir in ungeduldigem Ueberdruß des jämmerlichen Serai-Lebens die Station Asseerghur in Einer Nacht zu erreichen gedachten, wo die Hoffnung auf europäische Gesellschaft und den in Indien immer vortrefflichen Tisch uns höchst lockend war; überdies gedachten wir von dort unsere europäischen Briefe zu spediren, und meinerseits wäre es das Erstemal in den drei Jahren gewesen daß ich eine Postgelegenheit hätte vorübergehen lassen. Der Entschluß war jedoch zur üblen Stunde gefaßt; noch am Abend stürzte einer der Träger und verrenkte sich den Fuß, wobei er nach Hinduart sich anstellte als hätte er ein Bein gebrochen; das kostete eine Stunde Aufenthalt, und nachher fanden wir den Weg so bergig, daß unsere Berechnung nach der Entfernung der Orte sich unanwendbar erwies; die Folge war denn daß wir bis zum Mittag des nächsten Tages, bei einer Hitze von nahezu 30° in Staub und versengendem Winde reisen mußten, ehe wir Asseerghur erreichten. Dort aber waren wir wahrhaft entsetzt, als man uns auf unsere unbefangene Frage nach den

Wohnungen der Europäer eine Bergfestung ähnlich Gwalior, aber beträchtlich höher, die wir schon von fern als eine Curiosität bewundert, als die Station des Militärs wies. Auf dem steilen Weg, in der Mittagshitze und mit den schweren Palankins war das Unternehmen fast unausführbar; die armen Träger waren nahe an offenem Aufruhr; der Weg den wir mit beharrlicher Entschlossenheit nun doch betraten, dehnte sich immer länger, und am letzten Abhang angekommen sahen wir noch eine so formidable Strecke vor uns, daß wir schon halb verzagten und beinahe schmählich umgekehrt wären, um unten zu campiren; nie habe ich eine Gesellschaft von vernünftigen und leiblich rüstigen Leuten so ganz niedergeschlagen gesehen, und wir waren in unserer kläglichen Stimmung auf dem besten Wege einer dem andern die Hitze Indiens und die Höhe des alten Bergnestes vorzuwerfen, Dinge an denen wir doch alle sehr unschuldig waren; ein letzter verzweifelter Entschluß gewann jedoch die Oberhand, und oben glücklich angekommen schickten wir unsern Empfehlungsbrief an den Obersten Cavaye, den Commandanten der Station voraus, denn wir schämten uns unseres Aufzugs, da wir verstaubt, erhitzt und übermüdet wohl fühlten daß unser Aeußeres nichts Empfehlendes mehr besaß. In die Erde aber hätten wir sinken mögen, als er uns seiner jungen hübschen Frau vorstellte; doch bestaubte Reisende sind in Indien

nichts Unerhörtes, und ohne merkliches Erstaunen ließ unsere liebenswürdige Wirthin sofort das Nöthigste anordnen, Thee zu unserer Erquickung. Nur wer eine indische forcirte Tour dieser Art gemacht hat, vermag die unschätzbare Wohlthat dieses Getränks nach Gebühr zu würdigen; so kamen wir allmälig wieder zu uns selbst, und als wir getränkt, gewaschen und abgekühlt waren, beschlossen wir im Gefühl der wonnigsten Ruhe uns diesen behaglichen Zustand wenigstens einen Tag lang zu gönnen, wie auch die Träger rasten zu lassen.

Asseerghur hat eine ächt indische wechselvolle Geschichte: ein altes Hindu-Fort, dann von den Moguls eingenommen, später in den Händen der Mahrattas und nun eine englische Station. Die Engländer beschossen es im Jahre 1818 um eine Bresche zu machen; es fand sich aber später daß es, selbst ohne Widerstand, einem rüstigen Mann eine Viertelstunde Zeit nahm durch sie in die Festung zu gelangen. Die Uebergabe erfolgte indeß auf eine leichtere Weise, indem eine springende Bombe einem der Weiber des Rajah der das Fort vertheidigte, den Arm zerschmetterte, und so Entmuthigung entstand. Die Engländer halten den Ort besetzt, weil sie ohnehin eine kleine Macht in dieser Gegend unterhalten müssen, und zu befürchten steht, daß wenn er verlassen würde eins der räuberischen Bergvölker in der Nachbarschaft sich des unersteiglichen Felsennests bemächtigen

würde. Jetzt liegt ein halbes Bataillon der Armee von Bombay dort, zu welcher Präsidentschaft dieser Distrikt bereits gehört.

Die Bauart ist ganz gleich den Wällen anderer indischen Befestigungen; halbrunde Zinnen krönen die Mauer ringsum, das Meiste aber hat die Natur gethan. Die mahommedanischen Besitzer haben sich durch eine Moschee mit weithin sichtbaren Minars verewigt, deren fast rein gothische Bögen mir auffielen. Auf dem Plateau des Berges sind die Wohnungen der Mannschaft, auch ein kleiner Bazar; auch Staatsgefangene werden hier aufbewahrt, der Nuwab von Bhopal und einige seiner Anhänger, in enger Haft. Die Officiere haben hübsche Bungalows mit Gärten und weiter Aussicht auf die bergige Umgebung; obwohl etwas einsam und höchst unzugänglich ist die Station wegen der angenehmen Kühle beliebt. Die köstlichen Weintrauben welche am Abhang der Feste wachsen, hatten wir gleich anfangs gewürdigt, als sie uns armen Ankömmlingen zur Erquickung geboten wurden.

Am 22. Abends verließen wir den gastfreien Oberst, gelangten mit wenig Mühe wieder an den Fuß des Berges, und waren nach überstandener Beschwerde mit unserer Expedition recht zufrieden. Zwei Nächte brachten uns nach Boodur, und am 25. früh gelangten wir bis zu den Felsentempeln von Adjunta, aber diese

drei Tage waren wieder kläglich genug; selbst die größeren Serais, so staubig und schmutzig sie waren, fehlten nun, und man brachte uns in elende Schoppen, wo wir den wenigen Raum einmal sogar mit einem Fakir theilen mußten; auch eine ganze Familie fand sich vor, aber die scheuten sich noch mehr vor uns als wir vor ihnen, und machten sich so unsichtbar als möglich. Der Fakir hatte seine gelbe Flagge aufgepflanzt, das regelmäßige Zeichen wodurch ein heiliger Mann seine Anwesenheit bekannt gibt, und zog aus zu fouragiren, von welcher Unternehmung er wohlbeladen nach einer Weile zurückkehrte. Offenbar kommen nur selten Europäer hierher; wir waren der Gegenstand allgemeiner Neugier, und namentlich unsere complicirte Toilette, die wir à la Schnepfenthal am öffentlichen Brunnen machen mußten, zog ganze Schaaren von Bewunderern herbei. Am Nachmittag sahen wir einen großen Markt unter Zelten entstehen; grobe Tücher und Früchte machten die Mehrzahl der Waaren aus. Ich beobachtete zwei Fakirs, der eine ein stämmiger und rüstiger junger Mann, die zu den wenigen ihres zahlreichen Ordens gehörten die sich wirklich eine Plage auferlegen; sie hatten jeder eine eiserne Keule die mit Ketten und scharfen Spitzen versehen war, als steten lästigen Begleiter in der Hand, und mit diesen Ketten rasselnd zogen sie von Verkäufer zu Verkäufer Almosen sammelnd.

Die Felsentempel* von Adjunta befinden sich in einer abgelegenen Bergschlucht, zwei Stunden von dem Ort gleiches Namens entfernt; man betritt diese Schlucht durch das felsige Bette eines Gießbachs der jetzt trocken war, und nachdem man etwa eine halbe Stunde durch diese einsame wilde Scenerie vorgeschritten ist, schließt sich nach einer scharfen Wendung der Schlucht der Anblick auf die Tempel auf; sie bilden an der einen steilen Wand einen Halbkreis, gegenüber springt ein Berg vor, den Mittelpunkt dieses Halbkreises bildend; mit den letzten Tempeln schließt sich die Schlucht durch eine Felswand, von der in der nassen Jahreszeit ein Wasserfall herabstürzt: das Ganze ist wild, öde und eine höchst passende Umgebung für diese uralten, mit der Gegenwart durch kein Band verknüpften Denkmale; ein schmaler Pfad führt etwa 30 Schritt hinauf zum ersten Tempel, und dann entlang der ganzen Reihe der 29 Tempel. In einem der geräumigsten Tempel schlugen wir für zwei Tage unser Lager auf, eine wild romantische ja schauerliche Wohnstätte in der tiefsten Abgeschiedenheit, nichts vor unsern Augen als die lange Reihe der Heiligthümer und die schroffen Wände der Schlucht, die leider bei der allgemeinen Dürre auch nichts Grünes mehr zeigten.

* Der Engländer sagt ungenau Caves, oder schwerfällig Rock cut temples, und die Bildsamkeit unserer reichen Sprache tritt in dem wohlklingenden Wort Felsentempel recht glänzend hervor.

Die Tempel von Adjunta sind sämmtlich buddhistisch, die Statuen des Gottes in den verschiedensten Lagen und Stellungen enthaltend, und nicht zu verkennen in ihrem sinnenden, der Welt entrückten, aber immer selbstgefälligen Ausdruck. Der Tempel in dem wir campirten war einer der schönsten, die Vorhalle von Säulen getragen die aus dem massiven Stein gehauen waren, und diese Säulen in Gruppen von je vier, wie sie sich auch in den buddhistischen Gebäuden Ceylons finden. Die Kapitäle waren reich verziert, und das Ganze massiv ohne plump zu erscheinen. Die Haupthalle, etwa 50 Fuß lang und 15 breit, enthält keine Verzierungen, aber viele Nebenkammern, deren Bestimmung bei der Neigung des Buddhismus zum Mönchsleben zu errathen ist. Im Hintergrund ist eine weite Nische eingehauen, unzählige anbetende Gläubige in der klassischen Stellung der Hände und Beine in Relief enthaltend, dahinter ein letztes Gemach mit kolossalen Reliefs der fünf göttlichen Buddha's. Dieser Tempel ist das Bild vieler der übrigen, andere haben zwei Stockwerke, sind sehr tief, mit einer ausgehauenen Colonnade umgeben, und enthalten am hintern Ende das glockenförmige, ebenfalls klassisch buddhistische Heiligthum. Die Decken einiger Tempel, namentlich der von letzterer Art sind gemauert und gewölbt, und Ribben, Holzwerk nachahmend daran ausgehauen: im Allgemeinen jedoch ist Alles aus

dem massiven Fels, einem vulkanischen Produkt mit horizontalen Lagen gehauen, ebenso die Reliefs, welche von mittelmäßiger Auffassung und Ausführung sind. Einige der Tempel enthalten sehr verwischte Fresken, Processionen und Aehnliches darstellend, wo sich auch jene schon früher erwähnten Heiligenscheine vorfinden. So viel noch davon sichtbar ist, verrathen sie künstlerischen Werth. Leider sind diese Denkmale, deren Alter über 2000 Jahre geschätzt wird, durch vandalische Hände sehr beschädigt.

Wenn eine Umgebung phantastisch genannt zu werden verdient so war es diese,. und ein einsamer Spaziergang an der öden Tempelreihe hinauf versetzte ganz in die abstracte und träumerische Stimmung, die ja dem Buddhismus angehört; man enthält sich nicht, in die verlassenen Heiligthümer mit ihren stummen Figuren das mystische Schöpfungswort „Om!" der Buddhisten hineinzurufen, und würde kaum noch verwundert sein, wenn gegenüber dieser seit Jahrhunderten abgeschlossenen Welt die Magie sich bethätigen wollte. Doch störten die Geister der Vergangenheit unsere Ruhe nicht einmal im Schlaf; in unsern Palankins hatten wir eine vortreffliche Nacht, nicht so die 104. Sie hatten einen Versuch gemacht sich in unserm Tempel einzunisten; als ihnen der mit dem Bemerken verkümmert wurde, es seien ja noch genug Tempel vorhanden, wagten sie es nicht

sich ohne unsern Schutz in die Hände der buddhistischen Dämonen zu geben, und zogen es vor unten im Thal zu lagern, wo sie ihrer eigenen Aussage nach von Musquitos fast aufgezehrt wurden. Nicht ohne Bedacht wehrten wir ihnen jene Gunst, denn nächst den leidigen Musquitos gibt es nichts Verderblicheres für die Nachtruhe eines Europäers als die Nachbarschaft von ein paar Hindus; eben so wie sie die Gabe besitzen zu jeder Zeit und an jedem Ort sich zum Schlaf anzuschicken, so haben sie andrerseits die Nacht zum Schwatzen und Hookah-Rauchen; es scheint ihre größte Lust zu sein, und sie haben nicht die geringste Idee daß ihr lautes Geplauder störend sein könnte; so gehorsam und unterwürfig sie sonst sind, bleibt in diesem Punkt alles Befehlen fruchtlos, und das scharfe »Chup row, ruhig!« hilft nur für einen Augenblick. Ein Bekannter von mir erlaubte einmal seinen Leuten in einer regnichten Nacht in seinem Zelt zu schlafen; sie wendeten ein der Geruch des Tabaks werde dem Sahib unangenehm sein, und als er sagte das mache nichts, meinten sie sie wären gewohnt des Nachts zu schwatzen, und blieben lieber im Regen liegen als unter Dach ruhig zu sein.

Während der zwei Tage die wir in den Tempeln waren, hatte Capitain Gill, der mit der Zeichnung der Tempel von der Regierung beauftragt in dem nahen Adjunta wohnte, uns alle mögliche Dinge zu Genuß

und Bequemlichkeit gesandt, und am 26. Abends sollten wir bei ihm essen. Der Weg nach Adjunta zeigte uns deutlich den seltsamen Charakter des Gesteins; wir stiegen lange und hoch um auf die Ebene zu gelangen, denn das Thal der Felsentempel ist nichts als ein Riß im Erdreich. Der Capitain wohnte in einem muselmännischen Grab, das sehr freundlich zu einer Wohnung umgeschaffen war; dicht hinter dem Haus ist eine ähnliche Schlucht, an 80 Fuß tief, während man darüber hinaus die Ebene erblickt. Man nahm uns sehr freundlich auf und bewirthete uns mit europäischer Kost, die für uns hohe Leckerbissen waren, und Mrs. Gill, eine schöne, liebenswürdige Frau machte die angenehme Wirthin. Diese Rose blühte indeß sehr im Verborgenen; sie sind die einzigen Europäer hier, und Mrs. G. machte, nachdem sie ein Jahr lang keine andere Dame gesehen hatte als ihr Bild im Spiegel, kürzlich eine Expedition 30 englische Meilen weit, ihre nächsten Nachbarinnen zu besuchen. So gut die Aufnahme unserer liebenswürdigen Wirthe war, so waren wir doch schon längst gewöhnt um der Annehmlichkeit willen nirgends mehr zu verweilen, und drei Nächte im Palankin und zwei Tage im Staub der Serais brachten uns vorwärts bis zu den noch berühmteren Felsentempeln von Ellora.

Ein Grab war hier zum wohnlichen Bungalow hergerichtet, eine Menge anderer Grabmäler sind in der

Nähe, und unweit das Fort Rosa, voll von Mahommedanern, Moscheen und Gräbern. Von dem Hügelrücken auf dem diese Gräber liegen, hat man eine Aussicht auf das im Grünen liegende Ellora in der Ebene; die Fortsetzung dieses Rückens nach Westen und der Ebene zugewandt enthält die in das horizontale Gestein gehauenen Tempel; die Gegend ist durchaus nicht wild und großartig wie die Schlucht von Adjunta. Die Tempel dagegen, theils braminisch theils buddhistisch, theils dem Jain-Kultus angehörig sind merkwürdiger, auch besser erhalten. Der allgemeine Charakter ist folgender: ein in den Felsen gehauener Vorhof umfaßt einen weiten Raum, von dem aus erst das ganze zweistöckige Werk sichtbar wird; der obere Stock ist der bedeutendere, und eine in den Felsen gehauene Treppe führt hinan; Säulenreihen tragen die Decke, und ringsum in Nischen sind Reliefs eingehauen. Das erste Heiligthum enthält Reliefs aus der Geschichte Mahádeo's oder Shiva's, dessen Symbol nicht fehlt; sie sind mangelhaft gezeichnet und ausgeführt, aber von sehr geistreicher Auffassung, die Gruppen sehr lebendig und sprechend. Dieser Tempel wird von 36 schwerfälligen Säulen in 6 Reihen von je 6 getragen. Nun folgen buddhistische und Jain-Tempel; die Buddha's sind ganz unverkennbar, unser Führer aber, ein Bramine, hatte für jeden der armen Buddha's einen braminischen Namen, und tischte uns in Bezug

auf die Händestellung einiger ein abgeschmacktes Märchen auf: das sei Vishnacarma, der Vulcan der Hindus, der diese Höhlen erbaut, sich aber vor ihrer Vollendung in den Finger schnitt und das Werk liegen lassen mußte. Einer dieser Tempel ist sogar dreistöckig, andere geringerer Art, einer die Copie jenes Tempels von Adjunta mit gewölbtem und geribbtem Dach; aber auch dieser galt unserem Braminen für eines der Werke seines Vishnacarma.

Der große oder Kailas-Tempel ist nördlich von den obigen, und wirklich großartig; die den Eingang beschützende Felswand ist reich mit Reliefs geziert, dann betritt man ein großes Viereck, etwa 250 Fuß lang, 150 breit, und von fast 100 Fuß hohen Felswänden umgeben. Zu beiden Seiten sieht man kolossale Elephanten und plumpe Obelisken; ein kleines Felsengebäude, durch eine Art Brücke mit dem Dach der Vorderwand und dem zweiten Stock des Hauptgebäudes verbunden, steht vorn, in der Mitte des Vierecks der große Haupttempel. An zwei der Seiten des Vierecks sind Arkaden und Reliefs eingehauen, die dritte hat Vishnacarma unvollendet gelassen; Alles ist hier entschieden braminisch; sehr eigenthümlich ist eine Reihe Reliefs an einem halbrohen Felsblock, den Feldzug des Affenkönigs Hanuman gegen den Riesen von Ceylon darstellend; die Reihen der Kämpfenden sind in egyptischer

Manier einer hinter dem andern dargestellt. Das Hauptgebäude in der Mitte ist ganz bewunderungswürdig, wenn man bedenkt daß es wie es da ist, von oben aus dem Fels herausgemeißelt ist; es ist zweistöckig, von Reihen von Elephanten getragen, welche zum Theil kämpfend, z. B. mit bemähnten Löwen dargestellt sind; jeder Theil ist sorgfältig ausgemeißelt, das Dach ist eine verzierte Pyramide im Hindu-Geschmack; der zweite Stock enthält ein geräumiges, von Säulen getragenes Gemach, in dem ein Fakir sich heimisch gemacht hatte.

Es liegen weiterhin noch einige Höhlen, welche jedoch nichts Neues enthalten. Was die große Streitfrage Braminismus versus Buddhismus betrifft, so ist es offenbar daß die zuerst beschriebenen Buddha-Tempel älter sind als ihre braminischen Nachbarn, denn sie occupiren den best gelegenen Theil des Abhangs, während die braminischen sich mit dem Platz darunter begnügen mußten. In dem Kailas-Tempel fand ich einen vierarmigen Buddha, ein mythologisches Unding; Buddha war er unbezweifelt, und nach einiger Untersuchung fand ich daß die zwei ungeschickten Nebenarme zu dieser Figur hinzugehauen sind, was leicht war da dieselbe Relief ist; man kann somit annehmen, daß die Braminen als sie ihren großartigen Tempel hier begannen, den fremden Götzen schon vorfanden und in dieser Weise umformten. Der General, der Kenner war, erklärte

schließlich daß einer der Jain-Tempel der neueste und besterhaltene sei.

Wir gingen in der Nacht weiter, und fanden uns am 30. mit Tagesanbruch vor den Thoren der berühmten Bergfeste Dowlutabad, dem Nizam von Hyderabad gehörig; wir waren schon seit einiger Zeit im Gebiet dieses mahommedanischen Fürsten, der der größte der noch unabhängigen Herrscher Indiens ist, aber durch schlechtes Regiment und die Erhaltung eines zahlreichen Contingents, das von Officieren der Compagnie befehligt wird, dem Untergang schon längst nahe ist. Dowlutabad, ein uneinnehmbares Felsennest, ist ein Besitz den er mit besonderer Eifersucht hütet, und um uns das Vergnügen zu verschaffen es zu sehen, hatte es eines im Voraus von Hyderabad, mehrere hundert englische Meilen her geschickten Passes bedurft. Der unregelmäßige kegelförmige Fels auf dem es liegt erhebt sich senkrecht aus der Ebene, die Stadt zu seinen Füßen, und diese mit einer dreifachen Ringmauer eingeschlossen. Die Befestigung ist fast ganz Werk der Natur, denn erst gegen die 500 Fuß hohe Spitze hin zeigt der senkrechte Fels abschüssige Flächen. Die einzige Möglichkeit hinaufzugelangen bietet ein in den Felsen gesprengter Tunnel und Treppe, völlig durch das Gestein gebohrt, ohne Oeffnungen nach außen und nur bei Fackellicht betretbar. Dieser Gang kann sofort verschüttet, oder von

Einem gegen Tausend vertheidigt werden, aber eben so leicht ist es ihn von außen einzuschießen und die Besatzung auszuhungern. Schon wegen seiner Kleinheit ist dieses uneinnehmbare Fort ohne Werth; oben steht nur Ein Gebäude von einiger Bedeutung, nur 4 Kanonen, und keine Kaserne noch Besatzung sichtbar. Aurung Zeb hat Dowlutabad, das man mit „Schatzkammer" übersetzen kann, von einer benachbarten Höhe ein volles Jahr lang beschossen, aber vergebens. Ein zerstörtes Fort ähnlicher Art, etwa 500 Fuß steil aus der Ebene sich erhebend, liegt eine Strecke weiter.

In zwei Stunden gelangten wir nun nach Aurungabad, dem in mancher heißen Stunde ersehnten Ziel der langen Reise mit unsern 104, die hier entlassen wurden. Brigadier Twemlow, der eine Brigade vom Contingent des Nizam kommandirt, nahm uns gastfrei auf, und nun wieder auf der großen Straße angelangt, Bombay nahe und sicher es in kürzester Zeit zu erreichen, priesen wir unser Geschick daß wir die Strapazen der Reise von Agra glücklich und ohne Schaden für unsere Gesundheit überstanden hatten.

Aurungabad, nach Aurung Zeb, dem Sohne Shah Jehans genannt, ist kein großer Ort; eine Militärstation mit Bungalows der europäischen Officiere liegt abgesondert davon. Die Gegend hat Abwechslung, da die flachen vulkanischen Hügel sich hier wie überall in jenen

Strecken verstreut finden; Dowlutabad und das zerstörte Schwesterfort sieht man in einiger Entfernung. Eine Merkwürdigkeit des Orts auf die ich gespannt war, ist die Nachahmung des Taje Mahal, die Aurung Zeb seiner Gemahlin oder Tochter, es ist unbestimmt welche, zum Grabmal errichtete; wie das Taje steht es in einem Garten zu dem man durch einen Thorweg gelangt, leider Alles völlig vernachlässigt. Das Grabmal erhebt sich auf einer Platform von Sandstein, ist viel schmaler als das Taje, kleiner und von weniger edlen Formen, aber nach demselben Plan, auch mit einer Kuppel gekrönt. Statt des polirten weißen Marmors findet sich hier weißer, durch die Zeit geschwärzter Stuck, und nur unten herum zieht sich eine niedrige Garnitur von weißem Marmor; eine Moschee, an die Perlmoschee in Agra etwas erinnernd, steht zur Seite, an den vier Ecken der Platform plumpe Minars. Auch das Innere ist dem Taje nachgeahmt, aber hier befindet sich in der Mitte eine weite Oeffnung, durch die man, wie im Mailänder Dom beim Grab des heiligen Borromäus, auf die Grabstätte im untern Gewölbe hinabsieht; das Grab selbst ist mit einem Geländer von schönem Marmorschnitzwerk umgeben, aber von der schönen Mosaik des Taje ist keine Spur. Kurz das Ganze, obwohl es viele schöne Einzelheiten besitzt, ist nicht geeignet Gemüth und Phantasie anzusprechen wie sein herrliches Vorbild, und stände

ihm auch nicht dieser vernichtende Rival zur Seite, so würde es doch nie die Bewunderung aller Besucher gewinnen können.

In Aurungabad kam noch ganz kurz vor jener Zeit eine heimliche Wittwenverbrennung vor, trotzdem daß sie in allen Staaten auf welche die Engländer einigen Einfluß erstrecken, mit Verbot belegt ist; der fanatische Eifer der Angehörigen wußte der Aufmerksamkeit der Behörden zuvorzukommen. Die letzte großartige „Suttee" oder Verbrennung von Wittwen hat Indien nach Runjeet Singh's Tode gesehen, wo vier seiner Weiber und eine noch größere Anzahl Sklavinnen den Scheiterhaufen bestiegen.

Wir sahen Einiges von dem Contingent und thaten einen Blick in die kläglichen Finanzen des Nizam, indem man uns auf die schwarz leinenen Beinkleider der Mannschaft aufmerksam machte; sie sollen wie Tuch aussehen und zugleich den Sommer über brauchbar sein, haben aber nun die Eigenschaft im Winter kalt und im Sommer heiß zu sein.

Während ich von unserer Reise die Plage der heißen Winde zu schildern hatte, wie sie uns in den Serais heimsuchte, ist es nun der Ort die Art zu beschreiben wie die Anglo-Indier sich in ihren Wohnungen dagegen zu schützen suchen. Diese Winde, die vom März an bis zum Beginn der Regenzeit im Juni den ganzen Tag

wie aus einem heißen Ofen wehen, weiß der Engländer sich dienstbar zu machen, indem er alle Oeffnungen des Hauses nach Westen zu mit dichten Matten von wohlriechendem Kuskus-Gras verdeckt, welche fortwährend feucht gehalten werden; so entsteht im Innern der freilich arg verdunkelten Häuser eine feuchte kühle Zugluft, und man preist sich glücklich wenigstens Zug zu haben, während in dem untern Bengalen selbst dieser fehlt, und eine unerträgliche Schwüle auf der Gegend lastet. Andere Mittel Zug zu erregen sind Mühlen, unsern Fegemühlen ähnlich, welche hinter jene angefeuchteten Matten gestellt werden, und in jedem Zimmer, ja des Nachts über dem Bett ist der Punkah in unaufhörlicher Bewegung, eine künstliche Fächermaschine die in ganz Indien bis nach China hin eine wunderliche Zimmerverzierung bildet, und namentlich über keinem Eßtisch fehlen darf sobald das Wetter warm ist; es ist ein langer, etwa 2½ oder 3 Fuß hoher Rahmen, mit weißem Papier überspannt, der an Schnüren der Länge nach aufgehängt ist und von außen durch einen Diener in Bewegung gesetzt wird. Schon durch die offenen Räume aller Tropenländer ist man gewöhnt nie ein Stück Papier ohne Beschwerer zu lassen, und klagt deßhalb nicht über den Punkah, der Alles umherstäuben macht; wohl aber hat er seine principiellen Gegner die diesen Zug für ungesund halten; hat man aber eine

Weile unter ihm gesessen so ist er zur Unentbehrlichkeit geworden.

Der heiße Wind dörrt Alles aus, Alles geht aus den Fugen, die Möbel, die man ohnehin stets massiv, nie fournirt hat, bekommen Risse, die Haare knistern beim Kämmen, und wo man hingreift fühlt man die trockene Hitze. Ich denke mir diese Zeit für Brustkranke sehr peinlich, im Allgemeinen aber gilt dieselbe für die gesundeste des Jahrs, und unsere Tour von Agra hierher hätten wir in keinem andern Klima bei gleicher Wärme ungestraft machen können. Auch die Hindus fühlen sich am behaglichsten, und ebenso wie ich sie in den Himalayah's und selbst in der Ebene empfindlicher Kälte habe trotzen sehen, so ficht sie auch die Hitze nicht an. Dagegen fordert die Cholera ihre zahllosen Opfer am Ende der Regenzeit. Am ärgsten sollen die heißen Winde in der Breite von Agra sein, wo sie schon über die ganze verdörrte Halbinsel hingestrichen sind, und in jenen Ebenen ist ohnehin des Staubes und der Dürre schon im Winter allzuviel.

Wir verließen Aurungabad am Abend des 1. April, um die 284 englischen Meilen bis Bombay nunmehr mit Dawk, mit Relais von Trägern zurückzulegen; die heiße Witterung aber, sowie die Vorsicht ja Aengstlichkeit, welche den charakterisirt der nach mancherlei Abenteuern sich dem Ziele nahe sieht, hieß uns abermals

nur des Nachts reisen und die heißen Stunden in den Bungalows zubringen; in diesen fanden wir nun auf der großen Straße, die sowohl die Route von Agra als die von Madras und Calcutta hier vereinigt, vortreffliche Kost und Unterkunft. Am 3. waren wir in Ahmednuggur, wo wir die neuesten englischen Zeitungen erhielten; zum Besten des Publikums in Indien erscheinen eigene Overland Papers, welche unmittelbar vor Abgang der Post gedruckt, das Neueste kurz zusammenfassen. Diese Nachrichten, um so viel neuer und aus Ländern denen wir bald wieder nahe zu sein hofften, gewannen natürlich sehr an Interesse; in ganz Indien aber war der erste Blick zu jener Zeit in den Theil der Zeitung, wo die französischen Nachrichten standen, und „lebt Louis Philipp noch?" war die erste Frage, denn mit dem Tode des alten klugen Juli-Königs erwartete man die Katastrophe, die sich im Jahre 1847 freilich schon schwül genug ankündigte. Doch unsere Gesellschaft war in so rosenfarbener Laune Angesichts der nahen Heimkehr, daß uns eigentlich wenig daran lag wie wir Europa wieder fanden, wenn wir es nur wieder erreichten. Und wie wenig ahnten wir daß es so ganz anders kommen sollte, und daß der Mann dessen Herzensgüte und Geistesgaben ich auf dieser Reise so hoch schätzen gelernt hatte, eines der ersten Opfer des heraufziehenden Sturms zu werden bestimmt war.

Am 5. waren wir in Poonah, wieder eine hübsche Station von europäischem Ansehen, so daß die Nähe einer Seestadt die ihre Kultur so weit erstreckte, merklich wurde. Schöne Gruppen von Mangobäumen, ein Wahrzeichen Bombay's, eine hübsche Pagode im südindischen Stil von Madras statt der Spitzbogen von Benares, mit einem großen Ghaut zum Flußbett hinab, schöne Landhäuser und eine belebte Landstraße; Nachts kamen wir oft an Wagenburgen von Frachtkarren vorüber, die auf offener Straße bivouakirten. Den 6. waren wir in Khundalla, einem Ort im Gebirge der Western Ghauts, wo viele Leute aus Bombay der reinen Luft und der malerischen Umgegend wegen Landhäuser besitzen; auch sah man wieder Ziegeldächer, ein lang entwöhnter Anblick, da man in Nordindien der Kühle wegen schwere Strohdächer vorzieht. Von den Höhen Khundalla's sieht man das Meer, und wie uns schon unsere 104 gar oft an den Zug Xenophon's erinnert hatten, so brachen wir auch jetzt in ein jubelndes *Θάλαττα, θάλαττα!* aus, und mehr als je empfand ich es wie jede Seeküste, sei sie auch noch so fern, den Reiz der gebahnten Straße nach der Heimath besitzt. Auf der schönen Bergstraße die von hier nach Bombay führt, machten wir einen Theil des Wegs neben den Palankins zu Fuß, und erfreuten uns der romantischen Schluchten und Päße durch die sich die Straße

windet, doppelt schön in der Beleuchtung der sinkenden Sonne.

Ein fatales Beispiel wie wir auf der langen Landreise verwildert waren bot sich uns, als wir durch Berechnung ausfindig machten es sei vor zwei Tagen Ostern gewesen! Es war uns doch ein wenig zu arg, so entschuldbar es auch sein mochte. Nun rechnete ich meinerseits auch die Reise von Calcutta seit Anfang des Jahres bis hierher nach, und fand daß ich in den drei Monaten nahe 500 deutsche Meilen im Palankin zurückgelegt, an 60 Nächte im Palankin die meisten andern in Bungalows, im Zelt und auf der Erde, und nur 15 in einem Bett im Zimmer zugebracht hatte, mit einem Contrast von knietiefem Schnee in den Himalayah's und 33½° R. im Serai. Der General konnte noch mehr aufweisen, und wir alle waren denn doch etwas angegriffen, und dies war der Grund weßhalb er die an ihn für sich und uns gelangte Einladung, Gäste des Gouverneurs in Bombay zu sein, dankend ablehnte; wir gedachten im Gasthof es uns bequem zu machen und in aller Muße die Vorbereitungen zur Abreise zu treffen. So kamen wir Nachts gegen 2 nach Panwell, von wo die letzte Strecke zu Wasser zurückgelegt wird, und hier überraschte uns ein Diener des Gouverneurs Sir George Clerk, der uns benachrichtigte daß ein Dampfboot zu unserer Ueberfahrt bereit

liege. Ein bequemes Boot wurde von diesem ins Schlepptau genommen, und so legten wir die 20 englischen Meilen in sehr kurzer Zeit zurück; die Sonne ging auf ehe wir weit vom Ufer entfernt waren, und begrüßte uns von den Spitzen der Berge, über denen sich ihre Scheibe erhob; so nahmen wir Abschied, vielleicht auf immer, von dem Festlande Indiens, denn Bombay selbst liegt auf einer Insel. Links erschien nun die kleine bergige Insel Elephanta, rechts Salsette, ebenfalls bergig, und beide berühmt wegen ihrer Felsentempel, und weiterhin das langgestreckte Ufer der Insel von Bombay, mit Gärten und Landhäusern geziert; am äußersten Ende das Fort und der Hafen mit zahllosen Schiffen. Man passirt nun eine kleine Insel, einer vor Jahren hier gehenkten Delinquentin zu Ehren Old Woman's Island genannt, dann Butcher's Island, eine flachere bewohnte Insel, und bald findet man sich in einem Labyrinth von Fahrzeugen: Pattimars, die seltsam geformten Küstenfahrer mit vorwärts gelehnten Masten und lateinischen Segeln, die arabischen Schiffe, nur durch ihre scharfen Schnäbel von europäischen unterschieden, eine stattliche Menge von Ostindienfahrern, Clippers, Seedampfschiffen, das Ganze einen der ansehnlichsten Häfen bildend die ich gesehen. Ein schöner Landungsplatz mit Quai wimmelt von Schiffern, Lastträgern und Fuhrwerken, und man findet sich sofort

in all dem Gedräng eines großen See- und Handelsplatzes; als solcher gewinnt Bombay immer mehr an Bedeutung, und namentlich die Massen von Baumwollenballen erregen Interesse, wenn man gedenkt daß England auf die indische Baumwolle die Hoffnung gründet, dereinst von der Abhängigkeit vom amerikanischen Markte sich zu befreien.

Auch einen Wagen hatte der gütige Gouverneur am Quai bereit halten lassen, und wir gaben dem Kutscher den Gasthof an nach dem er fahren sollte; bald hielten wir aber an einem Gebäude an das gar nicht wie ein Gasthof aussah, und wollten schon böse werden, als ein Diener salamend hervorkam und uns benachrichtigte, hier seien wir an einem Bungalow des Gouverneurs; derselbe begreife daß wir uns von der Reise ungestört zu erholen wünschten, und bitte uns daher uns hier nach unserm Gefallen einzurichten; nur hoffe er daß wir zuweilen bei ihm essen würden. Der Bungalow war vollständig mit Allem versehen was zu unserm Comfort nur dienen konnte, zahlreiche Dienerschaft und vollständig eingerichtete Küche, so daß wir völlig zu Hause waren. Das war denn die Krone indischer Gastfreiheit; wenn bei den unendlichen Freundlichkeitsbezeigungen die der Reisende in Indien empfängt, ein cynischer Beobachter bemerken möchte, daß an mancher einsamen Station der Wirth ebenso erfreut ist

Gesellschaft und Unterhaltung zu finden, als der Fremde gastfrei empfangen zu werden, so war hier ein Beispiel der ausschließlichen Fürsorge für unsere Behaglichkeit, wogegen nicht einmal das Opfer gefordert wurde uns als gute Gesellschafter zu erweisen. Und da unsere Ermüdung wirklich sehr groß war, machten wir von der uns dargebotenen Gunst öfters Gebrauch, indem wir zum Essen ruhig zu Hause blieben.

Um eine Beschreibung unserer neuen Wohnung zu geben muß ich zunächst die ganze Lage Bombay's andeuten: das sogenannte Fort, mehr eine befestigte Stadt, nimmt die Südspitze der Insel ein und enthält den Geschäftstheil, während die Wohnungen der Europäer nach Ost und West hin am Seeufer zerstreut liegen; eine offene Esplanade zwischen dem Fort und der See nach Westen zu ist aus strategischen Gründen von Häusern frei, dafür stehen aber zahllose Zelte und eine Reihe von leichten nur auf einen Theil des Jahres berechneten Bungalows da, und in einem derselben fanden wir die von dem Gouverneur uns vergönnte Unterkunft; das ganz eigenthümliche Gebäude bestand aus einem Mittelbau der ein Eßzimmer enthielt, und außerdem eine weite aber offene Halle bildete, rechts und links Nebenflügel mit Schlafzimmern, aber Alles aus Bambus, Holz und Matten, mit Stroh gedeckt und im höchsten Grade leicht und unsolid; ein weiter eingezäunter Raum umgibt den

Bungalow und stößt hinten an die See; diese seltsamen Wohnungen sind die armseligsten und gebrechlichsten, aber zugleich die vornehmsten von Bombay, man bezieht sie in der heißen Jahreszeit des erfrischenden Seewindes wegen, möblirt sie aufs Hübscheste, und sowie die Regenzeit herankommt werden sie weggenommen, da sonst der Regen sie alsbald wegschwemmen würde.

Die Fahrt nach dem Lusthaus des Gouverneurs an jedem Abend war eine angenehme Spazierfahrt von etwa 4 englischen Meilen; er bewohnt während der heißen Jahreszeit ein Gebäude an Malabar Point, von nicht viel dauerhafterer Bauart als unser Bungalows; die Gebäude stehen auf einem langen Vorgebirg, herrlich kühl mit dem Blick auf die See, und hier hatten wir die angenehmsten Stunden, manchmal in großer Gesellschaft der ersten Männer der Präsidentschaft, zuweilen im engern Kreis mit dem geistvollen und durch seine diplomatischen Dienste in Indien hoch verdienten Gouverneur. Man fährt nach Malabar Point die Esplanade entlang, durch das bunte Panorama der schwarzen Stadt, welche wieder ihre besondern Eigenthümlichkeiten hat; es finden sich hier mehrstöckige, stattliche Häuser und breite Straßen, dabei ein Gemisch von Völkern das in der Welt seines Gleichen kaum hat: außer den in indischen Häfen überhaupt gewöhnlichen Menschenracen sieht man Neger, Araber, Perser mit ihren hohen

spitzen Mützen, Juden und Armenier und eine beklagenswerthe Menge der entarteten farbigen Abkömmlinge der Portugiesen, welche in dem benachbarten Goa noch einen Schatten alter Herrlichkeit besitzen. Besonders erwähnenswerth aber sind die Parsi's, Feueranbeter, das alte persische Volk, von den Mahommedanern aus ihrem Vaterlande vertrieben und seit langer Zeit in Bombay als ihrem Hauptorte angesiedelt, jedoch überall in Indien, ja bis nach China hin verbreitet. Ihre Religion ist der bekannte Dualismus, sie beten Licht und Feuer als Symbole an, verabscheuen Krieg und Mord, und enthalten sich aller Gewerbe bei denen Feuer dem Menschen dienstbar gemacht wird; doch kochen sie wie andere Leute auch, betrachten aber das Rauchen als eine große Abomination. Sie sind von kaukasischer Race, sehr hell und nur etwas gebräunt, haben schöne Figuren und edle Gesichter; ihr Charakter ist unternehmende Spekulation ohne das niedrige, kriechende Wesen der Juden und Chinesen, und sie sind selbst in Gesellschaft von Europäern wohl gelitten; bekannt auch bei uns ist Sir Jemsetjee Jejeboy, von der Königin zum Ritter gemacht, ein noch junger Mann der ein ungeheures Vermögen zu guten Werken verwendet. Wir sollten ihn bei einem Diner des Gouverneurs sehen, aber leider unterblieb es. Die Parsis halten sehr zusammen und die Aermeren dienen meist ihren eignen Landsleuten, wiewohl sie sich

auch im europäischen Dienst, aber mehr in höheren Stellen finden; wenn man einen Parsi niederer Klasse in unvollkommener Kleidung sieht, die bei einem Hindu nicht einmal auffallen würde, so wird man an Bischof Heber's Wort erinnert, daß den dunkeln Racen die Farbe statt der Kleidung diene.

Der Europäer lacht über die wunderlichen Namen der Parsis, immer ein Doppelnamen wodurch die Abstammung angedeutet wird, z. B. Hormusjee Saporjee, Manockjee Nusserwanjee, Cursetjee Cowasjee; weit weniger aber als an ihre Namen gewöhnt man sich an ihre Art über ihre Todten zu verfügen, welche sie hier in aller Ausdehnung üben; auf einer der schönsten Stellen der Insel, am Anfang der Landzunge von Malabar Point, wo man von den Hügeln herab eine herrliche Aussicht auf die Bai und die dichten Cocoshaine hat, stehen schwerfällige, meist runde thurmartige Gebäude, von Einzäunungen umgeben und die Gegend durch ihre Lage beherrschend; diese Thürme sind oben mit einem Gitterwerk von Eisen geschlossen, und auf dieses werden die Leichname gelegt um ein Raub der Vögel unter dem Himmel zu werden. Die abgenagten Gebeine fallen durch das Gitter ins Innere, in eine Kalkgrube. Es ist nicht möglich Zugang zu diesen Orten zu erhalten, wir sahen aber einen aus einiger Entfernung der in dem Garten eines reichen Parsi stand,

und konnten von einem höher gelegenen Grundstück das Gitterwerk deutlich erkennen. Die Idee dieser »Towers of Silence« scheint poetisch sein zu sollen, aber in der Wirklichkeit habe ich nie mehr Ekel und Grauen zugleich empfunden als bei dem Anblick dieser Gebäude und der scheußlichen Geier, die übersättigt und träge auf den nahen Bäumen saßen.

Parell, östlich und nach Salsette zu gelegen, ist der gewöhnliche Aufenthalt des Gouverneurs, ein hübscher Landsitz, zugestutzt aus einem alten von portugiesischer Zeit herrührenden Kloster und umgeben von einem schönen Garten in europäischem Stil, deren es so wenige in den Tropen gibt. Der ganze Weg dahin ist besetzt mit Landhäusern, großentheils an die See stoßend, und den Großen und Reichen der Präsidentschaft gehörend. Da es vom Fort nach Parell 6 englische Meilen sind, so ist die Sitte eingeführt daß der Gouverneur einmal die Woche des Vormittags empfängt, und daß dann für alle Besucher ein langer Frühstückstisch bereit steht.

Nun noch Einiges zur Vergleichung von Bombay und Calcutta, denn beide sind sehr anspruchsvoll, Calcutta wegen seiner jetzigen Größe, Bombay wegen seiner commerziellen Zukunft, und der Wichtigkeit die ihm die Nähe von England, das man in kaum 30 Tagen erreichen kann, verleiht. Aber Bombay hat weder die

politische Wichtigkeit Calcutta's, noch seine prachtvollen Gebäude, seine reich ausgestatteten Läden und geselligen Annehmlichkeiten; es ist ein langweiliger, als Aufenthalt sehr unbeliebter Ort, weit mehr westindischer Art als indischer, und namentlich der großartigen Züge entbehrend. Wie auf Madras so blickt der Anglo-Indier des Nordens auch auf Bombay mit einiger Geringschätzung, und dieses ziemlich lebhafte Gefühl kann sich um so mehr befestigen, als der Dienst der drei Präsidentschaften sowohl im Civil als im Militär scharf gesondert ist. Großes geht allerdings nur in Nordindien vor, und die Eroberung von Scinde, die einzige bedeutendere Episode von Bombay machte Niemanden rechte Freude, da man sie nicht nur für ein Unrecht sondern auch für einen Fehler hielt.

Unser Letztes in Indien war der Besuch der Insel Elephanta, die zu berühmt ist als daß wir uns ihre Besichtigung hätten ersparen dürfen. Der Gouverneur vergönnte uns abermals den Gebrauch seines kleinen Dampfboots, wir verließen den Quai mit Tagesanbruch und waren noch ehe die Sonne einige Kraft gewonnen hatte, an der kleinen malerischen Insel. Sie ist etwa eine Stunde lang, aus zwei Hügeln bestehend, von denen der westliche, kleinere die Tempel enthält; ein guter Weg führt hinauf, an einem Bungalow vorüber der zum Besten von Besuchern hier erbaut ist.

Wie in Adjunta Alles buddhistisch, so sind die Tempel von Elephanta rein braminisch. Der erste große Tempel, nach Norden zu offen, ist einstöckig aber von großer Ausdehnung und Stattlichkeit; die Säulen sind sehr schön ausgearbeitet, aber leider haben die Portugiesen bei ihrer Landung den Tempel in fanatischem Eifer mit Kanonen zusammenzuschießen versucht, und er ist mehr zerstört als irgend einer. Einige Reste von Reliefs und kolossalen Karyatiden zeigen höhere Kunst als die von Adjunta und Ellora, und die Figuren sind voller und weicher. Im Hintergrund in einer Nische sieht man eine kolossale dreiköpfige Büste der Trimurti oder Hindu-Trinität, jeder Kopf etwa 8 Fuß hoch; dieses Monument ist vollkommen wohl erhalten, sehr schön ausgeführt und wahrhaft imponirend. Drei andere Tempel sind nicht erwähnenswerth, sie sind klein und zerfallen. Auch den kolossalen aber halbzertrümmerten Elephanten der der Insel ihren Namen gegeben hat, sahen wir nicht; wir hatten steinerne Elephanten genug in Ellora gehabt. Die Insel zeigt ein wenig Anbau und mehrere Fischerboote ankerten davor; das Ganze aber ist bewaldet, reich an Palmen und von ächt tropischer Schönheit; die Aussicht auf die umliegenden Inseln, die See im Glanz der Morgensonne und die vielen Fahrzeuge die sie belebten, war herrlich.

Zwölfter Abschnitt.

Aden — Egypten — Heimkehr.

Die Dampffregatte Moozuffer der ostindischen Compagnie sollte am 15. April die Fahrt nach Aden machen, um dort die Post von Bombay dem aus Calcutta und Ceylon kommenden Schiff zu übergeben. Die Vergünstigung auf diesem Schiffe zu reisen, welche leicht gewährt wird, wurde auch uns zu Theil, und wir ließen uns in einem Pattimar, einem der anscheinend unbehülflichen aber schnell segelnden Fahrzeuge der Küste an Bord der Fregatte bringen, wo nun ein Passagier nach dem andern herankam; wir waren zuletzt wohl 25 Personen, meist strahlende Gesichter, die ebenso wie wir die Heimath in wenigen Wochen zu begrüßen hofften; nur einige Officiere die nach dem dürren felsigen Aden bestimmt waren, sahen in diesem freudlosen Ziel freilich keinen Anlaß zum Jubel.

Ehe wir aber in See gingen hatten wir einen eben

so widrigen als andrerseits merkwürdigen Zwischenfall: es befanden sich drei betrunkene Matrosen an Bord, lästerlich betrunken und zwar in — Eau de Cologne! Der Matrose, der im Hafen nicht leicht die Erlaubniß erhält ans Land zu gehen und sich auszutoben, weiß auf alle mögliche Weise an Bord geistige Getränke einzuschmuggeln, und die englischen Seeromane erzählen manches Beispiel der Art: diese aber hatten von einem der in Bombay sehr häufigen herumziehenden Krämer, die auch an Bord der Schiffe steigen, eine große Quantität Eau de Cologne erstanden, vielleicht ein gut Theil ihrer Habe für den kostbaren Parfüm hingegeben, und waren nun in einem so ordnungswidrigen Zustand, daß man sie fesseln, ja zuletzt knebeln mußte, weil sie die ungebührlichsten Schimpfreden gegen Schiff und Officiere ausstießen. Die Scenen die daraus erfolgten waren der widerwärtigsten Art; zugleich erinnerte mich aber der Vorfall an einen ähnlichen der in Hongkong zu meiner Kenntniß kam, wo ein junger Engländer von guter Erziehung so tief in das Laster des Trunkes verfiel, daß er einem meiner Bekannten sechs Flaschen Eau de Lavande stahl, und bald wie ein Tobsüchtiger hinter schweren eisernen Riegeln gehalten werden mußte, da er aus gelinderer Haft mehrmals ausgebrochen war.

Nun kam auch die Mail an Bord; ich betrachtete diese schweren Kästen immer mit besonderem Wohlwollen,

seit ich ihnen die ohne Ausnahme richtige Ueberkunft so mancher Briefe in die Heimath dankte; Abends 9 Uhr lichteten wir die Anker und steuerten fröhlich nach dem ersehnten Westen.

Die Dampffregatte Moozuffer* (d. i. Eroberer) war ein neues von allen Kennern als unübertrefflich schön bezeichnetes Schiff, das eben erst ums Cap der guten Hoffnung von England her gekommen war; sie hatte auf dieser Reise, wo sie nur die Segel gebrauchte, auch die schnellsten Schiffe überholt, und sollte nun die erste große Probefahrt mit Dampfkraft machen. Die Masten obgleich nur zwei an der Zahl, hatten die Höhe von Fregattenmasten, die Länge war 250 Fuß, Tonnengehalt 1450, Pferdekraft 500 und Schaufelräder von 36 Fuß Durchmesser. Die Maschinen besaßen alle neuen Verbesserungen, sie dienten zugleich um das Schiff zu pumpen, bei Feuersgefahr Spritzen zu treiben, und das condensirte Wasser wurde in aparte Behälter geleitet und war trinkbar; ich kostete es selbst und fand es zwar etwas fad, doch so gut als überhaupt Wasser wie es an Bord zu sein pflegt. Einen Nachtheil hatten wir aber doch von aller dieser Herrlichkeit: die Maschinen waren neu und bedurften des Nachsehens, und daneben pflegten sie in übergroßer Vehemenz jeden Tag ein halb Dutzend der Bretter an den Schaufelrädern entzwei zu

* Kürzlich im Irawaddi gescheitert.

schlagen. So gab es jeden Tag einige Stunden Aufenthalt, und obwohl wir in der Zwischenzeit 10 ja 11½ Knoten machten, so war doch eine 9tägige Reise für die Strecke von 17 bis 1800 Seemeilen wenigstens keine außergewöhnlich schnelle; aber wir gingen die ganze Zeit, den letzten Tag ausgenommen, mit halber Kraft und hatten nur die Hälfte der Kessel geheizt.

Ein Kriegsschiff hat keine Räume für Passagiere, und wir wurden deßhalb alle zusammen in die Waffenkammer, ein finstres dumpfes Loch gesteckt, wo wir uns des Morgens waschen konnten; den Tag über waren wir auf Deck, aßen und schliefen dort, da heitrer Himmel und spiegelglatte See unsere Fahrt begünstigten. Besonders waren die Mahlzeiten auf Deck höchst angenehm; der Capitain, welchem aus der Zahlung der Passagiere für die Verköstigung ein ansehnlicher Gewinn erwachsen soll, hatte die Tafel aufs Anständigste versorgen lassen, und dabei hatte man die frische Seeluft, den Blick aufs Meer und auf das musterhaft reingehaltene Deck des Schiffs. Weniger behaglich fanden wohl die Officiere die Entweihung ihrer stolzen Fregatte zu einem Paketboot, und es ist bekannt daß alle Kriegsschiffe dagegen eine große Abneigung haben. Da unsere Gesellschaft jedoch ganz den indischen Charakter hatte exclusiv gut zu sein, so wußten sie sich eher darein zu finden. Unsere Gesellschaft hatte zu ihrem vorzüglichsten

Zeitvertreib das edle Schach erwählt, außerdem unterhielt man sich sehr gut mit einander, und kleine Zwischenfälle fehlten auch nicht; eines Abends wurde der Mannschaft ein Tanz zur Violine gewährt, und ich mußte die Fußgewandtheit dieser anscheinend so plumpen Menschenkinder bewundern. Ein schlimmer Zwischenfall war Feuer an Bord, da in der Nacht einiges Holzwerk in der Nähe des Schlots in Brand gerieth; zum Glück wurde es bald gelöscht, ohne daß die Mehrzahl der Passagiere durch die Kunde von dem befürchteten Unheil, dem entsetzlichsten das die Phantasie sich ausmalen kann, aus dem Schlafe geschreckt worden wäre.

Am 23. sahen wir die arabische Küste zu unserer Rechten, und am 24. war die Halbinsel von Aden sichtbar. Nachmittags passirten wir gerade südlich an diesem merkwürdigen Ort vorbei, und der General, neben mir stehend um die malerischen Bergformen zu bewundern, rief aus: „das sind wirklich so scharfe Conturen als man sich nur wünschen kann!“ und bezeichnete damit sehr richtig den Charakter der Landschaft. Es sind vulkanische Berggipfel, so zackig, schroff, öde und wild wie ich sie nie gesehen; kein Grashalm ziert die braunen verbrannten Abhänge, die sich steil aus der See erheben und mit einem Gipfel von etwa 1500 Fuß enden. Wir gelangten in die sog. Back Bay, eine weite aber geschützte Bai, wo in einer engen wilden Schlucht ein

Gasthof für die Heuschreckenschwärme von Reisenden errichtet ist, die zweimal monatlich den dürren Fels auf einige Tage überziehen. Das sogenannte Hotel ist ein Agglomerat verschiedener Schoppen von Matten und Geflecht, hat ein Billard für gelangweilte Leute (ein groß Publikum in Aden), Bäder als etwas Unentbehrliches an dem heißen Ort, und Schlafzimmer in denen Niemand schlafen kann, denn Hitze und Ungeziefer sind unerträglich. Alles ist schlecht und natürlich sehr theuer, das Schlimmste aber ist, daß das Wasser aus der einzigen Quelle kaum trinkbar und für Fremde selbst gefährlich ist; so hatten wir denn an Thee und Sodawasser eine Rechnung für Getränke von solcher Höhe, als hätten wir uns dem unmäßigsten Weingenuß in den paar Tagen ergeben.

Capitain Haines von der Marine der Compagnie ist der überlegene und energische Mann, der die Leitung der Colonie von Anfang, dem Jahre 1839 an, geführt hat und dieselbe noch jetzt bewahrt; sein freundliches Geleite durch die Merkwürdigkeiten des Orts war mithin von dem größten Interesse. Die Stadt ist eine deutsche Meile von Steamer Point, dem Landungsplatz der Dampfschiffe wo in der Nähe auch das Wirthshaus liegt, entfernt, und wir waren deßhalb mit Tagesanbruch zu Pferd; eine recht gute Straße führt entlang der Bai hin, rechts hat man die zackigen bimssteinartig

aussehenden Felsen, links die Bai und den Blick auf das arabische Ufer, und so gelangt man endlich an eine enge hohe Felsschlucht, die gesprengt ist um die Stadt vom nördlichen Theil der Halbinsel zugänglich zu machen. Hier, auf diesem gesprengten Bergrücken ist der Hauptpunkt der damals erst entstehenden Befestigungen; eine Brücke verbindet die Mauern welche sich an diesem Rücken hinziehen, und überall wo der Felsen selbst nicht unersteiglich ist, ist er von Mauern gekrönt; einige Batterien bestreichen die Stadt von der einen, die Landenge von der andern Seite, und man hat hier einen vollkommenen Ueberblick. Die Landenge verbindet nach Norden die Halbinsel mit dem arabischen Festland, die Halbinsel selbst steht hammerförmig nach Süden hervor, indem sie sich von der Landenge aus nach Ost und West ausdehnt; das westlich abermals vorspringende arabische Ufer bildet jene Back Bay. Wir wandten uns von unserer Warte zunächst nach der Stadt hin, die in einem Kessel, einem alten Krater vor uns lag; die grell weißen Häuser, ohne alle Umgebung von Grün bildeten schon einige regelmäßige Straßen, denn das Oertchen war trotz der entsetzlich öden Lage in raschem Zunehmen. Wir sahen einige Läden unternehmender Parsis, leidliche steinerne Häuser und sogar zwei Gärten mit ein bischen Grün; auf eine Art Marktplatz war Bedacht genommen, und auf diesem steht einer der wenigen Reste arabischer

Herrschaft, ein geschmackloser Minaret den Capt. Haines zum Gedächtniß hat stehen lassen. Dicht vor der Bucht an der die Stadt liegt befindet sich eine kleine Insel, ebenfalls stark befestigt.

Nachdem wir die heiße Zeit des Tages hatten vorübergehen lassen, ritten wir nach dem Turkish Wall, der eine Stunde von der Stadt gelegenen Grenzmauer auf der Landzunge; es war bis dahin eine niedrige Mauer, quer über den Isthmus gezogen, der an dieser Stelle völlig flach und etwa 1700 Schritt breit ist; einige hundert Mann liegen dort zum Schutze des Orts, eine Strecke hinter dem alten Mauerwerk aber, da wo sich zwei Ausläufer der Berge an beiden Seiten ins Meer erstrecken, wurde die eigentliche Befestigungslinie errichtet, zwei starke Bastionen an beiden Seiten und Wall und Graben, welche die beiden Vorgebirge verbinden sollten. Diese Anlagen sind höchst kostspielig, 3 Fuß unter der Oberfläche findet man schon Wasser und alle Grundbauten mußten mit Cement ausgeführt werden, der, einmal unter Wasser, in einem Monat zu Stein wird. Jenseits ist die Gegend völlig flach, und soll in einiger Entfernung eben so fruchtbar sein als Aden es nicht ist. In Aden hat man wohl Thau aber fast nie Regen, und oft werden Pferde wegen Futtermangel zum Geschenk ausgeboten.

Die Engländer haben sich seit dem Jahre 1839 in

Aden festgesetzt, nach einem leichten Kampfe gegen den Sultan des Orts; einige Zeit nach der Besitznahme bezog derselbe eine jährliche Rente, welche er aber in Folge eines Angriffs auf Aden eingebüßt hat. Damals war Aden ein Oertchen von 600 Einwohnern, meist Fischern, jetzt zählt es 20,000 ohne die Truppen, meist Araber, Hindus und Sumalis, ein Negerstamm, daneben aber Chinesen, Malayen, Perser, Afghanen, Juden und Parsi's. Etwa 2500 Mann, bestehend namentlich aus Truppen von Madras, das mit Bombay in der Besatzung abwechselt, bilden die Garnison, und der Ort war schon damals wohl gesichert gegen einen Ueberfall der Araber; innerhalb Aden darf Niemand Waffen tragen, und gegen Verrath schützt man sich so gut man kann. Gerade in jenen Tagen drohte wieder ein Angriff, und einige Details die ich Capt. Haines verdanke, illustriren recht hübsch den arabischen Charakter: ein Haufen arabischer Krieger kam vor wenigen Tagen zum Ex-Sultan von Aden, der 26 englische Meilen von hier wohnt, und begehrte einen Tribut der ihnen herkömmlich gebühre. Der Sultan erwiederte: „Die Kuh die ich zu melken pflegte ist mir verloren gegangen, und ich habe keine Mittel Euch zu bezahlen; wollt Ihr mir aber wieder zu meiner Kuh verhelfen, so will ich Euch mit Freuden drei Kameele mit Silber beladen geben.“ Diese Kunde war Capt. Haines hinterbracht worden: die krummen

Wege orientalischer Diplomatie sind den Anglo-Indianern zu bekannt und geläufig, als daß man sich darüber wundern dürfte; jedenfalls berechtigten die vorhandenen Anzeichen einen neuen Ueberfall zu erwarten, doch dazu meinte er würden sie erst eine dunkle Nacht abwarten, während wir gerade Mondschein hatten. Mehrere Tage war sogar aller Verkehr gehemmt, ein empfindliches Uebel da Aden nichts selbst erzeugt, aber nun waren wieder 200 Kameele statt der gewöhnlichen 400 über die Landzunge und die türkische Mauer eingegangen; trotz der Betheurungen guten Einvernehmens meinte Capt. H. es sei wohl bloß die Absicht sie hinein gelangen zu lassen, um ihnen bei der Rückkehr den Erlös an baarem Geld abzunehmen.

Eine solche im vollen Maaße unergiebige Niederlassung kostet natürlich große Summen, und doch kann England einen guten Hafen und von Natur festen Ort am Ausgang des rothen Meeres nicht zu theuer erkaufen, so lange die Straße über Egypten nicht zu seiner unbestrittenen Disposition ist. So gewiß diese Straße der Lebensnerv des Bandes zwischen England und seinem indischen Reiche ist, so gewiß wird Egypten früher oder später der Schauplatz eines verzweifelten Kampfes zwischen England und Frankreich sein, und um diesen Kampfplatz rasch und wohlgerüstet betreten zu können, ist Aden von entschiedenem Werth. In Einem Monat können,

so versicherte man mich, 30,000 Mann anglo-indischer Truppen von Bombay und Aden nach Egypten verschifft werden. Die Franzosen haben sich denn auch nach einem Ruhepunkt in der Nähe umgesehen, und einige Zeit an Socotra gedacht, das aber schon von den Engländern als ungesund aufgegeben worden, später sollen sie El Hafun, südlich vom Cap Gardafui gelegen, ins Auge gefaßt haben; Jemand der dort gewesen sagte mir es sei eine Halbinsel wie Aden, aber ein 700 Fuß hohes Plateau, und leicht zu vertheidigen. Daraus könnten sie höchstens eine Kohlenstation machen; eine Ansiedlung, die den Engländern durch die Nachbarschaft Indiens selbst auf Aden leicht wurde, würde bei der völligen Isolirung von französischem Besitz nicht denkbar sein, wären die Franzosen auch weit geschickter zum Colonisiren als sie es sind.

Ein flüchtiger Blick auf die Menschenracen von Aden war interessant. Die Araber sind kleiner Statur, von hellbraunem verbranntem Teint, und die welche ich gesehen habe mehr von verkniffenen, den malayischen ähnlichen Zügen als von orientalischem Schnitt. Die Sumali's sind Neger, wie ihr wolliges Haar verräth, doch haben sie nichts Fratzenhaftes und sollen thätig und intelligent sein; ihre Kinnladen treten zwar hervor, aber das ist compensirt durch die aufrechte Stellung des Schädels. Dagegen fehlen auch ihnen die Waden. Ihre

Manier ihr wolliges Haar roth oder grün zu färben ist eben so lächerlich als abscheulich.

Wir empfingen hier Londoner Nachrichten die nur 20 Tage alt waren, und zugleich eine Sendung von Neulingen, Griffins, die sich bei 28° Hitze kläglich genug geberdeten. Nun ergoß sich aber auch die Schaar der von Calcutta angekommenen Passagiere ins Land, und es war in dem schlechten Wirthshaus unbehaglicher als je; doch brachte das Schiff auch einige alte Bekannte, darunter jene zwei französischen Edelleute und meinen gütigen Gastfreund von Calcutta, Herrn Schoene. Nachdem wir in der engen Barracke mit der Masse Passagiere eine wahre Walpurgisnacht durchlebt hatten, gingen auch wir am Morgen des 1. Mai an Bord des Dampfschiffs Haddington.

In Allem waren nicht weniger als 180 Passagiere an Bord, und ebenso wie wir mehr überrascht als erfreut waren uns in so zahlreicher Gesellschaft zu finden, so waren die alten Passagiere wenig erbaut über den ansehnlichen Zuwachs, der das schon überfüllte Schiff noch unbehaglicher machte; es war freilich die Jahreszeit wo Jeder gern den heißen Winden in Indien aus dem Wege geht, um im Wonnemonat Europa zu erreichen. Das Gedränge war unerträglich, der Mangel an guten Provisionen, gutem Wasser, aufmerksamer Bedienung schreiend, dabei war das Schiff, welches viel kleiner als

die Hindostan war, völlig überladen mit Passagieren, an sich unbequem, aufs Klima nicht berechnet, langsam und von unangenehmer Bewegung. Uns Passagieren, die wir bei dem enormen Preis den man bezahlt doch einige Prätentionen machen durften, riß die Geduld vollständig, und in ächt englischer Weise machten wir unserem Unwillen in einem Meeting Luft, das durch den Vorsitz des Lord Bischof von Madras einen imponirenden Charakter gewann; so nahmen wir denn a set of resolutions an, die wir zu wohlverdienter Strafe in den Times und in einer Zeitung von Calcutta veröffentlichten. Was mir die unbehagliche Fahrt noch mehr verleidete war die gemischte Gesellschaft in der wir uns befanden, ein Ding wogegen man sehr empfindlich ist nachdem man die gute Gesellschaft Nordindiens fast ein halbes Jahr lang genossen.

Eine sehr ernste Scene begab sich am ersten Tage, ein Todesfall an Bord, und ich begegnete zum Erstenmal zur See diesem Eindrucke; es war ein Passagier der krank in Aden anlangte, und den man hatte bewegen wollen dort ans Land zu gehen; der Arme hatte es verweigert, wohl in dem natürlichen Wunsche, wo nicht die Heimath zu erreichen, doch seinen Weg dahin fortzusetzen so lange ihm noch Kraft blieb. Man zeigte mir ihn den Morgen, eingehüllt in Decken, als einen Kranken der England schwerlich erreichen werde, und

zwei Stunden darauf war er todt. Den Nachmittag war die Bestattung: nur wenige Passagiere hatten sich versammelt, ja die Mehrzahl wußte nichts davon bis es vorüber war; man hatte ihn auf dem untern Deck hinter den Radkasten auf eine Art Bahre gelegt, bedeckt mit der englischen Flagge, und nach einem kurzen Gebet wurde er ins Meer geworfen.

Nachdem wir in der Abenddämmerung am 1. die Straße Bab-el-Mandeb passirt, sahen wir nur gelegentlich einzelne Inseln vulkanischer Natur; die Ufer verschwinden. So an Mocca, Jidda, Mecca, Medina und Cosseir (unweit Theben) vorüberzufliegen war recht »tantalizing.« Es wäre nicht absurd zu fragen, ob das rothe Meer wirklich roth ist, seine Färbung ist mir jedoch nicht anders erschienen als die von andern Meeren. Ein Seemann, Capitain in der indischen Marine erzählte mir, daß die Nordwinde in der langen und schmalen Bucht von Suez zuweilen eine solche Gewalt gewinnen, daß sie das Wasser wie einen Wall vor sich hertreiben, ein Phänomen das lebhaft an den Durchzug der Kinder Israel erinnert.

Die Fata Morgana sahen wir öfters; das Erstemal waren zwei Inseln, etwa 20 engl. Meilen entfernt, sammt der See abgespiegelt, umgekehrt erscheinend und mit den wahren Inseln zusammenfließend; es war unmittelbar nach Sonnenuntergang. So zeigten sich die

Schiffe im Hafen von Suez ebenfalls umgekehrt, auch in der Wüste und bei Alexandria habe ich die Erscheinung mehrmals beobachtet.

Am 8. Mai mit Tagesanbruch warfen wir Anker in der Bai von Suez, und der elende Hafenort, so wichtig für die Welt und uns so ersehnt, lag vor uns; gegen den Nordwind und mit den plumpen Segelbooten des Orts kostete es 3 Stunden Zeit, ehe wir das eine deutsche Meile entfernte Ufer erreichten. Der Hafen ist sehr versandet und nur durch einen engen Kanal zugänglich; dicht am Ufer, auf einem gemauerten Quai, steht das große neugebaute Hotel, welches der Vicekönig Mehemed Ali zum Nutzen und Frommen der Reisenden hat einrichten lassen, groß genug selbst für unsere zahlreiche Gesellschaft. Das massive Gebäude mit einem großen Hof und Gallerien ist fest und geräumig genug, um strategischen Zwecken wenn auch unvollkommen zu dienen: die Kanonen der Schiffe würden nicht so weit dringen; sonst ist der Ort nicht befestigt, und nur eine kleine Batterie steht auf dem Quai. Wir hatten anderthalb Tage lang volle Gelegenheit die Abwesenheit jeglichen Interesses an dem öden Ort zu ergründen; erst mußten die Passagiere die von Calcutta kamen, besonders alle die befördert werden welche ohne Aufenthalt nach England gingen, und erst am 9. Abends kam auch unsere Stunde. Wir verließen Suez in zwei Wagen, eine

Gesellschaft von 12 Personen, worunter der General und Schoene, einige angloindische Civilbeamte und ein paar Amerikaner; diese Nation erscheint außer ihrem Vaterlande, wo der Maaßstab zu ihrer billigen Beurtheilung gegeben ist, nicht immer zu ihrem Vortheil, und neben den Engländern stechen ihre Manieren sehr ab, eine Bemerkung die ich oft gemacht habe. Die Wagen durch welche selbst die Wüstenreise in den Bereich der Alltäglichkeit und des frachtmäßigen Reisens unserer Zeit gezogen ist, sind bedeckte zweirädrige Karren, in denen 6 Personen, wie im Omnibus der Länge nach, kümmerlich Platz finden; der unbequeme Sitz, Staub, Hitze und unerträgliche Blendung machen die Reise zu einer höchst angreifenden. Die 82 englischen Meilen zwischen Suez und Cairo sind in 16 Stationen zum Pferdewechsel eingetheilt, und wir legten die Strecke in 20 Stunden, wovon freilich ein gutes Drittel auf Umspannen und Aufenthalt kommt, zurück. Auf der 4. 8. 12. Station findet man wohnliche Salons, selbst Schlafzimmer, und Erfrischungen, die übrigen enthalten bloß Ställe; das Ganze ist recht wohl geordnet und machte dem Organisationsgeist des Pascha's Ehre, welcher alle diese Transit-Anstalten eifersüchtiger Weise selbst in der Hand behielt; die Verköstigung in Suez, Cairo und Alexandria, wie hier in der Wüste, empfängt man von ein und demselben Unternehmer, dem Franzosen Colomb, und sie

ist musterhaft gut. Die vier wilden Bestien welche vorgespannt wurden, waren rasch genug mit dem Wagen davon, und zum Glück ist die Wüste weit genug für die Extravaganzen die sie sich gelegentlich vergönnen. Die Landschaft ist trostlos über alle Begriffe; die erste Hälfte des Wegs ist eben, und eine Bergreihe zieht sich zur Linken in einiger Entfernung hin; diesen Aussichtspunkt ausgenommen ist Alles öde und einförmig, Züge von Kameelen, welche theils Gepäck, theils Trinkwasser für die Stationen tragen, sind das Einzige was man antrifft; die Gebeine der armen Thiere welche unterwegs erlagen, sind in Menge überall verstreut und verkünden das harte Schicksal dieser geduldigen und lastbaren Knechte menschlichen Interesses. Ein einziger Baum, bekannt als „der Baum," steht in der Nähe der mittleren Station; außerdem findet man nur einzelne Strecken mit dürftigem Gestrüpp und Gras bewachsen. Mehrmals sahen wir jenes Trugbild einer Wasserfläche, das dem wirklichen Wüstenreisenden so quälend wird. Entlang dem Wege, d. h. der geraden durch Wagenspuren angedeuteten Route sind Telegraphenstationen errichtet, um die Ankunft der Schiffe und Passagier-Züge zu melden.

Die zweite Hälfte des Wegs ist mehr hügelig und für die Pferde doppelt schwierig; der Geolog kann hier über die abgeschliffenen Kiesel philosophiren, welche die

frühere Herrschaft des Wassers andeuten. Zuletzt findet sich auch eine neu angelegte Wegstrecke, d. h. die Steine sind an der Seite aufgehäuft, und man ist übler dran als zuvor: so unangenehm es ist über Felsblöcke zu fahren, oder den Weg in der Nacht zu verlieren und eine Entdeckungs-Expedition zu seiner Auffindung entsenden zu müssen, so ist es doch noch schlimmer in fortwährender Gefahr zu schweben, daß die Pferde, solcher Beschränkung ungewohnt, über Wall und Graben davon springen. Etwa drei Stationen vom Ziel erblickt man in der Ferne das fruchtbare Nilthal, allmälig unterscheidet man die Pyramiden, ein Anblick von mächtigem, fast erschütterndem Interesse, und dann die Häuser und Minarets von Cairo. Bald gelangt man nun an die Grenze der Wüste und an grüne freundliche Gärten, und so ist auch dieses Reiseziel erreicht.

Nur wenige Züge gebe ich aus dem Bild einer Stadt die eines längeren Aufenthaltes werth ist, und die überdies treffliche Beschreiber gefunden hat. Drei ganz verschiedene Richtungen öffnen sich dort dem aufmerksamen Reisenden, die alt und eifrig mahommedanische Stadt, die neuen Schöpfungen Mehemed Ali's und die klassischen Erinnerungen. Genüge es zu sagen, daß ich zehn Tage lang die Pyramiden oft in der malerischsten Beleuchtung vor meinem Fenster hatte, daß ich ihre Besteigung, die Besichtigung der Sphinx und der

sogenannten Pompejus-Säule nicht versäumt habe, und daß die Namen barbarischer Besucher die mit dem Theerpinsel dort dick aufgetragen waren, mir die Nähe europäischer Alltäglichkeit nur zu deutlich verriethen. Nur von den Pyramiden sei erwähnt, daß ihre Lage am Saum der Wüste, wo kein Gegenstand zur Vergleichung ihrer Höhe sich bietet, sowie die natürliche Verjüngung die schon in ihrer Struktur liegt, dem sinnlichen Eindruck sehr schadet. Die Wüste ist scharf abgeschnitten mit den Grenzen der Nil-Ueberschwemmung, und das Grün des bewässerten Flußthals neben der trostlosen Dürre, nicht minder die Lehmmauern und Lehmhütten erinnern lebhaft an Lima.

Daß der schöpferische Geist Mehemed Ali's in Land und Stadt eine Regsamkeit gebracht hat, welche dem muselmännischen Charakter fremd ist, davon legen jene Einrichtungen zum Besten der Reisenden, der weite freundliche Platz Esbekieh an dem man wohnt, die sauberen Gärten und Paläste des Vicekönigs, sein Heer und seine Flotte auch dem flüchtigen Besucher Zeugniß ab. Ob seine Schöpfungen dem Lande und Volke selbst zum Segen gereichen und ob deren Grundlage Dauer verheißt, darüber vermesse ich mich nicht zu urtheilen. Den alten Vicekönig zu sehen war uns nicht vergönnt, da er in Trauer über den Tod des jungen Hussein Bey sich in tiefster Abgeschlossenheit hielt; das war der

vierzigste von 44 Söhnen die der alte Mann vor sich begraben sah, und es bewährte sich an seiner Familie der Ruf des egyptischen Klima's, daß es für die Eingebornen gesund, den Ausländern verderblich sei.

Cairo als Muster einer mahommedanischen* Stadt hat seines Gleichen nicht in Indien, und wenn auch die Prachtbauten der Moguls in Agra und Delhi freilich völlig unerreicht dastehen, so ist die Mehrzahl der Häuser und Straßen desto ärmlicher und es fehlt an den ansehnlichen steinernen Privathäusern. Die Hauptstraßen sind mäßig weit, reinlich und enthalten in den Erdgeschossen großentheils Läden; eine ungeheure Volksmenge drängt sich fortwährend durch dieselben, Wohlhabende und Europäer reiten auf raschen, stattlichen Eseln durch die Menge, und man wundert sich daß nicht fortwährend Unglück geschieht. Die Nebenstraßen sind sehr eng und schließen die Sonne fast ganz aus, ja die Erker und Gallerien berühren sich beinahe; meist ist schöner gelber Kalkstein das Material, mit viel Holz und Schnitzwerk; die ärmern Häuser sind in indischer Weise von Lehm. Einige der Hauptstraßen erinnerten mich sehr an Canton, auch hier sind viele von oben bedeckt, die einzelnen Straßen oft mit Thoren verschlossen, großes Gedräng ohne Störung, und keine Fuhrwerke wie in Canton auch. An

* In Indien heißt es Mahommed, in Egypten Mohammed, stets aber mit dem Accent auf der zweiten Sylbe.

Moscheen ist Cairo sehr reich, sie gleichen aber nicht jenen offenen Hallen in Indien, sondern sind geschlossene Gebäude im Charakter christlicher Kirchen älterer Bauart; meist haben sie nur Einen geschmacklosen Minaret. Selbst Mehemed Ali's Moschee auf der Citadelle, an der nun schon 19 Jahre gearbeitet wurde, ist ein sehr geschmackloses Bauwerk, das nur durch seine Größe und Kostbarkeit imponiren kann; es wurde gerade mit alabasterartigem Marmor belegt.

Der Muselmann der Mittelklassen, welcher neben dem eigentlichen Volk des Landes, den Fellahs steht, zeigt nicht nur jene Gravität, die schon durch die langen schweren Gewänder und die lange Pfeife bedingt wird, sondern die mir von Indien schon bekannte Grazie des Orientalen, welcher hier die Würde seltener fehlt. Das Leben dieses Volkes gründlich zu beschreiben bedürfte es eines langen Aufenthaltes, wie ihn der Engländer Lane zur Grundlage seines köstlichen Werkes über die modernen Egypter gemacht hat; es ist eines der anziehendsten Bücher die ich kenne, in welchem besonders der schwärmerische innige religiöse Glaube des unverdorbenen Muselmanns in merkwürdiger Weise ans Licht gestellt ist. Das auch dem flüchtigen Reisenden zugängliche Schauspiel der Derwische in Cairo, deren religiöse Aufregung sich zu rasendem Gebrüll und wildem Tanz steigert, ist ein Beleg von dämonischem Fanatismus, wie er selbst in Indien nicht höher sein kann.

Am 20. früh schlossen wir uns der Karawane neuer Reisenden an, welche von Suez in rasselnder Eile herübergelangt, in eben solcher Hast den Nil hinab befördert wurden. In Boulac, dem Hafenplatz Cairo's am Strom besteigt man ein kleines Dampfboot; bald kommt man an den Anfängen der Riesenkanäle vorüber, die dem ganzen Delta des Nils die Wohlthat der Bewässerung zu sichern bestimmt sind; von hier hat man eine einförmige Fahrt auf dem seichten westlichen Arm des Nils durch flache, sorgfältig kultivirte und bewässerte Gegenden. Nachts 1 Uhr in Atfeh angekommen, wurden wir auf dem Mahmoudie-Kanal von Schleppdampfbooten gezogen nach Alexandria befördert, und hier in einem Stadttheil der fast ganz europäisch genannt werden kann, erwartete ich mit heißer Sehnsucht den Tag der Abfahrt nach Triest.

Am 26. Mai endlich segelte das Dampfschiff Arciduca Giovanni; zu so lautem Jubel die Ausfahrt von dem letzten Orte der Fremde uns Alle stimmen mochte, so verstummte er rasch in allgemeiner kläglicher Seekrankheit, die für den Weitgereisten unrühmlich genug war. Die Kleinheit des Schiffs, ein widriger Nordwind mit hoher See, und die Eigenthümlichkeit des Hafens daß man plötzlich ins offene Meer hinausgelangt, mochten die Ursache der allgemeinen ausnahmslosen Niederlage sein. Erst nach dreitägiger Fahrt, während der wir an

Candia, Scarpanto, Santorin, Paros vorbeigeflogen, athmeten wir wieder auf in der Bai von Syra, deren kahle Höhen und weiße Häusermassen jedoch für uns ein verbotenes Paradies waren; wie weiland in Callao lagen wir unter der gelben Flagge, verpestet und geflohen, und mußten geduldig an Bord die Ankunft des Dampfschiffs von Smyrna abwarten. Vor uns lag das altheilige Delos, dem Hafen gegenüber; ein Yankee den ich darauf aufmerksam machte, sagte trocken: „dort wächst guter Wein!“ Aber so arg mir diese Antwort des Barbaren, der nur aus der Waarenkunde Reminiscenzen hatte, in die Ohren klang, so sehr mußten wir uns alle gestehen, daß uns in den Tropen das Gefühl für klassische Orte fast verloren gegangen.

Am 31. Abends führte uns das elegante Dampfschiff Imperatore von dannen. Am 1. Juni Mittags passirten wir das Cap Matapan, den nächsten Tag die Jonischen Inseln; durch die Nähe der Heimkehr lebhaft aufgeregt, begrüßte ich Ithaka, das ersehnte Ziel jener ältesten und poetischsten Irrfahrt, fast mit Rührung. Alle diese Inseln wie das albanische Festland sind von sehr kühnen und scharfen Formen; Corfu dagegen, wo wir ankerten, ist mehr ein lachendes Bild, grün, die Häuser von freundlichem Aussehen, und das Ganze nicht unwerth der Stätte von Alkinous Gärten und Herrschersitz. Nun noch eine zweitägige Fahrt durch

das adriatische Meer, der flachen und freundlichen Küste Dalmatiens entlang, und um Mitternacht den 5. Juni warfen wir Anker im Hafen von Triest.

Es war mir ein Augenblick überwältigender Rührung, als ich am nächsten Morgen unter dem Geläute deutscher sonntäglicher Glocken die geliebte deutsche Erde wieder betrat. Unter Gottes Schutz war die weite und wechselvolle Fahrt glücklich beendet, und ihre Mühseligkeiten und Anstrengungen waren ein geringer Preis für das Gefühl des Glücks das mich in jenen Tagen erfüllte; es kann es nur der nachempfinden, der sich auf eine solche Zeit von Allem was ihm theuer war getrennt hat, und der, noch unberührt von den schmerzlichen Enttäuschungen des Lebens, nun wieder an die alte Stelle tritt. Nur mit kurzen Worten führe ich den Faden zum Ausgangspunkte zurück: nach einer Reise die drei Jahre und zehn Tage gedauert hatte, erreichte ich am 28. Juli 1847 wieder die Heimath.

Digitized by Google

Digitized by Google

OCT 3 - 1933

Digitized by Google

Digitized by Google